Diese Mikroverfilmung wurde von der

Stiftung der Sparkasse Eichsfeld

ermöglicht

1. Jahrgang. – Blatt Nr. 36

Sonntag, 4. Dezember 1932
Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Unter dem Adventskranz

Der Dezembersturm heult ums Haus. Die Gardinen blähen sich. Leise schaukelt an seinen drei Bändern der grüne Tannenkranz mit den Kienzapfen und den roten Beeren, der seit dem ersten Advent in unserer Wohnstube aufgehängt ist. Er trägt erst ein Lichtlein, das im Laufe dieser Woche zu einem Stummelchen herabgebrannt ist. Morgen abend wird die Mutter das zweite Lichtlein aufstecken. Dann werden wir wissen, daß wir schon bald in der zweiten Adventwoche sind.

Es läßt sich schön sitzen unter dem Adventskranz, wenn draußen der Dezembersturm um das Haus heult. Man kann so schön den Rauchwölkchen nachsehen, die man aus der Pfeife bläst, und den Dampfwölkchen, die aus dem Schnabel der alten Kaffeekanne quillen. Man kommt auf mancherlei Gedanken, bei denen man unwillkürlich die Hände faltet.

*

Ich mag ihn gern, diesen Kranz, und es ist mir immer eigen zu Mute, wenn ich am Abend vor dem ersten Adventssonntag das erste Licht anzünde. Wir denken dann an die alten Zeiten, als die Menschheit im Dunkel der Gottferne lag und in langen, bangen Nächten nach dem Messias rief. Es soll eine Sitte sein, die ursprünglich aus evangelischen Gegenden herkommt, und der Brauch mit dem Adventskranz habe erst später in katholischen Gegenden Eingang gefunden. Mich stört das nicht weiter, denn es ist ein wunderlieber Brauch, den ich nicht missen möchte. Denn er trägt so schön die Stimmung der Kirche in die Häuser und Familien. Im Salzkammergut und in der grünen Steiermark, wo Menschen mit einer köstlich warmen Glaubensinnigkeit sehen, verstehen sie es noch besser, den Adventsgedanken lebendig zu machen: an den drei Donnerstagen des Advents ziehen die „schiachen Perchten" um, vermummte Gestalten, die den Advent einfingen. In manchen Gegenden dort unten, wo die hohen Berge stehen, wird in der Adventszeit ein Muttergottesbild (Maria Heimsuchung) jede Nacht in ein anderes Haus getragen, damit es Segen bringe. Im östlichen Deutschland kennt man die Adventskronen, Adventssträuße, Adventsbäumchen, die um ein Adventshäuschen stehen. Im Masurenland ist der Advent für die Kinder die „Singzeit"; die Kinder ziehen vor die Häuser, singen geistliche Lieder und werden dafür beschenkt. Ueberall, wie es der Brauch ist. Bei uns ist der Adventskranz der Brauch, der Kranz aus Tannenreisig, Efeu, Immergrün, Tarus- oder Tujazweigen, vielleicht sogar, wer sichs leisten kann, aus Zweigen der Stechpalme oder der Hülsenkrabbe. Manche mögen nur den selber gemachten; manche kaufen ihn für ein paar Mark in den Blumengeschäften. Gleichviel, wenn's nur ein Adventskranz ist.

***

Das bloße Aufhängen dieses Sinnbildes der Adventszeit genügt nicht. Es lohnt sich auszuprobieren, wieviel Segen für die Familie davon ausgeht, wenn man sich im Kreise aller, die zum Hause gehören, — und dazu gehören auch die Hausmädchen, die das ganze Jahr hindurch Freud und Leid der Familie mitzutragen haben, — unter dem Adventskranz versammelt, als eine kleine Gemeinde. Es lohnt sich auszuprobieren, wie lieblich es klingt, wenn man im Dämmerschein der Adventskerze eines von den schönen Adventsliedern singt, und wenn dann eines aus der Familie ein andächtiges Gebet vorbetet, langsam, bedächtig, daß jedes Wort zu Herzen dringt. Noch ein Adventslied hinterher, noch einen Gruß an die Mutter Gottes, die aus dem Advent nicht wegzudenken ist, ein Schlußlied, — und wenn man nach dieser kleinen Adventsfeier einander die Hände gibt, dann hat man das Gefühl, als sei man stärker geworden. Heranwachsende Kinder, die an solchen stillen Adventsfeiern im Hause teilgenommen haben, werden sie nie aus der Erinnerung verlieren, wie auch im späteren Leben sich ihr Schicksal gestalten mag, und sie werden es ihren Eltern danken, lange über das Grab hinaus. (Einen solchen Dank, der über das Grab hinaus wirkt, können alle gebrauchen, auch wenn sie im übrigen noch so rechtschaffen und fromm gelebt haben; es ist dann oft ihre einzige Ernte in der Zeit, in der sie nicht mehr selber wirken und ernten können.)

***

Wie der Dezembersturm sich wichtig tut! Er probiert mit grimmigem Eifer an den Dachziegeln herum: „Mal nachsehen, ob wir keinen locker machen können." Das würde ihm gefallen, mir einen Ziegel nach dem anderen vom Dach zu reißen, und, nicht wahr, noch einen Dachsparren und ein Stück Regenröhre hinterher? Wirst Geduld haben müssen, Gesell, im Frühjahr vielleicht, wenn da und dort ein Ziegel ausgewinkert und brüchig geworden ist. Jetzt ist es für solche Streiche noch zu früh. Unsere Kinder wollen ein warmes Dach über dem Kopf haben, wenn nächstens der Schnee fällt und sie träumen vom Christkind.

Wie hohl der Sturm heult! Ganz anders als im Sommer und Herbst. Das macht, er findet nichts draußen, woran er seine Wut auslassen kann. Die Bäume sind kahl, und wenn der Sturm noch so heftig dahergebraust kommt: sie neigen sich höchstens ein bißchen, gewissermaßen aus Höflichkeit, um sich zu bedanken, daß er ihnen den Wurzelboden etwas lockert, damit sie im Frühjahr, wenn der Saft steigt, ihre Nahrung besser suchen können. Aber anhaben kann ihnen der Sturm nichts mehr. Die Zeiten sind vorbei, wo sie beben mußten bis ins Mark, wenn er ihnen in die dichtbelaubten Kronen fuhr und ihnen einen Ast nach dem anderen abriß. Das Obst ist im Keller; aus den Kastanien ist Viehfutter gemacht, soweit sie nicht in den Hosentaschen getragen werden, um das üble Rheuma zu vertreiben. (Womit es in diesem Jahre ärger war als sonst, entweder oder mit dem Glauben an die Heilkraft dieses Wundermittels. Bald jeder trägt einige Kastanien mit sich, und wenn auch nur zur Vorsorge, daß er einmal mit dem üblen Gliederreißen zu tun bekommen könnte.) Die Linden um das Haus haben sich ebenfalls zur Winterruhe begeben; ziemlich zeitig diesesmal, als ob sie im Frühjahr, wenn die Bienen wiederkommen, frühzeitig auf dem Posten sein wollten. So kann der Sturm toben, wie er will; die Bäume kümmert's nicht viel. Wer den Gesetzen, die nicht von Menschen und weder von Regierungsbehörden noch von Reichstagen, sondern von einem Höheren über ihnen erlassen sind, rechtschaffen gehorcht, — was frägt der viel nach der Zeiten Gunst oder Ungunst! So viel, wie die Bäume draußen im Dezembersturm. Der Nachbar drüben läuft hinter jedem her, den er erwischen kann, und frägt ihn aus, was es wohl gäbe, eine Hitler-Regierung oder einen Kommunistenputsch, eine neue Inflation oder eine neue Wirtschaftsblüte, und der Stammtisch drüben im Krug ist in die Brüche gegangen, weil die einen für Papen waren und die anderen dagegen. In unserem Winkel kümmert sich niemand darum; wir tun unsere Pflicht als Menschen und Staatsbürger, so gut wir es können; wir haben schon manche Regierung kommen und gehen sehen. Soweit wir zurückdenken können, haben wir es noch immer erlebt, daß alles unrechte, das man tut, sich eines Tages von selber rächt, — an seinem Urheber. Weder das Volk noch die Vertreter seiner Rechte in den Parlamenten ernten letztlich etwas anderes, als sie rechtmäßig verdient haben; auch die Regierungen nicht. Für das, was Gutes an ihnen ist und was sie an Gutem aufrichtig erstrebten, werden sie Gutes ernten, auch wenn es zunächst nicht so aussieht; — und umgekehrt ebenso. Der Arbeitslose, der mit das faule Land im Garten zusammenhackt, weil er sich sein Vesperbrot lieber verdienen als es als Almosen empfangen will, sagt: „Früher haben wir keine Rechte gehabt, aber wir hatten zu essen; dann haben wir Rechte bekommen, aber wir haben nicht viel davon gespürt. Ein paar Leute von uns sind in hohe Posten gekommen; jeweils immer einer unter Zehntausend. Wir übrigen sind geblieben, was wir waren. Heute haben wir noch Rechte, wenigstens auf dem Papier; aber nichts mehr zu essen. Das ist der Unterschied zwischen früher und heute." Ich falle ihm nicht ins Wort, um ihm zu sagen, es müsse bei einer rechten und vernünftigen Ordnung im Staate beides möglich sein: daß das Arbeitsvolk seine Rechte und dennoch satt zu essen hat. Aber wozu? Erstens weiß er das selber, und zweitens muß er heute abend noch weiter.

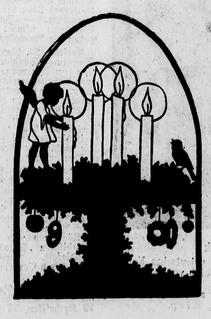
***

Die Felder draußen sind abgeerntet, leer und öde. Sie ruhen im Winterschlaf und warten auf den Frühling. Man sieht weder Menschen noch Tiere auf der weiten Feldflur. Höchstens, daß irgendwo ein Ackerknecht sich an einer Rübenmiete zu schaffen macht oder er holt eine liegengebliebene Ackerwalze nach Hause. Selbst die großen Krähenschwärme sind selten geworden. Wir haben ein gutes Dutzend abgeschossen und sie an Pfähle genagelt. Dort hängen sie nun wie nasse Lappen. Wo in einem Getreidefeld ein solcher Pfahl steht, da schwenken die Krähenschwärme unter krächzendem Geschimpfe seitab.

Auch die Landstraße ist einsam geworden. Es kommen keine Wagen mehr gerasselt. Hin und wieder um die Frühstunden holpert ein Bauernfuhrwerk zum Markt und kommt um die Mittagszeit wieder zurück; aber der Fuhrmann macht unter seiner verwitterten Kappe ein verdrießliches Gesicht. Er raucht kalt und hat einen Kartoffelsack um die Schultern hängen. Das ist sein Regen- und Pelzmantel. In den Höfen steht es leer und kahl aus. Die Wagen stehen im Schuppen und alle Türen sind zu. Auch die Acker-

F. W. Huber

„Und das Licht scheint in der Finsternis"



geräte halten ihren Winterschlaf. Nur drüben bei Brickmanns steht ein verschmutzter Trekker im Hofe.

Mein Arbeitsmann wandert die Landstraße entlang. Er weiß ein Dorf, wo man ihn über Nacht behält. Er hat dort schon gearbeitet, als Kabelmechaniker beim Telegraph. Damals hat er in einem Bauernhof gewohnt, und man hat ihm gesagt, er dürfe wiederkommen. Er hat sein Obdach in sicherer Aussicht; denn er wird bis Weihnachten genug zu tun haben, um die Maschinen und Geräte in Ordnung zu bringen. Aber man darf nicht daran denken, daß um diese Zeit Menschen auf der Landstraße sind, die kein Obdach wissen. Und es wird ihrer genug geben, die sich in den Städten nicht mehr aufhalten können, weil alle Plätze in den Baracken und auf den Pritschen belegt sind.

***

Es ist Dezember geworden für alle. Auch für diejenigen, die kein Dach über dem Kopf haben und über daran sind als der Fuchs, der drüben unter den Weiden entlang schnürt, weil es gestern in der Feldmark geknallt hat. Es wird in diesem Jahr nicht so viel trautheimliche Weihnachtsarbeit geben wie sonst. Manche, die im letzten Jahre noch geben konnten, sind in diesem Winter selbst bedürftig geworden. Unsere Frauen und Mütter, die auf Sammlung für die Winterhilfe gehen, müssen's erfahren. Auch, daß die Gaben nicht mehr so reichlich strömen wie früher; denn viele Leute haben schon das letzte mal alles hergegeben, was sie übrig hatten. Es werden schwere Wintermonate sein, die mit diesem Dezember ihren Anfang genommen haben.

In solchen Zeiten sieht Gott die Menschen. Viele, die sich vorher wer weiß wie ebel und prüfungsfest gedünkt haben, werden durch die Maschen fallen. Wer im großen Sieb obenauf bleiben und zum guten Korn gerechnet werden will, wird jetzt Gelegenheit haben, sich zu bewähren. Wie wir uns in diesem Dezember verhalten werden, — dafür wird für unser künftiges Schicksal weit mehr abhängen, als wir für wahrscheinlich halten...

Der Essex-Ring

Die Tragödie einer Königin

Eine geheimnisvolle Grabinschrift

Wer in London die Westminster-Abtei besucht und in ihr die prachtvolle Kapelle von Heinrich dem Siebenten betritt, bemerkt sofort unter den vielen Monumenten, welche die letzte Ruhestätte berühmter Persönlichkeiten decken, zwei imposante Grabtafeln dicht nebeneinander. Unter der einen ruht die sterbliche Hülle von Maria Stuart, der Königin von Schottland. Die andere Grabstätte, ein Prachtmonument, gilt Elisabeth Tudor, der Tochter Heinrichs des Achten und seiner widerrechtlichen Gattin — einer Hofdame seiner gesetzmäßigen Gemahlin Katharina von Arragonien — Anna Boleyn. Die geistlichen Autoritäten der Westminster-Abtei sind vor einigen Jahren auf die Idee gekommen, das Andenken der Königin Elisabeth auf eine etwas sonderbare Weise zu ehren. Sie hatten von einem gewissen Herrn Ernest Makower einen Ring zum Geschenk erhalten, den dieser auf einer Versteigerung für rund 10 000 Mark erstanden hatte. Sie ließen den Ring von einem Sachverständigen untersuchen. Dieser erkannte ihn als ein wichtiges historisches Stück: einen in Relief geschnitten Stein in Sardonix, wechselnd gelb, weiß und grau gestreift, in dem der Kopf Elisabeths en profil abgebildet war. Die Geistlichen ordneten an, daß der Ring unter Glas auf der Grabstätte angebracht werde. Gleichzeitig veranlaßten sie auch eine Unterschrift, um jedem Besucher Kenntnis zu geben, daß es sich bei dem edlen Schmuckstück handle um „den verhängnisvollen Ring, welchen Königin Elisabeth ihrem Günstling Robert Devereux, Grafen von Esser, nach Abnahme des Versprechens schenkte, daß er, wenn ihm Gefahr drohe, ihn der Geberin zurückerstatte. Als einige Jahre später die Bemühungen zur Rückgabe mißglückten, führte das zu seiner Hinrichtung". So lautet die offizielle Aufschrift. Jeder wittert hier natürlich ein tragisches romantisches Ereignis. Der Biograph Elisabeths, William Camden, gibt dazu folgende fesselnde Erläuterung:

Die Königin und der Günstling

Nach dem Tode Maria Stuarts lebte Elisabeth noch rund 16 Jahre. Während dieser Zeit sah sie England groß und mächtig emporblühen — das war besonders der Fall nach dem Untergang der von Philipp II. gegen ihr Reich ausgesandten Flotte — und sie wußte sich von einer Schar von Günstlingen zu umgeben. Es befanden sich darunter: Robert Dudley, Graf von Leicester, Walter Raleigh, Charles Blount, Flatton, Pickering und Robert Devereux, Graf von Essex. Als der Letzte an ihrem Hofe erschien — ein hartloser junger Mann von 21 Jahren — hatte Elisabeth das 55. Lebensjahr bereits passiert. Für den ehrgeizigen jungen Mann bedeutete dies jedoch kein Hindernis, um an die Königin ein Schreiben zu richten, in dem er in höchst schmeichelhaften Worten den bezaubernden Eindruck schilderte, den ihre Person auf ihn mache. Er bezeichnete sie als einen Alexander im Wettrennen der Pferde, eine Diana im Jagdspiel, eine Venus, um deren nymphenhafte Wangen herrlichende Locken im Zephir spielten. „Ja, ich muß," schrieb er, „singend wie ein Engel, aber musizierend wie Orpheus Sie wie eine Göttin feiern." Die Königin mit ihrem ovalen knochigen Gesicht, spitzen Kinn, großen stechenden Augen, strengen Mund, ihrer großen Nase und ihrem roten Haar — die letztere Eigenart verdanken wir ihrer Personenbeschreibung von James Melville — fand an dieser Schmeichelei Gefallen und glaubte schließlich sogar an die Aufrichtigkeit dieser Komplimente. Camden erzählt seitenlang über die Liebesbezeichnungen, welche die Königin mit Robert Devereux unterhielt, aber auch über verschiedene heftige Auftritte, welche sich zwischen beiden abspielten. Er berichtet, daß Graf Esser von der Königin leidenschaftlich geliebt wurde, gleichzeitig sich aber gefallen ließ, von ihr öffentlich einen Schlag ins Gesicht zu erhalten. Als diese letzte Szene sich ereignete, war Devereux gerade Graf von Esser geworden, er zählte 34, Elisabeth 68 Jahre. Der Vorgang nahm folgenden Verlauf: Als die Königin eines Tages in Antwerpen sich des besonderen Rates dem Grafen Esser eine Bitte verweigerte, kehrte dieser überrascht und indigniert ihr den Rücken. Elisabeth sprang wütend auf, gleichsam als ob das Blut ihres Vaters, des Frauenhenkers Heinrich des Achten in ihr aufbrause und versetzte Graf Esser einen Schlag ins Gesicht, wobei sie die Worte sprach: „Gehen Sie weg und lassen Sie sich hängen!" Esser handelte natürlich nicht dementsprechend. Sondern begab sich — der widerspruchsvollen Gunstbezeugungen und der brutalen Launen der alten Frau überdrüssig — gegen ihren Willen nach Irland, um von dort, auch wiederum gegen ihren Willen, zurückzukehren. Diese eigenmächtige Handlungsweise des jungen Mannes erzürnte Elisabeth in solchem Maße, daß sie befahl, ihn in seinem eigenen Hause gefangen zu halten.

Bei dieser Gelegenheit ereignete sich noch etwas Schlimmeres. Graf Esser geriet, als man ihm die Strafe mitteilte, seinerseits so sehr in Zorn, daß er Elisabeth „ein lächerliches, altes Weib, ebenso mitgeteilet an Geist wie an Körper" schimpfte. Diese Beleidigung ihrer Person, sagt Camden, entflammte die Königin zu höchster Wut und „sie wurde dabei noch unterstützt durch die Ohrenbläserei einiger Hofdamen, die früher in Graf Esser verliebt waren, von ihm aber verschmäht worden waren. „Nun war der Krieg zwischen der Fürstin und dem Grafen in vollen Umfange entbrannt. Graf Esser verfiel von einem in den anderen Nachtplan und insonderte schließlich eine regelrechte Verschwörung gegen Elisabeth. Das Komplott wurde entdeckt, der Anführer und seine Komplizen entwaffnet und der undankbare Günstling in den Tower geworfen. Bald darauf durch ein Gericht von Peers zum Tode verurteilt.

Der geheimnisvolle Ring

Graf von Esser leugnete ein Verschwörer zu sein, es sei ihm allein darum zu tun gewesen, Gewalt gegen Gewalt zu setzen, aber er möchte es nicht gerne sehen, daß man die Königin glauben machte, er versuchte ihre Gnade. Jetzt begann für Elisabeth in Wirklichkeit die Periode von Angst und Unruhe, welche sie in den zurückliegenden 14 Jahren, als sie vor die Entscheidung gestellt war, das Todesurteil Maria Stuarts eigenhändig zu unterzeichnen, gemieden hatte. Dreimal bestätigte sie das Todesurteil des Grafen Esser, um es ebenso oft zu widerrufen, immer hieher in der Erwartung eines Zeichens der Reue, einer Bitte um Gnade, oder um irgend eine Ergebenheitserklärung, die ihr Gelegenheit geben würde, ihr bereinstiges Verzeihen gegenüber dem Günstling zu erfüllen.

Sie hatte nämlich vor einer Reihe von Jahren dem jungen Devereux einen kostbaren Ring zum Geschenk gemacht und dabei ihr königliches Wort verpfändet, wenn er dieses Liebespfand mit irgend einer Bitte — welche es auch immer sein möge — zurücksende, so werde sie nicht zögern, diese Bitte zu erfüllen. Die Königin wartete nun in unbeschreiblicher Unruhe und Angst auf diesen Ring. Aber der Ring gelangte nicht an sie zurück. Das mußte sie also als ein Zeichen deuten, daß Graf von Esser sich vor ihr nicht erniedrigen wolle. In einem Augenblick, da der verletzte Hochmut in ihrem inneren Kampfe die Oberhand gewonnen hatte, unterzeichnete sie sein (des Grafen) Todesurteil. Im Frühjahr 1601 wurde der Graf, 35 Jahre alt, im Tower enthauptet.

Die Enthüllung der Wahrheit im Sterbezimmer

Aus der breiten Schilderung der Hinrichtung ist zu entnehmen, daß der Graf nicht ein eigensinniger und trotziger Mann war, der Elisabeths Befehl zum Opfer gefallen war, sondern ein Mann, der nach einem Zeichen der Gnade, nach einer Antwort Elisabeths ebenso verzweiflungsvoll Ausschau gehalten hatte, wie Elisabeth nach der Rücksendung des Ringes seinerseits. Hier erreichte die Tragödie die höchste Spannung. Monate lang war Elisabeth von jetzt an das Opfer einer dumpfen Verzweiflungsstimmung, die sie meistens nur als einen Schatten in den Sälen der verschiedenen Paläste umherirren ließ. Fortgesetzt verlegte sie ihren Hof in einen anderen Palast. Ab und zu kam es auch zu heftigen Wutausbrüchen gegen ihre Umgebung oder ergab sie sich antröstlichen Wehklagen. Die Regierungsangelegenheiten gewannen ihr kein Interesse mehr ab und die Minister herrschten mehr denn zuvor. Anfang Februar 1603, als die Königin ihr 70. Lebensjahr erreicht und ihre Geistes- und Körperkräfte merklich abgenommen hatten, wählte sie Schloß Richmond als Residenz.

Dort ereignete sich am 19. März für die Königin etwas Schreckliches. Elisabeth befand sich an diesem Tage mit einer ihrer Hofdamen, Elisabeth Spelman, in ihrem Schlafgemach, als eine der Kammerzofen die Nachricht brachte, daß die Gräfin von Nothingham (eine ehemalige Hofdame, Gattin des britischen Admirals Charles Howard), die seit einiger Zeit krank sein soll, im Sterben liege und Ihre Majestät um die Gunst bitte, sie vor ihrem Tode nochmal sprechen zu können, da sie ihr eine Mitteilung von größter Wichtigkeit zu machen habe.

Begleitet von Elisabeth Spelman begab sich Elisabeth in die Gemächer der sterbenden Gräfin. Die Königin trat in ihr Zimmer, während Lady Spelman in einen Vorraum zurückblieb. Bald vernahm die Hofdame von drinnen eine lauten Schrei und zu gleicher Zeit ein fürchterliches Fluchen, in welches Elisabeth auszubrechen drohte, wenn sie ihrem Zorn freien Lauf ließ. Entsetzt öffnete sie die Türe und wurde nun Augenzeugin eines schrecklich erregenden Schauspiels: die Sterbende, totenbleich im oberen Teil des Bettes auf ihre Knie zusammengesunken und vor ihr die Königin mit ausgestreckten Armen und gekrümmten Fingern als sei sie eben im Begriffe, die machtlose und erschöpfte Frau zu erwürgen. In demselben Augenblick, da sie das Zimmer betrat, hörte sie Elisabeth die Worte ausstoßen: „Vielleicht, daß Gott ihnen verzeiht, denn ich tue es nie — niemals!" Und außer sich selbst vor Wut, drehte sie der Gräfin von Nothingham den Rücken zu, stürzte Lady Spelman entgegen, faßte diese bei der Schulter und zog diese in das königliche Schlafgemach zurück. Dort warf sie sich auf ein Sofa, schlug mit der Faust um sich, riß sich einige Haare aus, stieß Verzweiflungsschreie aus, so daß Lady Spelman einige Kammerfrauen um Hilfe rief. In derselben Nacht starb die Gräfin von Nothingham und bald konnte jeder im Palais und in Richmond das Geheimnis, das die Sterbende der Königin mitgeteilt hatte. Das Geheimnis: Der Graf von Esser hatte sich tatsächlich vor Elisabeth erniedrigt und ihr den einst verehrten Ring zurückgesandt. Unglücklicherweise hatte er damit die Gräfin von Nothingham beauftragt, deren Gatte, selbst derzeinst einer der Günstlinge Elisabeths, zu den Todfeinden von Esser zählte. Durch die gemeinsame Rache der beiden einmal dem Günstling Esser, dann der Königlichen Gönnerin mögen. Er ist sogar ein recht tiefer und ernster Mensch, aber er macht gern Lebensernst keine Gelegenheit, als hätte er ihn gerade ein Paar Pitten vom kantischen Pflichtgefühl verschluckt, sondern all sein Ernst erfährt immer wieder eine Milderung und eine Verklärung durch jenes Getränk, in dem so viel Sonne ist. Er starb am 24. März an einem Nervenschlag. Von dem Augenblick, da sie das Sterbezimmer der Gräfin verlassen hatte, schien sie das Opfer einer Art Geistesverwirrung geworden zu sein. Sie sprach mit niemand ein Wort, sie verweigerte alle Nahrungs- und Arzneimittel, starrte nur entgeistert vor sich hin, unausgesetzt nur an dem Zeigefinger der linken Hand saugend. Nur von dem Anglikanischen Bischof von Canterbury, welcher sie, als der Tod nahte, anspornte, Gottes Barmherzigkeit anzurufen, entfloh ihrem Munde ein Einziges Wort (nach Cardens Schilderung): „daß sie, wenn es möglich wäre, gerne darum bitten wolle".

Nach 297 Jahren sollte der Esser-Ring, nach dem unaufhaltsamen Verschwinden und nachdem er im Besitz einer Reihe adeliger und nichtadeliger begüterter Familien Englands gewesen war, der unglücklichen Königin zurückgegeben werden — — auf ihrer Grabesstätte!

Der begeisterte Empfang der „Karlsruhe" in Newyork

Von der Ankunft des deutschen Kreuzers „Karlsruhe in Newyork, der als erstes deutsches Kriegsschiff seit 1914 in den Hafen der Stadt einlief, liegt jetzt das erste Originalbild vor. Es zeigt den herzlichen Empfang der Offiziere des Kreuzers im Newyorker Rathaus. Man sieht den Bürgermeister Mac Kee, der dem Kommandanten des Kreuzers, Kapitän Waßner, die Hand schüttelt. Neben dem Bürgermeister der deutsche Generalkonsul in Newyork, Kiep.

Wochenrundschau

Donnerstag, 24. Nov.: Der Reichspräsident lehnt den Vorschlag Adolf Hitlers zur Bildung einer Präsidialregierung ab. „Da er befürchten müsse, daß ein von Herrn Hitler geführtes Kabinett sich zwangsläufig zu einer Parteidiktatur entwickele", heißt es in dem Kommuniqué. Der gesamte Briefwechsel zwischen Wilhelmstraße und Preisershof über die Regierungsbildung wird veröffentlicht. — Im preußischen Landtag und Staatsrat nimmt die Braunregierung scharf gegen die Reichskommissaren-Herrschaft Stellung.

Freitag, 25. Nov.: Prälat Kaas vom Zentrum übernimmt Sondierungen mit den Parteiführern. Die von ihm vorgeschlagene Bildung einer „Not- und Arbeitsgemeinschaft" scheitert an der Absage Hitlers und Hugenbergs. — Die deutsche Industrie fordert durch den Reichsverband ein „radikales Regierungsfundament" zur innerpolitischen Beruhigung. — Präsident Sarrau macht durch einen Erlaß den Weg zum Ausbau des weiblichen Arbeitsdienstes frei. — Der Völkerbundsrat vertagt die wichtigsten Fragen (Mandschureikonflikt und Südamerikastreit).

Samstag, 26. Nov.: Endlösung der Reparationsfrage wird vertagt. Beim Reichspräsidenten verhandeln Schleicher, von Papen und Meißner über einen Ausgleich. — Der Preußenlandtag ist nach Aussprache über die Gemeinde- und Erwerbslosennot und den Berliner Verkehrsstreik nach Annahme einiger Gruppen beschlußunfähig. — Erklärungen und Generalerklärungen der beiden preußischen „Staatsregierungen" über ihre Zuständigkeit. — Großer Erfolg Danzigs in Genf: Die Kloth-Verordnung wird vorläufig fallen gelassen.

Sonntag, 27. Nov.: Kommerwahlen in Belgien: das Parlament setzt sich zusammen aus 79 Katholiken, 73 Sozialisten, 24 Liberalen und kleineren Gruppen. — Die englische Regierung arbeitet eifrig an der Formulierung einer neuen Denkschrift zur Schuldenfrage. Amerika ist geteilter Meinung: England soll in Pfund Sterling den fälligen Posten aufschreiben, Frankreich muß zahlen. — Die Arbeitsgemeinschaft landschaftlicher Vereine veranstaltet eine große Kundgebung für das deutsche Grenzvolk.

Montag, 28. Nov.: Wehrminister v. Schleicher beginnt jetzt mit seinen Besprechungen über eine Heeresreform. Seine Verhandlungen mit den Gewerkschaftsgruppen verliefen aussichtsreich. — Es heißt, daß führende Wirtschaftler in das Getriebe um die Regierungsneubildung eingegriffen hätten. — Zentrum und Nationalsozialisten nehmen in Preußen die Koalitionsverhandlungen wieder auf. — Im ganzen Reich ereignen sich zahlreiche Verkehrsunfälle.

Dienstag, 29. November: Rätselraten um den Besuch Hitlers bei General Schleicher. Die Nationalsozialisten sagen die Verhandlungen mit den Wehrministen wieder ab, da Grenze Strasser die Verhandlungsvollmacht wieder entzogen wurde. — Der Reichsverband der Deutschen Industrie stellte die Gerüchte über ein Einverleiben Krupps in die Regierungsbesprechungen als „unzutreffend" hin. — Das Steueraufkommen, sagt Minister Graf Schwerin, ist von 18,5 auf 10 Milliarden gesunken.

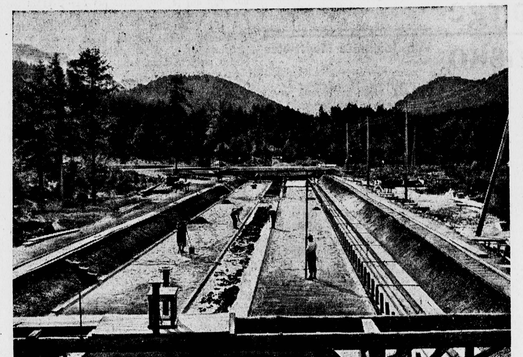
Mittwoch, 30. November: Hitler ruft seine ersten Parteifreunde nach Weimar, um die Unterredung mit General von Schleicher vorzubereiten, Frick, Goebbels, Gregor Strasser und Goering nehmen daran teil. — Die Ernennung des Reichskanzlers wird erneut um einen Tag verschoben. — Neue Personalverände rungen in den preußischen Ministerien und Bezirksverwaltungen. — Amerika drängt erneut auf Beschleunigung der Abrüstungsverhandlungen.

Streifzug durch die Woche

Günstige Zeichen — Im Süden — Von Wein und Kultur — Dichterabende — Willkommen in Wachenheim

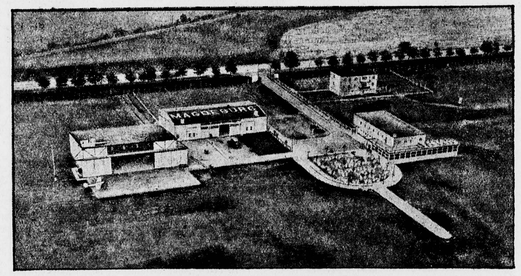
Wie die zarten, jungen Halmchen der Wintersaat aus den Aeckern keimen: Liegt Sonne auf diesen Landflächen, so meinst du, es sei der Lenz schon wiedergekehrt. Dieses feine Grün hat den Mut nicht verloren und wagt an seine Zukunft zu glauben. Sicherlich trägt es in sich eine Ahnung der kalten Nächte, die noch kommen werden. Wer kann wissen, ob eine weiche Schneedecke bereit sein wird, wenn die scharfen Ostwinde pfeifen? Wie ein Stück frischer Optimismus wirkt dieses Feld, das so bald nach der Ernte schon an neue Sommer denkt . . . Freuen wir uns der kleinen Hoffnungen auf Gottes Flur, so finden wir darin einen gewissen Mut, auch an die winzigen Fortschritte zu glauben, die wir in dieser Krisenzeit wahrnehmen. Es sagt etwa ein Oberkellner im D-Zug, in letzter Zeit sei der Besuch im Speisewagen besser geworden. Die Reichsbahn bemerkt ebenfalls einen lebhafteren Verkehr, und die Eisenbahn befördert mehr Güter als früher. Das sind alles schon handgreifliche Angeichen, zu denen in einigen Zweigen der Industrie die besseren Zahlen kommen. Schon entgleitet mir dieses freundliche Stück Land, ehe ich dem bäßlichen Gedanken noch Raum geben kann, daß morgen oder übermorgen auf irgend so einem blühenden Boden eine politische Radauversammlung stattfindet, wobei denn alles zertrampelt wird, was wildgewordene Politiker in einer frisch aufseimenden Wirtschaft nur verderben können. Etwas Humor scheint bei allem Kummer nichts, denn wie man aus der Not eine Tugend machen kann, so auch aus seinem Schmerz ein Lächeln. Wie antwortete doch jener Kaufmann, als man ihn nach der Sommerfrische fragte: „Wohin gehen Sie dieses Jahr?" Er gab zurück: „In Konkurs." . . . „Und wo waren Sie im letzten Jahr?" . . . „Nun, in Zahlungsschwierigkeiten."

Sage ich Humor, so bin ich natürlich schon in Süddeutschland, und wenn auch nicht gleich bei den „Bayrischen Belangen", so doch in der herrlichen Pfalz. „Willkommen in Wachenheim", so zeigt die Aufschrift dem Wanderer, und das liest er viel lieber als irgendeine Angabe, welcher Kreis und wieviel Kilometer und ich weiß nicht was. In den Gegenden, wo auch ein Dornröschein guten Weines schläft, trägt man alle irdische Sorge doch leichter, weshalb denn dieses Getränk schon vor Zeiten Sorgenbrecher genannt wurde. Wäre da in Berlin ein blühender Weinberg, so ginge das mit den Regierungsgeschäften viel friedlicher und vergnügter. Jener „Pfarrer vom blühenden Weinberg", den uns Felix Timmermans geschildert hat, ist kein leichtsinniger Lebemensch, betrachtet er auch mit Zärtlichkeit den „fließenden Jordan" und die Marken seines Kellers als heiligen Sage ich Humor, so bin ich natürlich schon in Süddeutschland, und wenn auch nicht gleich bei den „Bayrischen Belangen", so doch in der herrlichen Pfalz. „Willkommen in Wachenheim", so zeigt die Aufschrift dem Wanderer, und das liest er viel lieber als irgendeine Angabe, welcher Kreis und wieviel Kilometer und ich weiß nicht was. In den Gegenden, wo auch ein Dornröschein guten Weines schläft, trägt man alle irdische Sorge doch leichter, weshalb denn dieses Getränk schon vor Zeiten Sorgenbrecher genannt wurde. Wäre da in Berlin ein blühender Weinberg, so ginge das mit den Regierungsgeschäften viel friedlicher und vergnügter. Jener „Pfarrer vom blühenden Weinberg", den uns Felix Timmermans geschildert hat, ist kein leichtsinniger Lebemensch, betrachtet er auch mit Zärtlichkeit den „fließenden Jordan" und die Marken seines Kellers als heiligen Besitz des Genies. Sie sind darum schützenswert. Kenner begrüßt er, die jeden kleinen Trunk zu würdigen wissen. Da wird nicht heruntergeschüttet, sondern zuerst einmal eingeordnet in die Stufenleiter der Werte. Weinländer bringen immer auch Sinn für Schönheit und Geschmack hervor, es sind Kulturländer von Haus aus. Aber sie sprechen das Wort Kultur nicht mit der Feierlichkeit aus, mit der sich junge Lagen der Menschheitsgeschichte der Ueberwindung der Barbarei zu rühmen pflegen, sie sprechen überhaupt nicht darüber, sie haben es einfach. Es ist nicht mehr das schwitzende Talent für Kultur, es ist der selbstverständliche Besitz des Genies. Sie sind darum Demokraten dem Blute nach, selbst wenn sie schlechte Stube. Da bereitet kein Koch Pariser Delikatessen, sondern zum Wein gehört einfach Brot und sonst Ländliches, wie es Horaz gepriesen hat, und er weiß, daß es rein ist, wie die Natur.



Der Hoangho in Bayern

Um den alljährlich wiederkehrenden Ueberschwemmungen des Flusses Hoangho ein Ende zu bereiten, hat die chinesische Regierung das Forschungsinstitut für Wasserbau und Wasserkraft in München beauftragt, einen Plan zur Regulierung des Flusses auszuarbeiten. Die Münchener Ingenieure haben daraufhin gemeinsam mit einem eigens aus China entsandten Ingenieur inmitten der bayerischen Alpen, und zwar in der Nähe des Walchensees, einen Teil des gefährlichen Flusses in verkleinertem Maßstabe nachbilden lassen, um hier ihre Untersuchungen über die zweckmäßigste Art der Regulierung anzustellen. Rechts und links des Flußlaufes sieht man die Nachbildung des Ueberschwemmungsgebietes.



Hier startet die erste bemannte Rakete

Auf dem Magdeburger Flugplatz soll im kommenden Frühjahr die erste bemannte Rakete starten. Veranstalter ist der bekannte Raketenforscher Dipl.-Ing. Nebel. Die Rakete wird mit verdünntem Alkohol und Sauerstoff angetrieben. Der Aufstieg soll in eine Höhe von 1000 Meter führen. Dann wird sich der Pilot von der Rakete lösen und durch einen Fallschirm zur Erde gleiten. Wenn der Treibstoff aufgebraucht ist, gleitet die Rakete ebenfalls durch einen Fallschirm zur Erde.

Der Komponist des besten Marsches

Bei dem von der Reichswehr ausgeschriebenen Marschwettbewerb, zu dem 180 neue Märsche komponiert wurden, ging der Obergefreite Walter Linak aus Frankfurt a. d. Oder als Sieger hervor. Er erhielt für seinen Marsch „Treu vereint" den Silberpokal des Reichswehrministers. Auf unserem Bilde sieht man den jungen Komponisten im Berliner Konzerthaus Clou, wie er seinen Marsch dirigiert.

Die Einweihung des Clemenceau-Denkmals

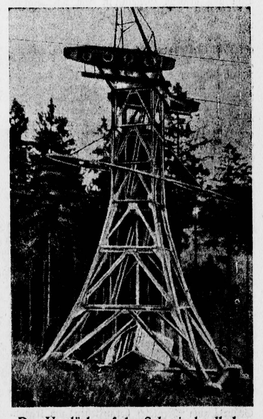
Am Todestage Clemenceaus fand in Paris die amtliche Einweihung des Denkmals für den „Tiger" statt. An der Feier nahmen der Präsident der Republik, zahlreiche Mitglieder der Regierung, die höchsten Militärs und zahlreiche andere Würdenträger teil. Die Familienangehörigen Clemenceaus jedoch hatten es abgelehnt, an der Einweihung teilzunehmen, da ihrer Ansicht nach sowohl das Denkmal als auch sein Platz gegen das ästhetische Empfinden verstoße.

es sich um Fürsten handelt. Jeder Untertan, der Wein trinkt, ist doch schon ein Fürst, und es gibt für den Fürsten kein edleres Getränk als eben dieses. Es war gut, daß der Wein in Deutschland billiger wurde. Nicht nur wegen der Winzer, die es schwer genug haben, sondern auch wegen der deutschen Kultur, die es noch schwerer hat. Willkommen in Wachenheim, Dürkheim, Forst und in all den schönen Dörfern und Städtchen an Mosel, Rhein und Neckar und Main. Schillers feurige Dramen haben in Mannheim zuerst als zündender Most gewirkt, und Goethe hat auch von Frankfurt aus nicht weit gehabt bis zu den nächsten Weinbergen. So reichen die Anfänge unserer klassischen Literatur bis in diese Gegend, und man könnte sich wirklich nicht vorstellen, es seien etwa Tasso und Iphigenie in einem Bierkeller zur Welt gekommen. Jedem einzelnen Wanderer auf jener Straße einen Gruß, konnte man das jedem zum Abschied sagen: Original, sehr hin in deiner Pracht . . . .

Vom Wein, der Dichtung der Natur ist es nicht weit bis zu allen schönen Künsten. Es scheint, daß man sich wieder daran erinnern will, wie sehr nur ein Volk der Dichter sind. Gelegentlich hörte ich, daß man da und dort Vorlesesabende eingerichtet hat, zum Beispiel einmal für Peter Dörfler. Als er aus seinem neuesten Werke Proben gab, von Appolonia las und der Schönheit der Familie, da bedurfte es keiner künstlichen Vorträge und Referate mehr. Alle, die dabei waren, und gerade auch die gebildeten Kreise, wurden tief ergriffen. Was könnten wir in den Vereinen tun, wollten wir einmal planmäßig unsere Dichter einladen, mit ihrer Person und mit ihren Werken bekannt machen. Weiß Gott, dabei auch die Kasse auf ihre Rechnung, denn einen Peter Dörfler, einen Weismantel, eine Ruth Schaumann, einen Franz Johannes Weinrich, eine Juliana von Stockhausen — ich kann nur einige nennen — möchten die Leute auch gern einmal sehen. Man würde dann auch ihre Werke mehr verlangen. Unsere Buchhändler bekämen mehr Arbeit und unsere leistungsfähigen Verleger. Ich kenne Chauffeure, die fast jeden Tag ein neues Buch lesen, so gewaltig ist der Lesehunger in den Zeiten der Arbeitslosigkeit. Wie gern helfen die Laien bei solcher Tätigkeit für das gute Buch. Denn die Zeiten sind doch vorbei, in denen der Geistliche auch das alles machen mußte soll, wie jener Kaplan, der sogar die Einbände erneuerte und die Bibliothekszettel anklebte. Dafür gibt es andere Kräfte, wie denn jene Strömung gefunden ist, die dem Geistlichen durch Mitarbeit der Laien Erleichterung schafft und die jene Sonntagsvorlesungen aus Buchwesen und den Bekenntnissen, die das natürliche Betätigungsgebiet des Laien sind, auch mit Laien besetzt. Ausnahmen bestätigen die Regel, und man sagt nichts gegen das Verdienst der Prälaten in der Politik, wenn man der Meinung ist, auch dieses Gebiet sei vor allem für den Laien da.

Statt daß die Deutschen heute in alle möglichen fernen Länder wandern, sollten sie den Auslandsch unter sich pflegen. Wie wunderbar ergänzen wir uns, der Norden und der Süden, der Westen und der Osten. Aber man kennt sich zu wenig. Man bildet sich darum auch zu viel ein. Sähe man die Vorzüge des anderen, so käme man zu jener Bescheidenheit, die im geraden Gegensatz zu der Anmaßung steht, mit der eine Kaste der andern sogar das nationale Gefühl abspricht. Vor jeder deutschen Stadt sollte so ein Schild stehen: Willkommen in Wachenheim! Willkommen in hier jeder deutsche Volksgenosse. Wir hadern nicht miteinander, wir heißen uns gegenseitig willkommen, so ist die Volksgemeinschaft schon da. Diktatoren aber, die meinen, es ginge nur mit der Reitpeitsche, die werden wir in die Weinberge schicken, und wir werden sie solange deutschen Wein und deutsche Art proben lassen, bis ihnen die Reitpeitsche aus der Hand fällt und sie erfahren, daß mit Gewalt keine Kulturen hervorgebracht werden können, weder auf den Weinbergen noch unter Menschen. Also willkommen in Wachenheim . . . .

Der Mann im Monde.



Das Unglück auf der Schauinslandbahn

Auf der Seilschwebebahn zum Schauinsland im Schwarzwald ereignete sich ein folgenschweres Unglück. Auf der Talfahrt löste sich eine Kabine und stürzte 12 Meter tief auf den Erdboden, wo sie am Fuß des Pfeilers liegen blieb. Die drei Insassen, einschließlich des Führers, fanden den Tod.

Aus fernen Zonen

Durchs Felsgebirge nach San Franzisko

Von Johannes Mayrhofer

Seltsamer Wechsel der Szenerie, wenn man nach den unendlichen Weiten der westlichen Prairien zum kanadischen Felsengebirge kommt, den gewaltigen Rocky Mountains.

In vier mächtigen Ketten zieht die riesige Bergwelt dahin, vier Mauern muß die Eisenbahn überwinden, die ihr den Zugang zum Meere versperren wollen. War es schon ein ungeheuerlicher Gedanke, den Schienenstrang über einen ganzen Erdteil von Ozean zu Ozean zu spannen, durch großenteils völlig wildes, unbewohntes Land, das gerade erst durch die Bahn erschlossen und für die Zwecke der Siedlung verwendbar gemacht werden sollte so wurde hier der Kunst der Ingenieure ein geradezu riesenhaftes Problem gestellt, die Ueberwindung der Rockies. Man hat die Bahn mit einem Pferde verglichen, das im Hürdenrennen viermal nacheinander in kühnem Sprung über dräuende Hindernisse hinwegsetzen muß. Viermal muß die Bahn hinaus, bisweilen in schwindelnde Höhen, viermal wieder hinab in die Tiefe.

Ueber das aufblühende Calgary geht es zunächst inmitten hochaufragender Bergwände nach Banff. Ein Kurort, der gewiß eine ganz große Zukunft hat, aber so gut wie keine Vergangenheit. Es ist geradezu amüsant, etwa in Ernst von Hesse-Wartegas „Kanada", einem Buch, das im Jahre 1887 geschrieben ist, die Schilderung dieses Badeortes zu lesen. „Banff ist noch auf keiner Landkarte zu finden", so heißt es da, „denn es ist erst wenige Monate alt" Die Hotels bestanden damals in zwei niedrigen Blockhäusern, die als Speisesäle dienten, und „einigen Dutzend zwischen niedrigem Strauchwerk errichteten Zelten" als Schlafzimmer Zu einer der schwefelhaltigen Quellen mußte Hesse-Wartegg durch ein Loch im Felsengrund auf einer Leiter in eine finstere unterirdische Höhle hinabsteigen, was ohne Zweifel recht romantisch ist, aber doch nicht ganz unseren Begriffen von einem modernen Kurort und Weltbad entspricht.

Und wie sieht Banff heute aus? Da besucht man diese unterirdische Grotte mit dem geheimnisvollen Schwefelpfuhl und den zauberhaften Lichtreflexen an den zerklüfteten Wänden freilich mit behaglich poetischem Grusein, aber es bader kein Mensch in dieser Dämmerigen Märchenwelt. Dafür ist aber gleich in allernächster Nähe ein prachtvolles, hochmodernes Schwimmbad geschaffen, wie sich auch solche Schwimmingpools mit schwefelhaltigem und mit gewöhnlichem Wasser bei dem schönsten und größten der Hotels finden. Dieses Hotel selbst, in seiner die Landschaft beherrschenden Lage, Banff Springs Hotel, ist sicher — ich habe keine Provision mit den Herren verabredet, aber ich darf die Wahrheit bekennen — das allerschönste, das ich je in meinem Leben bewohnt. Ein monumentaler palastartiger Bau aus grauem Gestein, in dem sich Motive aus mittelalterlichen Burgen und allermodernster Luxus in verschwenderischer Pracht harmonisch verbinden. Dazu eine Lage, daß ich das Wort eines Mitreisenden hätte unterschreiben mögen: „Einer der sieben schönsten Plätze der Welt." Durch mächtige romanische Fenster fällt der Blick auf ein liebliches Tal, das der Bow River durchströmt, der ganz in der Nähe des Hotels in einem weißschäumenden Wasserfall in die Tiefe stürzt, die Wasser eines aus entgegengesetzter Richtung kommenden Flusses in sich aufnimmt und alsdann zwischen mächtigen Bergeshöhen hindurch weitereilt, den gewaltigen Gebirgsmassen entgegen, welche den Hintergrund dieses bezaubernden schönen Panoramas bilden.

Wohl dem, der Zeit und Geld genug hat, hier ein paar Wochen zu verleben, mit dem Auto die wunderherrliche Landschaft zu durchstreifen, den Tierpark mit seinen mächtigen Büffeln und sonstigen prachtvollen Bewohnern der wilden Bergwelt zu besuchen, zu reiten, spazieren zu gehen in den würzig duftenden Wäldern, wo einem gelegentlich in einer Entfernung von wenigen Metern ein schwarzer oder brauner Bär begegnet! Dem Grisly bären bin ich allerdings nur in dem sehenswerten kleinen Zoo und im Museum von Banff begegnet. Aber das ist gut so, denn diesem gewaltigen Tiere gegenüber darf man schon eine respektvolle Distanz bewahren.

So unvergeßlich die Eindrücke in Banff sind, so hat es mit doch sogar noch besser gefallen an Lake Louise. Da muß man schon die herrlichsten Szenerien aus Oberbayern und der Schweiz zum Vergleich heranziehen, um irgendeine Idee von diesem berauschend schönen Bild zu geben. Erinnerungen an den Werwalchstätter See, an den Königssee bei Berchtesgaden und an den Blick auf die Zugspitze bei Interlaken kommen der Sache am nächsten, dazu noch gemischt Szenerien im Bereich der Zugspitze. Die Kellner des Hotels hatten es schnell herausgefunden, daß ich weniger Wert auf die Herrlichkeiten der Speisekarte legte, als vielmehr darauf, einen Tisch zu bekommen, von dem aus der Blick frei und ungehindert über die den See umrahmenden Wälder, die dräuenden Bergeshöhen, vor allem die leuchtende Gletscherwelt des gegenüberliegenden Mount Victoria, den wie eine Kulisse sich davorschiebenden Mount Lefroy, eine ins Gigantische gesteigerte Knickpyramide von Dahschur, und den wunderbaren tiefgrünen See dahinschweifen konnte.

Mit leichter Mühe kann man auf guten, nur hier und da ein wenig steilen und abschüssigen Reitwegen die schönsten Ausflüge unternehmen durch den herrlichen Wald, bis in die Nähe der eisigen Gletscherwelt, wo über die steile Felswand des Mount Lefroy die Schneelawinen hernieder donnern, oder zu den zauberhaften Seen Mirror Lake und Lake Agnes.

Weitere unvergeßliche Eindrücke nimmt man mit vom Lake Wapta, von der Wasserscheide zwischen den beiden Ozeanen, dem sogenannten Great Divide, von dem schönen Hobo Valley mit seinen gewaltigen Wasserfällen — einer derselben stürzt etwa 360 Meter über die Felsenwände —, von der wildromantischen Schlucht des Kicking Horse River und nicht zuletzt von dem unvergleichlichen Emerald Lake, dessen Farbe ein so zauberhaft schönes Grün ist, daß der Lake Louise, dem man bereits den Namen Smaragdsee gegeben hatte, nach der Entdeckung dieses Sees auf diese stolze Bezeichnung verzichten mußte.

Immer wieder aber wird man neben Gottes herrlicher Schöpfung auch der Menschen Werk bewundern, die Anlage der großartigen Bahnstrecke, die geradezu ungeheure Schwierigkeiten zu überwinden hat zwischen Bergeshöhen, die 3000 oder 3600 Meter hoch emporragen. Es kommt vor, daß auf je 100 Meter sich das Terrain um 2,8 bis 3,96 Meter senkt. Und es kommt vor, daß die Bahn nur in kühnsten Schleifen und Windungen und Spiralen, sogar innerhalb der Felsenmassen, die Schwierigkeiten des wilden Gebirges meistern kann.

Nach zehntägiger Reise durchs kanadische Felsengebirge kam ich nach Vancouver, dieser Stadt mit echt amerikanischem Geschäftsviertel und anderseits so herrlicher Lage in der nächsten Umgebung wie in der sich anschließenden Inselwelt, durch welches uns der Weg nach Victoria führt, in dessen entzückenden Villenquartieren der anheimelndste Stil von Altengland seine Auferstehung feiert.

Und nun bin ich wieder in den Vereinigten Staaten. Seattle, eine Stadt, die man sicher auch unter den schönsten der Welt nennen würde, wenn sie nur besser bekannt wäre. Ein unendlich abwechslungsreiches Stadtbild, das sich mit reichgegliederten Gewässern, mit herrlich schönen Park- und Gartenanlagen und mit dem Ausblick auf mächtige Berge, schneebedeckten Riesen, von denen einer lebhaft an den Heiligen Berg Japans, den edelgeformten Fujisama, erinnert, in einem unvergleichlichen Panorama vor uns ausbreitet.

Den ersten längeren Aufenthalt aber nehme ich erst wieder in San Franzisko, nachdem ich während meiner diesjährigen amerikanischen Fahrten die zehnte Nacht im Schlafwagen verbracht. In Deutschland habe ich noch nie den Schlafwagen benutzt, da ich ja nicht zu den reichen Leuten gehöre. Aber bei den unendlichen Strecken, die man in der neuen Welt zurücklegen hat, kann man nicht gut auf diese Erleichterung des Reisens verzichten. Diesmal aber hätte ich doch beinahe besser daran getan zu verzichten, denn die Eisenbahn nimmt mir kaltblütig einen Zuschlag von 10,13 Dollar ab, als ob es sich um zwei Nächte handle, und auf meine erstaunte Frage bekomme ich die „beruhigende" Antwort, daß hier nicht nach der Zeit, sondern nach Stationen gerechnet wird.

Neue Ausgrabungen im alten Aztekenlande

Die Geheimnisse der Mayas

Die mexikanische Erde birgt gewaltige Schätze aus der sagenhaften Zeit der Azekenkultur, die von den spanischen Eindringlingen mit barbarischer Brutalität zerstört und vernichtet wurden. Die vom amerikanischen Carnegie-Institut unternommenen Ausgrabungen erbrachten den Beweis, daß das Reich der Azeken auf einer hohen Stufe des kulturellen Fortschritts stand, dessen Glanz die Krieger des Fernando Cortez als ormselige rauhe Vandalen erscheinen ließ.

Darüber hinaus konnte durch die neuerdings von amerikanischen und schwedischen Geschichtsforschern und Archäologen eingeleiteten Ausgrabungsarbeiten festgestellt werden, daß einige Jahrhunderte vor der Aztekenperiode das mexikanische Hochland von einer anderen Rasse, den Mayas oder den Toltecken, wie sie sich selbst einst nannten, bevölkert worden war, deren

Städte, Denkmäler und Pyramiden von hoch entwickelter Baukunst

Zeugnis ablegen.

Die neuesten Forschungen auf dem Gebiete der längst erloschenen Mayakultur konzentrieren sich neben dem eigentlichen Mexiko auch auf der mittelamerikanischen Halbinsel Yukatan, in einer schwer zugänglichen Gegend, die mitten im tropischen Urwald unzählige archäologische Schätze, ja ganze Ruinenstädte aufweist. Das Carnegie-Institut, das über einen, von seinem Stifter, dem amerikanischen Milliardär Carnegie, hinterlassenen großen Geldfonds verfügt, hat es verstanden, die Mitglieder der Forschungsexpedition in Yukatan mit allen Hilfsmitteln und Errungenschaften des modernen technischen Fortschrittes zu versehen, um ihre schwierige Arbeit im wilden Dschungelgelände nach Möglichkeit zu erleichtern. Den amerikanischen Archäologen wurden auf Yukatan saubere, schön ausgebaute Bungalows mit Baderaum und allem Komfort zur Verfügung gestellt. Eine große Anzahl von Automobilen stehen ständig bereit, um das Personal der Expedition an die Forschungsstätten zu befördern. Man ging sogar soweit, durch den Urwald eigens zu Forschungszwecken bestimmte

Autostraßen anzulegen, die sich zwischen den Ruinenstädten schlängeln.

Ein wahres Bild des Steinalters entsteht vor den erstaunten Augen des Zeitgenossen, der in das Zentrum der versunkenen Mayakultur, in die Nähe der einstigen Hauptstadt der Mayas, Chichen Itza, gelangt. Besonders eindrucksvoll sind die Ruinen eines gewaltigen Tempels, an dem die Urbewohner des Landes sowohl ihre Vertrautheit mit dem Sonnenkalender, als ihre bautechnischen Fähigkeiten zum Ausdruck brachten. Die vier Treppen, die zur Kuppel des Tempels führten, hatten je 91 Stufen, und zusammen mit der Stufe auf der obersten Plattform betrug ihre Gesamtzahl 365, genau entsprechend der Zahl der Jahrestage. Ein Kalender, in den Stein gemeißelt! Das Merkwürdigste an dieser Tempelpyramide ist aber, daß sie die siebente in der Ordnung ist: Unter ihrem Gewölbe beherbergt sie sechs kleinere Pyramiden, die übereinander errichtet worden waren. Wahrscheinlich betrachteten die späteren Generationen der Mayas die Pyramiden, die von ihren Vorfahren erbaut wurden, als veraltet und unmodern. Statt aber die alten Bauten abzureißen, umgab man sie jedesmal mit einer neuen steinernen Hülle.

Auch im eigentlichen Mexiko stießen einheimische und nordamerikanische Archäologen auf ähnliche

Ruinenstädte, die aus der Maya- bezw. Toltekenepoche

stammten. Die interessantesten Funde konnten in neuester Zeit von den Forschern in den Ruinen der uralten Stadt Teotihuacan gemacht werden. Die früher von den amerikanischen Historikern vertretene Ansicht, daß die Tolteken, die Urbewohner des mexikanischen Hochlandes, im 14. Jahrhundert von den in das Land eingedrungenen Aztekenkriegern, den „Römern" des mittelamerikanischen Festlandes, überwältigt und ausgerottet wurden, erweist sich im Lichte der neuesten Forschungen als falsch. Der schwedische Archäologe Dr. Sigwald Linné, der nach langem Aufenthalt in Mexiko vor einigen Tagen in Stockholm eingetroffen ist, konnte die Feststellung machen, daß zwischen der Tolteken- und Azteken-Epoche eine ziemlich lange Zwischenperiode eingeschaltet war, in der ein nördliches, primitives und rauhes Volk auf den Ruinen der vergangenen Toltekenkultur seine Herrschaft aufgerichtet hat. Diese brutalen Eroberer bebauten ihre Aecker, ohne zu ahnen, daß sich

unter der oberen Erdschicht die Kuppeln und Dächer der Toltekenpaläste

befanden.

Es ist neuerdings gelungen, bei den Ausgrabungsarbeiten in diese älteste Schicht der sagenumwobenen mexikanischen Kulturhinterlassenschaft einzudringen. Dabei konnte die interessante Beobachtung gemacht werden, daß nicht nur die Würdenträger und die Hohepriester der Tolteken, sondern auch die übrige Bevölkerung in schönen, modern anmutenden und sorgfältig eingerichteten Häuser lebte. Die neu ausgegrabenen Wohnhäuser der Tolteken weisen bemalte und hübsch getünchte Steinwände, zementierte Fußböden und weißgetünchte Decken auf. Zu jedem Raum gehörte eine kleine Vorstube, deren Treppen in den inneren Lichthof oder in den Garten führten Geradezu phantastisch erscheint heute die Kunst der Tolteken, Wasserleitungen und Wasserabflüsse zu bauen Auch standen die Bewässerungsanlagen dieses Volksstammes, der vor acht Jahrhunderten das mexikanische Plateau bewohnte, auf sehr hohem Niveau.

Eine von Dr. Linné unter etwa 7000 anderen Gegenständen in der Ruinenstadt Teotihuacan ausgegrabene, aus grünem Stein gemeißelte Kopfstatue eines Mannes ist in dem schlichten, aber eindrucksvollen Expressionismus ihrer Linien bewundernswert. Wenn nichts anderes uns aus der Epoche der Tolteken erhalten geblieben wäre, so könnte man in Anbetracht dieser herrlichen Erzeugnisse der Bildhauerkunst ohne weiteres zur Schlußfolgerung gelangen, daß eine blühende Kultur mit dem Untergange der Tolteken für immer verloren gegangen ist. ky.

So hauste der Hurrikan

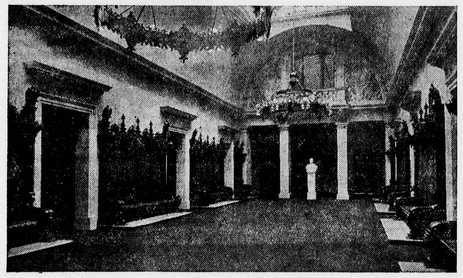
Erstes Originalbild von dem verheerenden Wirbelsturm auf Kuba, der, wie erinnerlich, vor mehreren Tagen große Teile dieser mittelamerikanischen Insel verwüstete und mehr als 2000 Menschenleben forderte. Besonders schwer wurde der Ort Camagney betroffen, von dessen Häusern kaum ein Stein auf dem andern blieb.

„Dem deutschen Volke"

Der unbekannte Reichstag — Wo die Abgeordneten sich wie zu Hause fühlen

„Ich möchte Herrn Meier M. d. R. sprechen!"

Die politischen Ereignisse der jüngsten Zeit lenken erneut das Interesse auf die Arbeit und Bedeutung der deutschen Volksvertreter, die ja demnächst wieder in dem repräsentativen Reichstagsgebäude in Berlin zu verantwortungsvoller Tätigkeit zusammentreten werden. Dieses Gebäude trägt zwar die Inschrift „Dem deutschen Volke", doch sind seine feierlichen Hallen und die vielen hundert Einzel- und Nebenräume der Allgemeinheit nicht zugänglich. So kommt es, daß das deutsche Volk zum großen Teil seinen eigenen Reichstag mit den vielen seltsamen Einrichtungen nicht kennt . . .



Auf diesen hohen Bänken soll man das Warten lernen . . .
Das Vorzimmer der Ministerräume

Der Reichstag" sagt man kurzerhand in Berlin, und meint damit den mächtigen Wallotbau, der den Platz der Republik mit seinen Türmen und der gewaltigen Kuppel beherrscht. „Der Reichstag" — das ist für viele tausend Menschen eine mächtige, geschwungene doppelseitige Freitreppe und Auffahrt mit einem säulengetragenen Portal, das Gott weiß wie lange nicht benützt wurde. Bis zu halber Höhe parken heute darauf die Wagen der Minister. „Der Reichstag" — das ist vielleicht auch noch das kleinere Seitentor, vor dem sich an kritischen Tagen eine neugierige Menge drängt, umrahmt von den Filmoperateuren der Wochenschau, die den Einzug der Volksvertreter und der Staatsführer auf den flimmernden Filmstreifen bannen.

Und vom „Innenleben" dieses Reichstages kann man sich nur eine nebelhafte Vorstellung machen nach verschiedenen Lichtbildern, die eine Sitzung im großen Plenarsaal zeigen oder ein kleines Stimmungsbild aus den Wandelgängen. Aber im Grunde genommen ist das ja gar nicht „der Reichstag" . . .

„Ich suche Herrn Meier, M. d. R.

In jenen Tagen, in denen der Reichstag erfüllt ist vom Leben und Treiben der Abgeordneten — man kann wohl sagen, daß diese Tage zu den Seltenheiten gehören —, geschieht es häufig, daß Bittsteller sich an den Türen einfinden und nach einem der Abgeordneten fragen. Es sind meist „Bekannte" oder Gäste der Reichshauptstadt, die durch Vermittlung eines Volksvertreters die geheiligten Räume betreten zu können hoffen oder aber eben noch schnell „ihrem Abgeordneten" einen wichtigen Rat erteilen wollen . . .

Mit unerschütterlicher Ruhe verweisen die beiden Pförtner, die jeden Eingang besetzt halten, den ungebetenen Gast nach Portal 5, allwo ein Mann herrscht, der alles weiß.

„Kann ich Herrn Meier, M. d. R., sprechen?" Der Pförtner von Portal 5 kann nicht allein an Hand der vielen hundert, mit Namensschildchen und Fraktionsbuchstaben versehenen Garderobenständer die An- oder Abwesenheit des betreffenden Herrn kontrollieren, er hat außerdem noch eine komplizierte Schalttafel zur Verfügung, die jeden Volksvertreter, der das Reichstagsgebäude betritt oder verläßt, anzeigt.

Man weiß also nun, daß Herr Meier M. d. R. im Reichstagsgebäude anwesend ist. Aber wo er sich nun gerade aufhält — das festzustellen, ist eine nicht geringe Schwierigkeit. Beginnen wir unseren Rundgang durch das riesige und vielgestaltige Bauwerk hoch oben im obersten Geschoß.

Wo die Abgeordneten sich wie zu Hause fühlen

Rings um die Kuppel des großen Saales sind an vielen Gängen ein paar hundert Einzelzimmer gelegen. Ein jedes wird von einem oder mehreren Abgeordneten benützt und enthält neben Schrank und Ruhebett auch einen Schreibtisch und eine Waschgelegenheit. Man kann es sich recht bequem machen. Manches Mittagschläfchen wird nach anstrengenden Sitzungen abgehalten. Und noch heute erzählt man sich die hübsche Geschichte eines ehemaligen Abgeordneten, der als sparsamer Mann in seinem Zimmer wohnte, schlief, aß und sogar seine selbstgewaschenen Socken auf einer Leine zwischen Schrank und Garderobenhaken trocknete . . .

Hier oben erledigen die meisten Abgeordneten ihre Post. Sie bestellen sich die Fraktionsstenotypistin zum Diktat. Hier werden Artikel, Anträge, Begründungen und Antworten entworfen. Und die Briefträger des Reichstags — denn auch ein eigenes Postamt ist im Wallotbau untergebracht — haben zu gewissen Zeiten alle Hände voll zu tun.

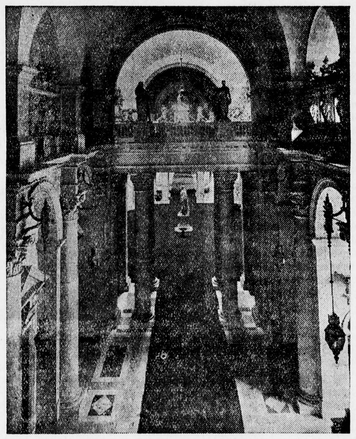
Die Sache mit dem „Entenpfuhl"

Einen Stock tiefer gelangt man in die Fraktionsräume und Arbeitszimmer. Jede Reichstagsfraktion verfügt hier über ein oder mehrere Gemeinschaftszimmer und Nebenräume, in denen die Büroarbeiten erledigt werden. In diesen Räumen der Parteien herrscht ständig Aufregung und Leben. Hier werden Koalitionen gegründet, Minister gestürzt und neue Minister in den Sattel gesetzt. Hier wird entschieden über Krieg und Frieden zwischen den Parteien und Schlachtpläne werden geschmiedet.

„Entenpfuhl" — das ist der romantisch-sarkastische Name des Journalisten-Restaurants, das die berühmte „kalte Küche" auszeichnet. Unfreiwillig — denn die Reichstagsküche liegt im Erdgeschoß, und wenn die bestellten Speisen überhaupt bis hier hinaufgelangen, dann sind sie eben — kalt. Der „Entenpfuhl" ist mit um so größerem Recht über diese Tatsache empört, als nämlich schon vor langer, langer Zeit einmal die 7000 Mark, die zum Bau eines Speisenaufzugs erforderlich wären, in der Reichstagskasse hinterlegt und — für andere Zwecke verwendet wurden. Und die Empörung nützt heute gar nichts mehr . . .

400 000 Bücher

Für den ruhigsten und angenehmsten Aufenthaltsraum im ganzen Gebäude halten Eingeweihte die große Bibliothek. Sie untersteht der Leitung eines eigenen Direktors mit entsprechendem technischen Personal und verfügt neben dem großen Lese- und Bücher-



Stumme Zeugen politischer Diskussionen
Blick von oben auf die Säulen der Wandelhalle

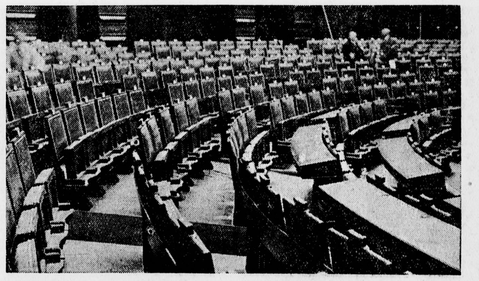
saal noch über eine Anzahl von Ausgabezimmern und Büroräumen.

Die Bibliothek umfaßt heute angeblich über 400 000 Bände politischer Werke. Jede Neuerscheinung auf einschlägigem Gebiet ist hier mit einem Exemplar vertreten. Die behaglichen, tiefen Sessel sind ebenso angenehm und wohltuend wie die streng empfohlene, lautlose Stille.

Im Vorzimmer der Minister

Selbstverständlich verfügt jeder Minister sowie der Reichskanzler über besondere Zimmer im Reichstag. Die Vorzimmer zeichnen sich durch ganz besonders hochlehnige Wandbänke aus. Man sagt, sie seien eigens dazu geschaffen, der ungeduldigen Menschheit das — Warten beizubringen . . .

In den Wandelhallen rings um den großen Saal im ersten und zweiten Stock wird die eigentliche „Politik gemacht". Hier promenieren in Gruppen die Abgeordneten und Führer, hier suchen die Journalisten aus den schwelgsamen Politikern ihre wichtigen Informationen herauszuquetschen. Hier schwirren die wildesten Gerüchte und die phantasievollsten Kombinationen durch die Luft. Hier sieht man die markanten Köpfe des politischen Lebens und die eiligen Herren von der Presse, die ihrer exterierten Telephonzelle zustreben, um ihrem Blatt zuerst die neueste Sensation durchzugeben.



Diese Telephonzellen sind ständig belagert und umfritten. Sie reichen niemals aus und müssen von Reichstagswahl zu Reichstagswahl ergänzt werden.

Staatlich angestellter Parteiober

Wie in den Wandelhallen spürt man auch im Reichstagsrestaurant die Spannung der politischen Atmosphäre. Unter den wappengeschmückten Vögen des halbdunklen Raumes sind zu beiden Seiten Holztische angeordnet. Jede Partei hat ihre bestimmten Tische, und der Zumachs, den die Abgeordnetenzahl in der letzten Zeit erhielt, war vom alten Herrn Wallot beim Bau des Reichstags-Restaurants nicht vorbedacht worden. Es würde an Platz fehlen, wenn nicht einige der zumindest sympathisierenden Parteien einander gegenüber an ihren Tischen Gastfreundschaft gewähren wollten.

Der Pächter des Restaurants arbeitet mit einem staatlichen Zuschuß, desgleichen sind die Kellner wenigstens zum Teil „staatlich angestellt". Aber auch diese Kellner haben ihre politische Meinung — jeder bedient nur „seine" bestimmte Partei . . .

Wer zudert eigentlich im Reichstag?

Im Erdgeschoß stehen den Sendboten des deutschen Reiches alle nur erdenklichen Bequemlichkeiten zur Verfügung. Zahlreiche Badekabinen mit gekachelten Bassins erfreuen sich nach lebhaften Sitzungen eifrigen Besuchs, selbst ein Friseursalon mit zwei Abteilungen findet sich vor — für Herren und Damen! Und schließlich wäre da noch der — Gymnastiksaal. Hier gibt es Reckstangen, Bäcke und Expander, Sandsäcke für fanatische Boxer, einen regelrechten Trockenrudertasten und sogar ein elektrisches Pferd!

„Die Herren zur Abstimmung!"

In so weitläufigen Räumen könnte sich die Zahl der Abgeordneten natürlich völlig verlieren und die wichtigsten Entscheidungen versäumen, wäre da nicht die Alarmglocke, die in den Wandelhallen und im Restaurant sowie in den Fraktions- und Einzelzimmern und selbst in den verschwiegensten Räumen des Hauses ihre durchdringend scharfe Schnarrstimme ertönen ließe. Ein Lautsprecher verkündet den Beginn oder Schluß eines Vortrags im großen Saal. Zur wichtigen Abstimmung jedoch ertönt ein dreimaliges Klingelsignal, das niemand zu überhören wagt.

Selbst aus den entlegensten Teilen des Hauses stürzten ehemals die Abgeordneten im letzten Augenblick noch herbei, um bei der Abstimmung anwesend zu sein. Denn — von dieser Anwesenheit hängt ja das Recht auf den Bezug der Tantiemen ab.

Aber das ist schon lange her! Heute nehmen natürlich alle Vertreter des deutschen Volkes im Vollbewußtsein ihrer hohen Verantwortung an jeder Sitzung von Anfang bis zu Ende teil! K. Lennartz.

Die Seele im Beobachtungsraum

Abhörzellen, Deckenmikrophone und unsichtbare Beobachter

Ein Besuch in den psychologischen Instituten der Bonner Universität

Die psychologischen Institute der Universität Bonn haben in neuester Zeit Einrichtungen erhalten, die sonst noch nirgendwo in Deutschland zur Anwendung kommen. Namentlich das von Prof. Dr. Siegfried Behn geleitete pathopsychologische Institut ist mit den modernsten Mitteln ausgestattet, durch die der zu Beobachtende gesehen, behorcht, sein Verhalten kinemathographisch aufgenommen werden kann. Unsere nach Bonn entsandte Mitarbeiterin berichtet über ihren Besuch dieses Institutes folgendes:

Das neue Psychologische Institut

„Das ist aber das letzte Interview, das ich gebe", sagte Prof. Siegfried Behn lächelnd, als ich im schmalen Seitenflügel der Bonner Universität vor ihm stand. Das Psychologische Institut, das im letzten Jahre unter seiner Leitung nach modernsten Grundsätzen umgestaltet wurde, ist in diesen Tagen von so vielen Neugierigen überlaufen worden, daß die selbstverständliche Zurückhaltung des Gelehrten dem schließlich Einhalt gebieten muß. Es ist allerdings auch eine Sehenswürdigkeit. Freilich, die mühevolle, viel Geduld und Selbstlosigkeit erfordernde wissenschaftliche Tätigkeit sieht selbst der aufmerksamste fremde Beschauer nicht, aber die Raumeinteilung und die technischen, die Arbeit erleichternden und verfeinernden Hilfsmittel geben ihm einen Begriff von der Konzentration, mit der hier die menschliche Seele in ihren Aeußerungen studiert wird.

Schon das Sprechzimmer des Leiters ist gleichzeitig Experimentierraum. Es enthält nicht nur allerlei Apparate sondern auch eine unauffällig in die Wand eingebaute Abhörzelle. Vor ihm aber kann man von hier aus, nachdem man die Holzverkleidung der einen Wand hochgeschoben hat, den großen, daneben liegenden Versuchsraum durch ein feinmaschiges Gitter und eine wie Glas wirkende Scheibe ganz klar überblicken, ohne von der anderen Seite auch nur als Schatten gesehen werden zu können. Diese nur von einer Seite durchsichtige Scheibe ist eine Erfindung Dr. K. Gottschald's von der Rheinischen Provinzial-Kinderanstalt in dem Pathopsychologischen Institut. Dort wurde sie bereits zur unauffälligen Beobachtung kranker, spielender oder arbeitender Kinder mit Erfolg verwandt. Der mit leichten, schnell zusammenklappbaren und auszutauschenden Möbeln eingerichtete Versuchsraum ist zu vielerlei Zwecken verwendbar. Zudem kann jedes im Raume gesprochene Wort durch Deckenmikrophone unbemerkt abgefangen werden. Ja, es kann sogar eine ganze, 50 Minuten dauernde Schulstunde durch einen sogenannten sprechenden Draht aufgenommen und später beliebig oft wiederholt werden.

Hier und in einer Reihe kleinerer Räume werden Versuche auf den verschiedensten psychologischen Gebieten gemacht, z. B. auf denen der Wahrnehmungs-, der Kinder-, der Kriminalpsychologie. Gestaltungspsychologische und physiognomische Versuche werden angestellt, Stimmungswerte der Farben untersucht. Die Räume sind mit einem Minimum an Mitteln eingerichtet, notwendige Reparaturen und technische Arbeiten werden in einer eigenen Werkstatt gemacht, Werkzeuge und Apparate daselbst ganz oder zum großen Teil angefertigt. Das Psychologische Institut, das sich bei der Arbeit nicht auf System allein festgelegt hat, steht in engstem Erfahrungsaustausch mit dem

Patopsychologisches Institut der Universität

das im Jahre 1931 in die Rheinische Provinzialkinderanstalt für seelisch Abnorme hineinverlegt und mit dieser durch personale und sachliche Union verbunden wurde. Der ständig wachsende Aufgabenkreis des Instituts, dessen Leitung in den Händen von Prof. Löwenstein liegt, machte erst vor einem Jahre eine räumliche Erweiterung notwendig, und jetzt liegt neben dem Altbau unter den schönen Bäumen am Kaiser-Karl-Ring der moderne und auf das Zweckmäßigste ausgestaltete Neubau, den Landesoberbaurat Rühl errichtete. Das große und entgegenkommende Verständnis, das Landeshauptmann Dr. Horion und Landesmedizinalrat Wiehl den Aufgaben der Anstalt entgegenbrachten, schuf die Voraussetzungen für die Entwicklung dieses in Deutschland bisher einzigartigen Institutes. Stand in dem andern Institut die Erforschung der Gesetze des gesunden seelischen Lebens im Mittelpunkt, so soll dieses die Rätsel lösen helfen, vor die die erkrankte menschliche Psyche die Wissenschaft stellt. Auch hier werden in mühevoller, unendlicher Geduld verlangender Kleinarbeit die Aufgaben bewältigt, die die beiden innerlich und äußerlich nahe verbundenen Hauptabteilungen der Anstalt stellen: Die Klinische und die Forschungsabteilung.

Es ist überaus wichtig, daß bei allen Untersuchungen nie von einer Teilerscheinung allein, sondern immer vom Gesamtbild des Menschen ausgegangen wird. Natürlich werden die einzelnen Erscheinungsformen der geistigen Krankheit studiert und selbstverständlich steht die Frage im Mittelpunkt, was aus der Anlage des Kindes, was aus dem bisherigen Milieu zu erklären ist und welche krankhaften Aeußerungen, abgleich Ausdruck der Anlage, dennoch einer Heilung zugänglich sind. Aber nie wird eine Aeußerung isoliert betrachtet, nie wird die Gesamterscheinung der kranken, auch der kindlichen Persönlichkeit außer acht gelassen. Der als Anstaltspsychologe tätige Priv.-Dozent Dr. Gottschaldt betonte auf einer Tagung des Reichsverbandes kath. Anstalten, daß entgegen bisheriger, die Aufgaben der Psychologie zu engfassender Forschungsmethoden die neuen Methoden nicht nur die Einzelbeobachtungen charakterlicher Abweichigkeiten fordern. Auch beim seelisch Abnormen muß die Totalität des Wesens Ausgangspunkt jeder Analyse sein. Im Pathopsychologischen Institut werden daher Tests nur selten angewandt, weil sie oft ein einseitiges, für das Gesamtverhalten nicht entscheidendes Bild geben. Gerade psychisch schwierige Kinder wollen sich oft gar nicht beobachten lassen. Hier wird die Reaktion des Kindes auf die in ungezwungenen Spielsituationen sich ergebenden Enttäuschungen, Freuden und Hemmungen untersucht.

In Räumen, die auch dem Auge des Besuchers nur wie Spielzimmer erscheinen, werden die Kinder durch verschiedene in das Spiel hineingelegte Schwierigkeiten auf Selbständigkeit und Zielsicherheit geprüft, ohne daß es ihnen zum Bewußtsein kommt. Ihr Verhalten bei Erfolg und Mißerfolg, der Moment der eintretenden psychischen Sättigung, in der das Kind von einer Sache völlig in Anspruch genommen ist, werden beobachtet und dem Bild ihrer kleinen Persönlichkeit eingeordnet. Man sieht, wie sich das Kind in Konfliktsituationen benimmt und kann, dank der Fülle der gesammelten Erfahrungen, manche seelischen Mängel durch entsprechende ärztliche Maßnahmen ausgleichen. Alles was an Einrichtungen zur Bestimmung von Erkrankungen in der Anstalt vorhanden ist, dient dem einzigen Ziel, auf den Ergebnissen der Beobachtung die heilmögliche Behandlung aufzubauen. Die Beschäftigungsräume und die beiden, miteinander auch zu vereinigenden Schulräume dienen daher nicht der Beschäftigung (Waschen, Bügeln) an sich, nicht dem Lernen an sich. Es wird hier lediglich die Lernfähigkeit geprüft. Auch der Spielplatz, auch die Spaziergänge dienen zugleich der Beobachtung. Und diese Beobachtung wiederum soll nicht nur die Defekte feststellen, die der einzelne aufweist. Wichtiger noch ist es die Begabungsinseln herauszufinden, denn allein von ihnen ausgehend kann man aufbauende Arbeit in der kindlichen Psyche leisten, kann man beispielsweise herausfinden, welcher Beruf die relativ besten Lebensbedingungen garantiert. Die ganze Arbeit, die sich sowohl auf psychologischem als auch auf pathopsychologischem Gebiet abspielt, ist völlig auf die besondere Eigenart jedes Kindes eingestellt.

Mit der klinischen Abteilung ist eine Sprechzimmer-Behandlung verbunden, die nerven- und irrenheilkundliche sowie heilpädagogische Beratungen an Kindern durchführt. So hell und für das Auge in Farben und Formen gleich angenehm und entspannend die Untersuchungszimmer, die Treppenaufgänge sind, so schön und lichtdurchflutet sind die Schlafsäle der Kinder, die durch große Glaswände gegeneinander abgetrennt, von den verhältnismäßig wenigen Pflegepersonen leicht überschaut werden können.

Ganz neu und von besonderem Wert sind die in einem besonderen Aufnahmeraum und in den Schlafsälen angebrachten kinematographischen Einrichtungen. Krankhafte Bewegungsvorgänge können filmisch aufgenommen werden, so daß die bildliche Registrierung eines „Anfalls" genauste Kontrolle und immer wiederholbare Vergleiche ermöglicht. Das ist für das Studium wie für die Behandlung der Krankheit von großer Bedeutung.

Sehr interessant sind die Untersuchungen der Bewegungs-Aeußerungen. Allen Menschen gemeinsame Bewegungen führt doch jeder in einer nur ihm eigenen Weise aus. Von Prof. Löwenstein konstruierten Apparates jede leiseste Abänderung solcher Bewegungs-Aeußerungen festgestellt und gemessen werden. An dem den Laien wie große Federkurven erscheinenden Aufzeichnungen des Apparates läßt sich unter anderem erkennen, ob ein Mensch hysterisch ist oder nur nervös überreizt, ob ein Unfallverletzter wirklich erkaubt ist oder den Verlust des Gehörs sich nur einbildet oder gar simuliert. Man kann hier die vom Willen des Menschen unabhängigen Formen rückwirkender Beanspruchung erforschen und dadurch auch bei kriminellen Fällen manchem Unschuldigen helfen.

Die Untersuchungen würden nicht vollständig sein, wenn sie sich nicht auf die Erbmasse des Untersuchten erstrecken. Hier leistet die erbbiologische Abteilung, in deren drei Räume füllenden Stammtafeln und Karteikarten etwa 600 000 Personen erfaßt sind, die größten Dienste. Das Institut ist als einziges in Deutschland imstande, die Geschichte der rheinischen Familien, in denen sich geistige Erkrankungen zeigten, bis tief ins 18. Jahrhundert zurückzuverfolgen. Es ist ein erhebendes Gefühl, zum Beispiel vor den meterlangen Aufzeichnungen eines 8000 Personen umfassenden Stammbaumes zu stehen und darin die vielen, bis zum heutigen Tag wiederkehrenden Geisteskrankheiten angemerkt zu sehen, die alle auf eine einzige, im Jahre 1750 geschlossene Ehe zurückzuführen sind. Der größte ausgeführte Stammbaum umfaßt sogar 10 000 Personen. Möglich ist eine soweit zurückreichende Forschung nur durch den glücklichen Fund und die Sammlung alten Aktenmaterials, das den früheren öffentlichen und privaten Anstalten der Rheinprovinz entstammt. Bereits seit 1820 wurde z. B. in der Anstalt Siegburg mittels genau gefüllter Fragebogen der Zustand der Patienten und ihrer Angehörigen protokolliert. Es lassen sich jetzt nicht nur genauere Diagnosen sondern auch sichere Prognosen stellen und, worauf es vor allem ankommt, aussichtsreichere Heilversuche beginnen.

Mariarose Fuchs.

Das Kreuz der Ehrenlegion für eine Krankenschwester

Der Lehrerin an der Pariser Schule für Krankenpflege, Fräulein Grenier, wurde für ihre 25jährige verdienstvolle Arbeit jetzt das Kreuz der Ehrenlegion verliehen. Direktor Pillu, der Leiter der Schule überreichte ihr die Auszeichnung.

Dem Laien wird das am Gang eines Menschen am deutlichsten. Auch Schreck, Spannung oder Aufregung lösen bei jedem Menschen je nach seiner seelisch-leiblichen Konstitution verschiedene rückwirkende Bewegungen (Reaktionen) aus. Hier kann nun mit Hilfe eines

„Nun danket alle Gott"

Am 5. Dezember sind 175 Jahre seit der denkwürdigen Schlacht bei Leuthen vergangen, die eine der wichtigsten Schlachten des siebenjährigen Krieges war, und in der Friedrich der Große einen imposanten Sieg gegen die Uebermacht der Oesterreicher erfocht. Als die Schlacht vorüber war und zum Sammeln geblasen wurde, stimmte das Heer Friedrich des Großen spontan den Choral „Nun danket alle Gott" an. Unser Bild — eine Wiedergabe des bekannten Gemäldes von Camphausen — hält diesen Augenblick fest.

Ein deutsches Kriegerdenkmal in Amerika

Auf dem Riverside-Friedhof in Asheville wurde dieses Denkmal für 18 deutsche Matrosen enthüllt, die seinerzeit im dortigen Kriegsgefangenenlager untergebracht und während einer Typhusepidemie gestorben waren. Der schlichte Denkstein wurde von der amerikanischen Legion errichtet. Er trägt einen Geleitvers und die Namen der Toten. Der Enthüllungsfeier wohnten der deutsche Botschafter, der zuständige deutsche Konsul und eine Stahlhelmabordnung in Uniform bei.

Intrigen um Christina

5. Fortsetzung

GESELLSCHAFTSROMAN VON ACEITUNA GRIFFIN

Berechtigte deutsche Bearbeitung von Wilhelm Entz / Copyright 1932 by Literarisches Büro W. Geppert-Pleau, Salzburg 1

„Ich wäre begierig, ihn kennenzulernen, denn das Kind solcher Eltern muß etwas ganz Besonderes sein, wenigstens was das Aussehen betrifft."

„Und seinen Vater hat niemand wiedergesehen?"

„Niemand. Nur einmal während des Krieges sah ihn eine Freundin von mir zufällig auf einer Eisenbahnstation mit einem Truppentransport. Mit keinem aus unserem Kreise hat er je wieder Verbindung gehabt, und auch Honoria hat ihn, meines Wissens nie wiedergesehen. Ein Jahr nach Manuelas Tod heiratete sie Herbert."

Neuntes Kapitel

Auf des Messers Schneide

Tante Honorias üble Stimmung nach ihrer Rückkehr aus Schottland sollte Christina bald zu spüren bekommen.

Lady Morland war um so gereizter, als sie einen greifbaren Anlaß zu Tadel gegen Christina nicht finden konnte. Herberts Buch war fertig, die Auszüge, die er verlangt hatte, waren bis in die kleinsten Einzelheiten durchgeführt, und Christina las so ängstlich wie nie ein großer Hund, der fürchtet, etwas angestellt zu haben, ohne zu wissen, was. Lady Morland war sich des Unvernünftigen ihres Gehabens bewußt. Sie bedauerte nun, Christina nicht nach Schottland mitgenommen zu haben. Dieser langweilige, eigensinnige Comberton wäre vielleicht fügsamer geworden, wenn man ihm seinen Willen gelassen hätte. Statt dessen hatte Christina Gelegenheit gehabt, sich bei Onkel Jaspar in Gunst zu setzen, und gerade das war es, was Honoria nicht haben wollte.

Auch Pearl fühlte sich in die allgemeine Unzufriedenheit mit einbegriffen und war nicht weniger gedrückt als Christina. Sie beobachtete ängstlich ihre Mutter, wie sie eines Tages, als man ihr die Post brachte, beim Anblick eines Briefes von Philippa die Stirn runzelte, noch ehe sie ihn geöffnet hatte.

Scher wieder nur Unangenehmes, dachte Lady Morland, während sie den Umschlag aufriß. Wenn sie es auch Herbert gegenüber nicht wahr haben wollte, so wußte sie doch nur zu gut, daß es in Philippas Ehe nicht stimmte. Doch diesmal mußte sie anerkennen, daß sie ihrer Zweifingsten Unrecht getan hatte. Philippa meldete nun ihre und Montagus Rückkehr nach Grebe Hall, das einige fünfundzwanzig Meilen von Schloß Morland entfernt lag, und teilte mit, daß sie die Absicht habe, einen großen Ball zu geben. Sie bat ihre Mutter, mit Pearl doran teilzunehmen und fragte, ob sie am Samstag mit dem Hauptmann Cunningham zum Lunch kommen dürfe.

Philippa verehrte ihren Vater sehr, und da sie wußte, daß man ihn am Freitag aus Norwegen zurückerwartete, wollte sie ihn gleich begrüßen. Honoria, wenn auch nicht von mütterlicher Sehnsucht nach ihrer Tochter bewegt, freute sich über ihr Kommen. Die Tatsache, daß Philippa einen Ball gab, bewies, daß kein ernstes Zerwürfnis zwischen ihr und Montagu bestand, und die Gegenwart des Hauptmannes beim Lunch würde einen Austausch vertraulicher Mitteilungen zwischen Vater und Tochter verhindern. Honoria hatte überdies ihre eigenen Gründe, den Hauptmann Cunningham kennenlernen zu wollen, denn die Fama hatte sich bereits mit ihm und Philippa beschäftigt.

Christina war sehr gespannt, nun auch Pearls ältere Schwester kennenzulernen. Philippa war bald nach ihrer Verheiratung der Mittelpunkt eines Kreises reicher, lebenslustiger und äußerst modern gerichteter junger Leute geworden, und die Londoner Sonntagsblätter hatten sich mit ihr fast ebensoviel beschäftigt, wie mit ihrer schönen jüngeren Schwester. Sie war voll überschäumenden Lebens, verstand es, sich vorzüglich zu kleiden und war im übrigen mehr interessant als schön. Der Mode des Tages folgend, hatte sie eine exzentrische Vorliebe für Tanzunterhaltung und sprach fast von nichts anderem: Tanzunterhaltungen in London, in Paris, in Deauville — und nun wollte sie selbst einen großen Ball geben. Hauptmann Cunningham, der in Aldershot in Garnison stand, half ihr bei den Vorbereitungen. Sir Herberts Augen hingen während des Lunchs voll Zärtlichkeit an dem lebhaft bewegten Gesicht seiner Tochter, und mit der den Männern in solchen Dingen eigenen Kurzsichtigkeit kam er zu dem Schluß, daß Honoria recht haben müsse, daß der Brief, der ihn so beunruhigt hatte, nur einer vorübergehenden Verstimmung entsprungen sein konnte. Jetzt wenigstens schien sie die Fröhlichkeit selbst.

Honoria, die ihr huldvoll zuhörte, machte sich ihre eigenen Gedanken. Philippa war die Sphinx der Familie, ein ungelöstes Rätsel. Bei ihr hatte Honorias Erziehungsmethode versagt. Nach einjähriger Ehe war jede Spur davon verflogen. Sie war durch und durch modern. Fesseln, die sie drückten, mußte sie sprengen. Die Frage war nur, ob sie gegebenenfalls öffentliches Aergernis vermeiden oder sich von einer tollen Idee zu Handlungen hinreißen lassen würde, die der Familie Unehre brachten.

Honoria warf einen Blick auf den Hauptmann und sah Gefahr. Sie verglich ihn im Gedanken mit Montagu und seufzte. Ihr erfahrenes Auge sagte ihr auch, wie es um Cunningham stand. Er war wohl etwas verliebt in Philippa, bewußt oder unbewußt. Honoria war geneigt, das Letztere anzunehmen, denn er verkehrte bei Montagu im Hause und schien ein ehrenhafter Charakter. Und Philippa? Schwer zu sagen! Wie weit würde ihr Saldomkeit Montagus reichen? Man sagte ihm nach, er sei eifersüchtig. Philippa hatte bisher den Namen ihres Gatten nicht einmal erwähnt. Ihr Vater war es, der das Unpassende dieser Unterlassung empfand und höflich nach seinem Befinden fragte.

„Es geht ihm ausgezeichnet," antwortete Philippa. „Nur behauptet er jetzt, es wäre besser gewesen, wenn wir nach Harrogate gegangen wären, anstatt nach Deauville, aber alle diese Orte sind gleich entsetzlich."

Im Grunde war es allen gleichgültig, ob der abwesende Montagu sich wohl befand oder nicht. Selbst seine Schwiegermutter, die ihn stets mit Auszeichnung behandelt hatte und ihm so dankbar gewesen war, als er ihr die Last einer unverheirateten Tochter vom Halse nahm, hatte jetzt das Gefühl, daß er seinen Zweck erfüllt habe. Wenn sie plötzlich gehört hätte, Philippa sei Witwe geworden, hätte sie es zu tragen gewußt. Die Bestimmungen des Ehekontraktes waren so für diesen Fall sehr günstig. Nur als geschiedene Frau mochte sie ihre Tochter nicht sehen.

„Ihr werdet alle auf meinen Ball kommen, nicht wahr?" sagte Philippa. „Auch Christina. Neue Verwandte aus meiner Familie sind für mich etwas Seltenes. Montagu hingegen bringt mir jeden Augenblick einen neuen Vetter. Darin ist er unerschöpflich . . . Ihr müßt dann auch ein paar Tage bei mir bleiben."

Honoria sagte zu. Sie war huldreich, wenn auch etwas nachdenklich. Es gelang ihr, den Hauptmann mit Herbert in eine Unterhaltung zu verwickeln. Als sie aber sah, daß Philippa sich von der Gesellschaft löste und mit Pearl am Arm im Park verschwand, war sie wenig erfreut.

„Nun erzähl' mal, wie ist es dir ergangen?" fragte Philippa ihre Schwester. „Wie war's in Schottland?"

„Ach, sehr schön," sagte Pearl gleichmütig. „Ich habe sehr viele Aquarellskizzen gemacht."

„Sonst nichts?" Warum bist du nicht schon verlobt? Doch nicht wegen einer romantischen Liebe zu deinem Zeichenlehrer oder sonst jemand Unmöglichem?"

Pearl lachte. „Sei ohne Sorge, ich bin weder verlobt noch verliebt."

„Aber was ist's dann mit den Markgrafen und Multimillionären, von denen man hört?"

„Nichts ist's mit ihnen, ich bin nicht verlobt. Und wolle Gott, es gäbe das überhaupt nicht. Es verdirbt einem alles, Philippa!" Mutter verfolgt mich beständig damit, und ich habe das Gefühl, daß ich keinen Schritt mehr tun darf, ohne Hinblick auf dieses eine Ziel."

„Mir sagst du das?" rief Philippa. „Davon kann ich ein Lied singen, glaube mir! Muß es Mama doch noch viel größere Sorgen gekostet haben, mich und Flora an den Mann zu bringen. Freilich will sie mit dir höher hinaus."

„Ich werde aber nicht heiraten, wenn ich nicht mag."

„Du wirst! Welche von uns hat schon vermocht, das nicht zu wollen, was Mutter wollte?"

Sie blieb plötzlich stehen und schwieg.

„Philippa," fragte Pearl, „bist du glücklich?"

„Nicht sonderlich," war die Antwort der Schwester.

„Ich habe es geahnt. Er ist nicht nett zu dir, Philippa?"

„Sag' lieber, ich bin nicht nett zu ihm," antwortete Philippa ehrlich. „Aber sprechen wir nicht davon. Ich will dir nur sagen: setz' dich zur Wehr und laß dich nicht beschwätzen, wenn du selbst mit dir nicht im Reinen bist. Laß dich nicht um des Friedens willen in eine Sache hineintreiben, gegen die dein Herz sich auflehnt. Du bist ein viel zu fügsames Geschöpf, Pearl."

Pearl antwortete mit einem ruhigen Lächeln.

„Alle sagen das. Ob es wohl wirklich wahr ist?"

***

Bei ihrer Rückkehr nach Schloß Morland hatte Christina, einer Anregung Jasper Lumleys folgend, ihren Onkel Herbert gefragt, ob sie die Sonntagnachmittage als ihre freie Zeit betrachten dürfe. Herbert stimmte bereitwillig zu, und seither pflegte Christina ihre Sonntagnachmittage bei ihrem Großonkel zu verbringen. Honoria machte einen schwächlichen Versuch, das zu verhindern, seit sie, wie sie sagte, es nicht gern sähe, wenn sie nachts allein auf dem Zweirad zurückfahre. Aber diesem Einwand begegnete Mr. Lumley dadurch, daß er sie im Auto abholen ließ. Während eines dieser Aufenthalte in Hove machte Christina Besuch bei Mr. Teesdale.

„Wann hat Mr. Teesdale seinen Urlaub, Onkel Jasper?" fragte sie, als sie mit Mr. Lumley beim Tee saß.

Mr. Lumley blickte überrascht auf.

„Teesdale? Das weiß ich nicht, mein Kind. Hat er ihn nicht schon gehabt?"

„Nein, es hat dir nicht gepaßt, ihn zu seiner gewöhnlichen Urlaubszeit fortzulassen."

„Ach ja. Ich hatte das ganz vergessen. Wir hatten so viel Arbeit."

„Weißt du, daß Mr. Teesdale und seine Frau noch nie eine Reise gemacht haben? Sie konnten nicht, weil ihr Sohn alle ihre Ersparnisse aufgebraucht hat."

„Du schnitt über die Angelegenheiten der Familie Teesdale eingehend unterrichtet zu sein."

„Allerdings," sagte Christina einsilbig und verfiel in Schweigen.

„Ueber was denkst du nach?" fragte plötzlich Onkel Jasper.

„Du wirst böse sein, wenn ich dir es sage."

„Keine Angst."

„Nun denn, Mr. Teesdale ist seit fünfunddreißig Jahren bei dir. Ich an deiner Stelle würde ihm eine Ferienreise zahlen. Glaubst du nicht, daß ihm das gebührt?"

Die Idee war Mr. Lumley neu und unerwünscht.

„Ist Teesdale mit seinem Einkommen unzufrieden?" fragte er kühl.

„Durchaus nicht, Onkel. Du weißt, sein ganzes Leben gehört nur dir und deiner Sammlung. Aber du hast ihn zum Kunstkenner erzogen, und jetzt sehnt er sich danach, das alles kennenzulernen, wovon er gelesen hat. Denk mal an, er ist noch nie aus Hove herausgekommen. Selbst seine Urlaube muß er hier verbringen, damit er sich etwas für seine alten Tage auffparen kann."

„Hm", brummte Onkel Jasper ärgerlich. „Wahrscheinlich gefällt es ihm hier und er ist klug genug, zu wissen, daß sein eigenes Heim behaglicher ist, als die unsauberen Pensionen, oder wo sonst Leute seines Schlages wohnen können, wenn sie ins Ausland reisen. Doch jetzt erzähl mir, was schreibt deine Mutter?"

Aus Beatens letztem Brief ging hervor, daß der Professor einen kleinen Rückfall erlitten hatte und da von den in Aussicht genommenen sechs Monaten bereits mehr als die Hälfte verstrichen war, mußte man auf eine Verlängerung des Schweizer Aufenthaltes denken. Es fragte sich nur, ob die Morlands Christina weiter behalten wollten. Onkel Jaspar war geneigt, das anzunehmen, in Anbetracht des erbärmlichen Solärs, das Christina für ihre Dienste erhielt. Er wußte nicht, daß Honoria, um Christina los zu werden, gern zehn Sekretärinnen bezahlt hätte, und sie nur deswegen nicht glatt entließ, weil sie wußte, daß Onkel Jasper sie in diesem Falle sofort zu sich nehmen würde.

Im November, zu Beginn der Parlamentssession, schlugen die Morlands ihr Hauptquartier in London auf; nur das Wochenende pflegte man auf dem Schloß zu verbringen, und auch da war Christina meistens allein, denn die anderen machten gewöhnlich Besuche in der Nachbarschaft.

An einem regnerischen Nachmittag gegen Ende des Monats saß sie, mit einem Buch auf den Knien, am Kamin beim Tee. Lady Morland und Pearl waren schon früh fortgefahren, und Sir Herbert war ihnen mit dem Nachmittagszug gefolgt. Christina fühlte sich träge und unlustig. Sie beschloß, um sich aufzurütteln, mit Pearls Hund in den Park zu laufen. Da kam der Hausbotmeister und meldete einen Besuch: Lord Comberton. Seit jener Begegnung auf der Promenade von Brighton hatte sich Christina viel in Gedanken mit ihm beschäftigt, aber gesehen hatten sie einander nicht wieder. Sie sprang daher mit hochgeröteten Wangen auf und trat ihm entgegen. Er lobte sie förmlich, daß sie den unerquicklichen Auftritt noch nicht vergessen hatte.

Lord Comberton hatte die Absicht gehabt, im Vorbeifahren den Morlands seine Aufwartung zu machen. Als er hörte, daß sie nicht zu Hause waren, überkam ihn ein unerklärliches Verlangen, Christina zu sehen, obwohl der Groll gegen sie noch lebendig in ihm war. Jetzt bereitete es ihm Genugtuung, zu sehen, wie ihre Wangen brannten und sie verlegen war. — Christina hieß ihn Platz nehmen. Es wollte ihr durchaus nichts einfallen, was sie ihm hätte sagen können. Da begann er das Gespräch.

„Miß", sagte er mit dem gekränkten Blick eines Schuldlungen, der sich zu Unrecht beschuldigt glaubt, „Ich denke, es wird dich freuen, in mir einen reumütigen Sünder zu sehen. Ich will nicht behaupten, daß ich meine Bekehrung ausschließlich deinen ermahnenden Worten verdanke, oder gar den Bemühungen meiner Tante, aber wie dem auch sei, ich habe mich entschlossen ein neues Leben zu beginnen und solid zu werden."

Ohne zu antworten, reichte Christina ihm eine Tasse Tee.

„Dich scheint das gar nicht zu interessieren?" fragte er.

„O doch, fahre nur fort, ich höre."

„Man hat mir bis zum Ueberdruck vorgeleiert, daß ich die Pflicht habe zu heiraten. Wenn man einem eine Idee genügend lang einhämmert, sitzt sie schließlich fest. Und ich bin, wie du weißt, eine fügsame Natur, und habe jetzt beschlossen, an die Betreffende die schicksalsschwere Frage zu stellen. So nennt man das doch wohl?"

„Und wer ist die Betreffende?" fragte Christina wie vor den Kopf geschlagen.

„Deine Cousine Pearl, wie du recht wohl weißt."

„Und hast du Grund anzunehmen, daß sie ja sagen wird?"

„Nicht im geringsten", antwortete der angehende Bräutigam. „Und wenn sie gescheit ist, wird sie es auch nicht tun. Aber", fügte

Sehnsucht / *Joseph von Eichendorff*

Es schienen so golden die Sterne,
Am Fenster ich einsam stand
Und hörte aus weiter Ferne
Ein Posthorn im stillen Land.
Das Herz mir im Leibe entbrennte,
Da hab ich mir heimlich gedacht:
Ach, wer da mitreisen könnte
In der prächtigen Sommernacht!

Zwei junge Gesellen gingen
Vorüber am Bergeshang,
Ich hörte im Wandern sie singen
Die stille Gegend entlang:
Von schwindelnden Felsenschlüften
Wo die Wälder rauschen so sacht,
Von Quellen, die von den Klüften
Sich stürzen in Waldesnacht,

Sie sangen von Marmorbildern,
Von Gärten, die überm Gestein
In dämmernden Lauben verwildern,
Palästen im Mondenschein,
Wo die Mädchen am Fenster lauschen,
Wenn der Lauten Klang erwacht
Und die Brunnen verschlafen rauschen
In der prächtigen Sommernacht.

Herbststurm

er mit breitem Munde hinzu, „Lady Morland wird ja sagen. Ich bilde mir nicht ein, daß mich jemand um meiner selbst willen lieben wird, Christina."

„O, Biddles!" rief Christina leidenschaftlich, „Wie kannst du das sagen? Du . . ." sie hielt plötzlich inne, drängte das Wort, das sie hatte sagen wollen, zurück. In ihr war plötzlich ein Haß gegen die Morlands aufgestiegen und der Wunsch, ihm vor diesen Leuten zu warnen. Aber war denn nicht Pearl ihre Freundin? Mußte sie sich nicht über das, was er ihr eben mitgeteilt hatte, freuen? Sie raffte sich auf und entgegnete nüchtern:

„Pearl ist ein gutes Mädchen. Sie wird dich nicht heiraten, wenn sie dich nicht wirklich liebt."

„Sie ist in der Tat ein gutes Mädchen, und weitaus die Hübscheste, die ich kenne."

Christina besaß nicht viel Erfahrung. Trotzdem, und obwohl seine Worte wie ehrliche Schätzung klangen, hörte sie den falschen Unterton heraus. Sie gewann den Eindruck, daß Biddles seine zukünftige Gattin nach denselben Gesichtspunkten wählte, wie er etwa ein Kunstwerk gekauft haben würde: zur Ehre und Zierde seines Hauses. etwas Kostbares und Seltenes, aber nichts, was für das Glück seines Lebens unerläßlich war. Doch sie versagte diese Gedanken.

„Ich wünsche dir alles Glück, Biddles," sagte sie. „Und du wirst glücklich werden, wenn sie dich nimmt."

Das auch damit schien er nicht zufrieden, denn sein Dank klang flau. Er erhob sich zum Gehen. Merkwürdig rubelos und gedrückt kam er ihr vor. Doch das erklärte sich aus der Tatsache, daß er vor einer so großen Entscheidung stand. Vielleicht war auch das Wetter daran schuld. Sie fühlte sich selbst elend.

„Du glaubst also, daß ich recht tue?" wandte er sich an der Tür noch einmal an sie.

„Ja, Biddles," sagte Christina fest und drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel.

Als er fort war, holte sie Hut und Mantel und ging hinaus ins Freie. Unter strömendem Regen eilte sie rund und rund um den Park, zehnmal und noch öfter.

Zehntes Kapitel.

Eine folgenschwere Nacht.

Der Abend des großen Balles bei Lady Harris war gekommen. Sir Montagu stand beim Eingang zum Ballsaal und beobachtete seine Frau, wie sie die ankommenden Gäste begrüßte. Er sagte sich, daß er es nicht bereue, sie geheiratet zu haben. Was ihn an Philippa fesselte, wußte er selbst nicht. Er hatte so manche junge Dame von größerer Schönheit gekannt, die sich, wie man sagt, darum gerissen hätte, Herrin von Carlton House und Grebe Hall zu werden; aber für ihn gab es nur die Eine: die mit dem hochmütigen Näschen, der weichen Stimme und der offen zur Schau getragenen Gleichgültigkeit gegen ihn. Er hatte sich regelrecht in sie vergafft. Seither hatte er in Augenblicken der Gereiztheit und Ungeduld diese Leidenschaft wohl bedauert, aber seine Liebe war nicht gewandelt geworden, und er war heute noch ebenso stolz auf sie, wie am Tag der Hochzeit. Auch an diesem Abend war sie in seinen Augen wieder die Unvergleichliche, mit der es keine andere aufnehmen konnte. Ihr Ballkleid hatte der erste Kleiderkünstler von Paris ausgedacht, und das Wenige, was sie von Geschmeide trug, war von auserlesenstem Geschmack. Er mußte sich gestehen, daß sie recht gehabt hatte, als sie sich weigerte, mehr anzulegen.

Auch Lady Morland strahlte an jenem Abend in vollem Glanze. Ihre Stunde war endlich gekommen. Vor zwei Tagen hatten alle Zeitungen die Nachricht von der Verlobung Lord Combertons mit Miß Pearl Morland gebracht. Inmitten der Beglückwünschungen und Glückwünsche fühlte sie eine tiefe Befriedigung über ihren Erfolg auch mit Philippa. Mochte Herbert sagen, was er wollte, Philippa war gut versorgt. Ihr Haus machte einen fabelhaften Eindruck. Ein Beispiel dafür, was guter Geschmack im Verein mit schrankenlosem Reichtum hervorzubringen vermögen. Große Privatbälle auf dem Lande waren seit dem Kriege selten, und alle Nachbarn weit und breit hatten gerne die Einladung angenommen. Zudem war Philippa die geborene Gastgeberin. Lady Morland betrachtete sie mit uneingeschränktem Beifall. Sie hatte für Pearls erstes Auftreten als Verlobte den richtigen Rahmen geschaffen. Das einzige Wölkchen am Himmel war der Umstand, daß der glückliche Bräutigam es nicht für nötig gefunden hatte, zu erscheinen. Er war in Norfolk zur Jagd und hatte keine Miene gemacht, wegen eines solchen Balles sein sportliches Vergnügen zu opfern. Innerlich verletzt, hatte Lady Morland ihm angedeutet, daß viele ihrer Freunde auf den Ball kommen würden, einzig und allein, um die Verlobten zu sehen und zu beglückwünschen. Aber sie hütete sich, auf ihrer Meinung zu beharren. Sie hatte noch von Schottland her genug von der Uebellaunigkeit dieses jungen Mannes, wenn man ihm nicht seinen Willen ließ.

Pearl wirkte ihre Rolle als Neuverlobte mit vollendeter Anmut. Und diesmal war es das erstemal, daß sie sich auf einem Ball gut unterhielt. Das Verlobtsein hatte doch auch seine guten Seiten. Jetzt durfte sie tanzen, mit wem sie wollte, gleichgültig, ob Heiratskandidat oder nicht; und seitdem das Tanzen nicht mehr Mittel zum Zweck war, machte es ihr auch Vergnügen. Ihren Verlobten schätzte sie sehr, am meisten, wenn er nicht da war.

Honoria begab sich in eines der Nebenzimmer, wo Bridge gespielt wurde. Von dort konnte sie nicht sehen, wie Philippa einige Nachzügler begrüßte, darunter eine Lady Graham, die einen jungen Mann von auffallend vorteilhaftem Aussehen mit brachte, den sie als Lord Crane vorstellte. Es war gerade Tanzpause, und da Pearl ihr in den Weg lief, stellte sie ihn der jungen Frau vor. Dabei fiel ihr auf, daß sie ihre Schwester nie so schön gesehen hatte, und es machte ihr Spaß, den Eindruck zu beobachten, den diese Schönheit auf Lord Crane machte. Philippa entfernte sich mit dem Gedanken, daß sie jetzt überflüssig sei und Pearl vermutlich einen unterhaltsamen Gesellschafter gefunden habe. Da neue Gäste nicht mehr zu erwarten waren, durfte auch sie sich nun dem Vergnügen hingeben, und als Hauptmann Cunninghaam kam und ihr den Arm bot, lächelte sie ihm Willkommen.

Die letzten Monate hatten Pearl gegen Huldigungen abgestumpft, aber Lord Cranes Verzücktheit machte sie ein wenig scheu. Er schien das zu bemerken, denn er errötete wie ein Knabe.

„Verzeihen Sie mir", sagte er. „Aber Sie sind das schönste Geschöpf, das ich je gesehen habe." Auch das war ungewöhnlich, und während sie noch nach einer passenden Antwort suchte, bot er ihr die Hand zum Tanz. Die Leute schauten ihnen nach, denn sie waren ein unvergleichliches Paar. Pearl tanzte mit einem traumverlorenen Gefühl der Wunschlosigkeit, aber noch ehe die Musik verstummte, führte er sie aus dem Saal. „Gehen wir ans Fenster und plaudern," sagte er. „Ich möchte mit Ihnen allein sein."

Pearl war es, als fielen alle Bagriffe von Sitte und Herkommen, die sie bisher wie mit einer Mauer umgeben hatten, in sich zusammen: vor ihr lag der Blick frei über ein weites Zauberland. Ohne sich um die Ansprüche ihrer anderen Tanzpartner zu kümmern, folgte sie dem jungen Mann durch die Gänge des weitläufigen Schlosses bis in die lange, getäfelte Bildergalerie im östlichen Flügel, die man, da sie vom Ballsaale sehr weit entfernt war, unbeleuchtet gelassen hatte. Die Ahnenbilder, die Sir Montagu zusammen mit der übrigen Einrichtung des früheren hochadeligen Besitzers gekauft hatte, blickten gespensterhaft aus ihren Rahmen in das helle Mondlicht, das durch das Maßwerk der hohen gotischen Doppelfenster hereinfiel. Sie traten in eine tiefe Fensternische, von wo aus sie den beschneiten, mondbeglänzten Park überblicken konnten. Raimund Crane tat einen Ausruf des Entzückens.

„Ich hätte so viel Schönheit in England nicht gesucht", rief er. „Ja, auch das ist England!" sagte Pearl.

„Das England einer vergangenen Zeit. Für mich ist das Wort England mit der Vorstellung von Geschäftigkeit und Menschengewimmel verknüpft, und das ist mit Schönheit nicht vereinbar."

„Was wollen Sie tun, wenn Sie in England leben müssen?"

„Ich muß nicht", antwortete er. „Ich bin nur Gast in England. Meine Heimat ist nicht hier."

„Sind Sie denn nicht Engländer?"

„Mein Vater war Engländer, meine Mutter nicht. Und wir haben nie in England gelebt."

„Das dachte ich mir."

„Warum? Weil ich Ihnen sagte, daß Sie schön sind?"

„Vielleicht."

„Durfte ich das nicht? Dann verzeihen Sie mir. Aber als ich Sie erblickte, wußte ich, daß Sie es sind, von der ich all mein Leben lang geträumt habe."

Hätte nun Raimund Crane auf Pearl nicht auch wie ein Magnet gewirkt, so hätte sie ihn jetzt gefragt, daß sie für den nächsten Tanz vergeben sei und gehen müsse. So aber hörte sie ihn ruhig an und blieb wo sie war. Sie setzte sich auf die Fensterbank und er stand vor ihr und blickte nach dem flimmernden Mondlicht auf ihrem Haar und erzählte ihr von seinem Leben und seinen Wanderungen, und von dem alten Schloß, unten in Dalmatien, unter zerklüfteten Felsen, zwischen Rosen, Oleander und Orangen, das er seine Heimat nannte. Dann erzählte auch sie von ihrer Kindheit auf Schloß Morland, von ihrer Sehnsucht, Malerin zu werden, und wie sie erst kürzlich in die Gesellschaft eingeführt worden war. Alles erzählte sie ihm, alles, nur von ihrer Verlobung mit Lord Comberton erwähnte sie nichts — —. Lady Morland spielte indessen Bridge und hatte keine Ahnung davon, daß Pearl aus dem Ballsaal verschwunden war.

Das Rattern vorfahrender Automobile, die die Gäste abholen kamen, brachte den beiden zu Bewußtsein, daß es auch so etwas gab wie Zeit. Pearl erhob sich von ihrem Sitz: sie standen Aug in Auge.

„Wo sehen wir uns wieder?" fragte er leise.

„Nie wieder . . ." flüsterte Pearl. „Es war nur ein Traum."

„Nicht für mich", rief Raimund und schlang seine Arme um sie und küßte ihren Mund, und ihr Haar, und ihre Augen. Und sie widerstrebte nicht, sondern lag an seiner Brust in einer süßen Verwirrung der Gefühle und so selig, wie es sie nie geträumt hätte. Ein Geräusch aus der Ferne trieb sie voneinander. Die Tür am anderen Ende der Galerie wurde aufgerissen und das Licht aus dem Korridor strömte herein.

Bei ihrer Rückkehr in den sich rasch leerenden Ballsaal hatte Lady Morland sich gewundert, daß von Pearl keine Spur zu sehen war. Ein paar Fragen unterrichteten sie darüber, daß Pearl schon seit längerer Zeit von niemandem gesehen worden war. Jetzt ward sie ängstlich, denn sie befürchtete, das junge Mädchen möchte von einem Unwohlsein befallen worden sein. Sie und Jasper kamen eben vom Souper, und da er noch an ihrer Seite war, bat sie ihn, mit ihr zu suchen. Sie schritten durch alle Zimmer und Säle, und als sie Pearl nirgends sahen, suchten sie weiter und gerieten schließlich auch bis zu der entferntesten Galerie. Lady Morland war bereits äußerst beunruhigt und ärgerlich. Gerade heute, wo Pearls Verlobung öffentlich bekannt geworden war, wurde doch jeder ihrer Schritte beobachtet. Was hatte denn dieses Kind eigentlich? Sie erblickte das schimmernde weiße Gewand am Ende der Galerie und rief scharf:

„Pearl, bist du das?"

„Ja, Mama." antwortete Pearl etwas kleinlaut und schritt ihr durch die dunkle Galerie entgegen.

„Wo treibst du denn die ganze Zeit?" sagte Honoria. „Alles geht schon fort, und Philippa sucht dich."

Sie blickte an Pearl vorbei, um zu sehen, ob jemand bei ihr sei. In diesem Augenblick trat Raimund Crane aus dem tiefen Schatten in den Strahl des hellen Mondlichtes.

„Ich . . ." wollte Honoria beginnen, blieb aber in ihrer Rede stecken und starrte, an Lord Cumlens Arm geklammert, mit weitaufgerissenen Augen in den Raum.

„Wer sind Sie?" brachte sie endlich mit schwacher, unsicherer Stimme heraus.

Der junge Mann, einigermaßen verwirrt, antwortete nicht sogleich. Das Pearls Mutter Unwillen bekundete, konnte er verstehen. Was er aber nicht verstand, war diese sonderbare Erregtheit, dieser Ausdruck des Entsetzens in ihren Augen.

„Ich bin Raimund Crane", sagte er.

Honorias Antwort war ein unartikulierter erstickter Schrei, und ehe Jasper es verhindern konnte, war sie ohnmächtig zu Boden gesunken. Die Sache war so rasch gekommen, daß niemand Zeit hatte, sich zu wundern. Man bettete sie auf ein Sofa und es währte einige Minuten, ehe sie die Augen wieder aufschlug und ängstlich um sich blickte. Als sie Raimund sah, lief ein Zittern über ihren Körper und sie wandte die Augen von ihm ab.

„Wollen Sie sich doch entfernen", flüsterte Jasper diesem zu. „Bleib du hier, Pearl ich werde deinen Vater holen."

Herbert kam eiligst und in großer Aufregung herbei, Honoria als Kranke was etwas Neues für ihn. Ihre prachtvolle Konstitution und ihr unbeugsamer Wille ließen sie über die Zufälligkeiten, denen andere Sterbliche unterworfen sind, erhaben scheinen. Beim Anblick ihres verstörten Gatten huschte ein blasses Lächeln über ihr Gesicht.

„Herbert", sagte sie, „ich glaubte vorhin, Raimund zu sehen. Das hat mich so erschreckt", und sie drückte ihre Hände vor die Augen.

„Seinen Sohn hast du gesehen, Liebste. Ich höre eben, daß er heute nacht hier war."

„Seinen Sohn?" Sie schöpfte tief Atem. „Er sah ihm so erschreckend ähnlich! Einen Augenblick dachte ich . . ."

Er hielt ihre Hand fest in der seinen.

„Wie albern, wie entsetzlich albern von mir!" fuhr sie fort. „Du hast Dich geängstigt um mich. Aber ich fühle mich wieder ganz wohl und möchte auf mein Zimmer gehen, wenn du so lieb sein willst, mir deinen Arm zu reichen."

Als sie zu Bette war, versicherte sie ihrem noch immer ängstlich besorgten Gatten, daß sie sich völlig erholt habe und vorzüglich schlafen werde. Aber kaum hatte er sie verlassen, so erhob sie sich und begann in dem Zimmer auf und ab zu gehen, bis sie sich endlich ermattet in einem Armsthul am Kaminfeuer niederließ. Dort saß sie lange und dachte und dachte . . .

Sechsundzwanzig Jahre! War es möglich, daß Dinge aus so ferner Vergangenheit, Stürme des Herzens, Sorge und Sünde, ihre Macht behalten haben?

Vielleicht war es doch nicht ganz so verwunderlich!

Denn jene Ereignisse, wenn sie schon nicht vermocht hätten, sie zu brechen, waren doch richtunggebend geworden für ihr ganzes ferneres Leben. Sie hatte die zerrissenen Fäden wieder aufgenommen und ein neues Gewebe, mit neuen Mustern, daraus gewebt. Die Erinnerung an das Geschehene hatte sie entschlossen aus ihrem Gedächtnis verbannt, namentlich die Erinnerung an etwas, was außer ihr niemand wußte. Sie starrte in die Glut des Kamins.

Sie dachte an Raimund, wie er war, zur Zeit als sie ihn kennen lernte, ein strahlender Jüngling, verblüffend ähnlich dem jungen Manne, der vorhin so überraschend vor sie getreten war. Wie sehr hatte sie ihn bewundert! Seine sonnige Heiterkeit, seinen Geist, seinen Witz, seine Schönheit! Sie erinnerte sich noch Wort für Wort seiner etwas formlos vorgebrachten Werbung, denn er war stets der Redmende gewesen, und sie die Gebende; und sie gedachte des Zaubers jener ersten Zeiten ihres Brautstandes. Während einiger Monate lebte sie wie im Märchenlande. Dann kamen die Zweifel, die Herzensangst, und zum Schluß die schreckliche Enthüllung, die allem ein Ende machte. Er hat es verdient, was er nachmals gelitten hatte; noch jetzt füllte sie den Grimm in alter Wildheit in sich aufsiegen. Sie erlebte noch einmal die Monate, die sie in ihren Pelzmänteln auf den Fränkling wartet, während die Berge beiderseits des Stromes in Schnee und Eis erstarren.

Die Straßen gehören noch einige Tage den Holzfuhrwerken. Sie tragen den Ueberfluß ab, der die Höfe umgibt und kaum die Fenstereken freiläßt, die glänzen, als hätte sie die Bäuerin mit Kirschwasser geputzt.

Alle Tage zieht es in den Lüften nach Schnee. In den Hochtannen hängen die Nebelfeben wie riesige Nikolausbärte. Aus den Tennen klingt der Takt der Dreschflegel „Brot und Speck", wenn sie zu dritt an der Arbeit sind, „Spar mit am Fett", wenn ihrer viere die Flegel schwingen Das Gefühl des nahenden Winters setzt die Arbeit unter Druck. Auch der Krautschneider, der von Haus zu Haus wandert, will fertig werden.

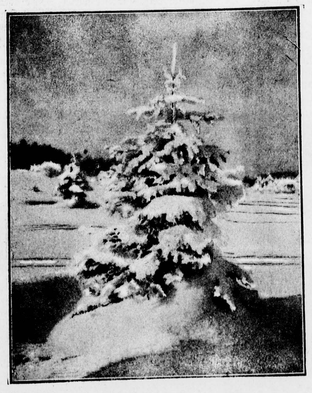
Wenn „es fauelet" und die freundlichen Schildchen „Heute Mehelsuppe" an den Wirtshausfenstern erscheinen, ist abends was los. Beim Oeffnen der Stubentüre wirbeln die Melodien der Fiehharmonika ins Dorf, daß es die Mädchen nicht mehr am Herd aushalten. Die breiten Fäuste der Bauern hauen die Trümpfe auf den Tisch, daß die Gläser tanzen.

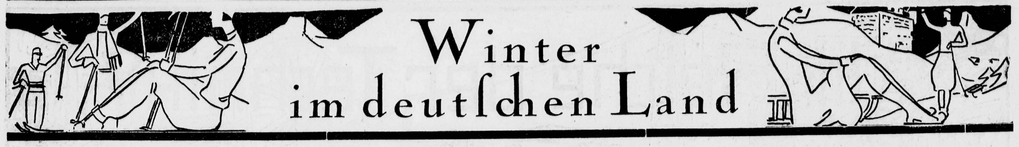
In Erfüllung der Voraussage des hundertjährigen Kalenders wirft eines Nachts, nach einigen vorangegangenen Proben, der Schwarzwald seinen Schneemantel über die Schulter und packt sich bis zur Morgenfrühe ganz darin ein. Das bischen Wasser in den Bächen ist zu Eis erstarrt, überzieht mit märchenhaften Stalaktitengebilden die Felsen im Höllental. Der Telegraf hat es schon überallhin gemeldet, daß der mächtige Schneefall die Leitungsdrähte im Gebirge da und dort unterbrochen hat, und daß in den Hochtälern Tannen gefällt werden mußten, um den Notterfors für das hungernde Wild tiefer zu hängen.

Jetzt bewähren sich die Rückzugsstellungen der vor Wochen angelegten Wegmarken auf den Höhen, und der blaue, senkrecht hochsteigende Rauch der eingewalteten Höfe zeigt Leben an, wo es kein Auge mehr vermutet hätte.

Die Bahn rüstet Pilgerzüge für die Jünger der weißen Kunst aus, die zu Tausenden andächtig nach dem reinen Reich des Gebirges ziehen. Zwei Lokomotiven prusten aus vollen Lungen: „es — geht — so — schwer — — — Schwarzwald — rauf". Und der Hatte zum Trotz zwischen junge Leute bei offenen Wagenfenstern wie Schneeschwalben ihre lustigen Lieder in die reine Winterluft. In diesem Winter bleiben ihnen die Hotels und Gasthöfe des Schwarzwaldes Aufenthaltsverbilligungen wie nie zuvor, und die Bahnen gewähren Vorteile, daß jeder, aber auch jeder, eine Woche mindestens einen Wintersportaufenthalt im Gebirge genießen kann.

Franz Schneller-Freiburg i. B.





Winter im deutschen Land

Im Schwarzwald wirds winterlich

Mitte November reitet Sankt Martin von Osten her übers Land, leit mit frostiger Klinge seinen schneigen Maniel und bedeckt damit die friernden Fluren. Die Schafherden sind ihm vorausgezogen. Wie dicke Tropfen eines Gewitterregens hörte sich das Getrippel der Horde an, wie sie in der Dämmerung durch die Straßen zog. Alles drängte fast ehrfurchtsvoll vor ihr zur Seite, und die Kinder träumten dabei von der Weihnachtskrippe.

Die Horden der Baar und der Rauhen Alb verbringen die kalte Jahreszeit im milden Auensaum des Rheines und in den geschützten Tälchen der Vorberge des Schwarzwaldes. Das ist ihre Riviera. Es gibt dort Stellen, wie am Westrande des Kaiserstuhls, wo es der Schnee im ganzen Winter nicht länger als drei Wochen aushält, und wo die Anemone pulsatilla in ihren Pelzmäntelchen auf den Frühling wartet, während die Berge beiderseits des Stromes in Schnee und Eis erstarren.

Die Straßen gehören noch einige Tage den Holzfuhrwerken. Sie tragen den Ueberfluß ab, der die Höfe umgibt und kaum die Fenstereken freiläßt, die glänzen, als hätte sie die Bäuerin mit Kirschwasser geputzt.

Alle Tage zieht es in den Lüften nach Schnee. In den Hochtannen hängen die Nebelfeben wie riesige Nikolausbärte. Aus den Tennen klingt der Takt der Dreschflegel „Brot und Speck", wenn sie zu dritt an der Arbeit sind, „Spar mit am Fett", wenn ihrer viere die Flegel schwingen Das Gefühl des nahenden Winters setzt die Arbeit unter Druck. Auch der Krautschneider, der von Haus zu Haus wandert, will fertig werden.

Wenn „es fauelet" und die freundlichen Schildchen „Heute Mehelsuppe" an den Wirtshausfenstern erscheinen, ist abends was los. Beim Oeffnen der Stubentüre wirbeln die Melodien der Fiehharmonika ins Dorf, daß es die Mädchen nicht mehr am Herd aushalten. Die breiten Fäuste der Bauern hauen die Trümpfe auf den Tisch, daß die Gläser tanzen.

In Erfüllung der Voraussage des hundertjährigen Kalenders wirft eines Nachts, nach einigen vorangegangenen Proben, der Schwarzwald seinen Schneemantel über die Schulter und packt sich bis zur Morgenfrühe ganz darin ein. Das bischen Wasser in den Bächen ist zu Eis erstarrt, überzieht mit märchenhaften Stalaktitengebilden die Felsen im Höllental. Der Telegraf hat es schon überallhin gemeldet, daß der mächtige Schneefall die Leitungsdrähte im Gebirge da und dort unterbrochen hat, und daß in den Hochtälern Tannen gefällt werden mußten, um den Futterfors für das hungernde Wild tiefer zu hängen.

Jetzt bewähren sich die Rückzugsstellungen der vor Wochen angelegten Wegmarken auf den Höhen, und der blaue, senkrecht hochsteigende Rauch der eingewalteten Höfe zeigt Leben an, wo es kein Auge mehr vermutet hätte.

Die Bahn rüstet Pilgerzüge für die Jünger der weißen Kunst aus, die zu Tausenden andächtig nach dem reinen Reich des Gebirges ziehen. Zwei Lokomotiven prusten aus vollen Lungen: „es — geht — so — schwer — — — Schwarzwald — rauf". Und der Hatte zum Trotz zwischinen junge Leute bei offenen Wagenfenstern wie Schneeschwalben ihre lustigen Lieder in die reine Winterluft. In diesem Winter bieten ihnen die Hotels und Gasthöfe des Schwarzwaldes Aufenthaltsverbilligungen wie nie zuvor, und die Bahnen gewähren Vorteile, daß jeder, aber auch jeder, eine Woche mindestens einen Wintersportaufenthalt im Gebirge genießen kann.

Franz Schneller-Freiburg i. B.

Wintersportler, das mußt du wissen

Wie die Reichsbahn den Winterreiseverkehr fördert — Wintersportgerät im Schnellzug

Die Geltungsdauer der Fisttagsrückfahrkarten zu Weihnachten und Neujahr sowie der Arbeiterrückfahrkarten hat die Reichsbahn auf drei volle Wochen festgesetzt. Sie gelten zur Hinfahrt vom 21. Dezember 0 Uhr an allen Tagen bis zum 1. Januar 24 Uhr (die Hinfahrt muß am 1. Januar 24 Uhr beendet sein); zur Rückfahrt gelten die Karten vom 23. Dezember 12 Uhr an allen Tagen bis zum 10. Januar 24 Uhr (die Rückfahrt muß am 10. Januar 24 Uhr beendet sein). Die Fisttagsrückfahrkarten, die um 33⅓ % ermäßigt sind, werden für alle Verkehrsverbindungen der Reichsbahn ausgegeben, für die die Ausgabe von Fahrkarten des gewöhnlichen Verkehrs möglich ist. Die Karten sind wie bisher spätestens zwei Tage vor Antritt der Reise bei den Vertretungen des Mitteleuropäischen Reisebüros oder einer Fahrkartenausgabe zu lösen oder zu bestellen. Nach Möglichkeit wird die Reichsbahn selbstverständlich auch noch später vorgebrachte Wünsche befriedigen . Die Karten sind auch bei Mer-Vertretungen im Ausland zu haben.

Zur Erleichterung des Winterverkehrs wird die Deutsche Reichsbahn, nach einem Beschluß der Ständigen Tarifkommission, der am 30. November, also noch rechtzeitig vor Beginn der Wintersportsaison, in Kraft trat, die Mitnahme von Schneeschuhen und Rodelschlitten auch in die 3. Klasse gestatten, wenn eine Beschädigung der Reisenden und Beschmutzung der Wagensitze ausgeschlossen ist. Die Reichsbahn hat sich jedoch vorbehalten, nicht nur bestimmte Züge von der Mitnahme dieser Wintersportgeräte auszuschließen, sondern die Reisenden auch auf besondere Abteile oder Wagen zu verweisen.

Es gibt in den Waldgebirgen Dörfer, in denen bis jetzt noch kein Bobfeldsport getrieben wird. Diesen Ortschaften gehören meine Sehnsucht und meine Liebe ganz.

Der einzige Wintersport solcher Gegenden sind die großen langen Schlitten, auf denen die Baumstämme durch die Straße zu Tal gezogen werden. Denn der Winter ist die rechte Zeit, das Holz billig und bequem hereinzubringen.

Am Ende des Dorfes aber, inmitten des Schnees, erhebt sich ein Birkenwäldchen, durch das gerade jetzt drei Enten schreiten. Der Schnee ist blauweiß, die Birkenstämme sind grünlichweiß, die Enten aber cremefarben; dabei haben diese Enten offenbar keine Absicht, welchen feinen Farbenakkord sie hergeben, vielmehr wackeln sie schlicht und bescheiden mit ihren Schwänzen, was ein Anzeichen ist, daß sie sich in ihren Federn wohlfühlen.

Seltsam erregend ist es besonders, jetzt abends an solchen verlorenen Dorfe vorbeizukommen; dann sind die Dächer kaum von dem Boden zu unterscheiden, so tief eingesunken scheinen sie; nur der Kirchturm zeigt, daß hier eine menschliche Gemeinschaft in Hoffen und in Träumen ruht. Und in der Pfarrei blinkt noch ein einziges Lichtchen und spinnt goldene Fäden über den Schnee. Dort sitzt der Herr Pastor in der warmen Stube bei

der Vesperlammlampe und schreibt seine Sonntagspredigt.

Denn auch in den Schrecken der Oede leuchtet und wirkt das Licht des Gottes.

Victor Auburtin.

Harzreise im Winter

Dieses Unternehmen hat schon Goethe ausgeführt, das ist allgemein bekannt. Aber Goethe ist mit mehr Komfort und größerer Bequemlichkeit nach dem Harz gereist, als wir jetzt.

Der bestieg sein Pferd, auf dem er ganz allein saß, und war nie darüber in Sorge, ob er den Anschluß in Halberstadt erreichen oder verpassen werde. Sein eigener Herr und Meister, ritt er das Tal hinaut, mit den Augen die Gesteinsart der Bergwände prüfend und im Herzen den nächsten Brief an Charlotten konzipierend.

Oder er fuhr in der Postkutsche. Dieses Verkehrsmittel trägt heute den Fluch der Lächerlichkeit, aber es hatte den Vorzug, daß bisweilen darin gedichtet wurde. So hat Goethe in der Postkutsche dieses nette Verschen gedichtet, das ich aus dem Gedächtnis zitiere: „Weit, hoch, herrlich der Blick, Rings ins Leben hinein: Von Gebirg zu Gebirg' Schwebet der ewige Geist, Ewigen Lebens absorbiert."

Das war damals.

Jetzt sitzen wir unser sechzig in einem Kasten, der Speisewagen benannt wird, und essen gleichzeitig und im Takt Kabliau mit Meerrichsauce.

An der Wand hängt ein Kasten, in den Beschwerden niedergelegt werden können.

Für den Fall, daß einer von uns die Absicht haben sollte, sich schriftstellerisch zu betätigen.

Neue Prospekte

von Kurorten und Wintersportplätzen

Ottenhöfen im Schwarzwald. Des von Jahr zu Jahr in stärkerem Maße besuchte Kurort am Fuß der Hornisgrinde setzt in seinem Bildprospekt neben Ansichten aus der landschaftlich reichgestalteten näheren und weiteren Umgebung vor allem die schöne Lage des Kurortes zwischen waldbedeckten Bergen des Nordschwarzwaldes. Gerade im Hinblick auf die kommende winterliche Sportzeit gewinnt der freundliche Kurort als Ausgangspunkt für Schwanderungen im Hornisgrindegebiet erhöhtes Interesse.

St. Blasien in sonnendurchflutetem, lichtem Hochtal des Südschwarzwaldes gelegen, hat seinen Winterprospekt in der Hauptsache auf den Sport selbst einaestellt. Die gutgelungenen Bilder zeigen deshalb auch die Ausübung des gesunden Schlaufs von Groß und Klein und ersteben daraen dabei, wie landschaftlich reizvoll St. Blasien selbst und seine Umgebung sich auch im Winter darbietet. In wenigen Worten wird im Text auf das hingewiesen, was für den Wintergast St. Blasiens von Bedeutung ist: Die Einmna zu Wintersport und Winterkuren, die gesellschaftlichen, künstlerischen und sportlichen Veranstaltungen, die Einrichtungen für Kur und Erholung usw.

Schönwald, der beliebte Wintersportplatz an der Schwarzwaldbahn, hat auch seinen neuen, geschmackvoll ausgestatteten Winterprospekt herausgebracht. Der Prospekt unterrichtet in knappem Text, dafür aber nicht weniger als 12 erlesenen Lichtbildern und zeichnerischen Darstellungen über alles, was den Gast Schönwalds interessieren kann. Ein vollständiges Verzeichnis der Hotels, Gasthäuser und Pensionen mit ihren vorteilhaften Preisen, sowie ein Winterportvokabularium sind der Schrift beigefügt.

Titisee, im Sommer das Seebad und zur Winterszeit das gewaltige Eistadion des Schwarzwaldes, hat einen modern angelegten und technisch gut ausgeführten Faltprospekt herausgegeben. Die in interessanter Anordnung veröffentlichten Bilder zeigen die winterliche Pracht des Titisees selbst und seiner Umgebung lockend und eindrucksvoll und rahmen den Text des Prospektes in ansprechender Weise, der alles in nedrängter Kürze erzählt, was für den winterlichen Besucher Titisees zu wissen von Nutzen ist.

Todtmoos, der friedliche Höhenluftkurort und Wintersportplatz mitten im Südschwarzwald, zeigt in seinem neuen Winterprospekt in den auf ausgewählten Darstellungen der landschaftlichen Schönheiten fast plastisch fühlbar auch die Klarheit der Luft und die stärkende Wirkung von Schnee, Sonne und Sport auf den menschlichen Körper. Ein Wohnungsverzeichnis mit Ortsplan ist dem ansprechenden Prospekt beigegeben, bei dem vor allem die lieblichen Kinderbilder den Besucher entzücken.

Sämtliche Prospekte können durch den Badischen Verkehrsverband, Karlsruhe, Karlstraße 10, bezogen werden.

Wintersport und Winterkuren in Württemberg

Drei in ihrer Art sehr verschiedene Vorzugsgebiete sind es, welche mit ihrer Winterpracht locken: Der württ. Schwarzwald mit seinen Höhenzügen um Freudenstadt, dem Knieps, dem Nuhstein, die Hornisgrinde und zwischen Wildbad und Herrenalb, das mächtige Plateaumassive der Schwäbischen Alb mit einer großen Zahl hervorragender Schneelaufgelände auf mehreren sonnigen Höhen und das württ. Allgäu bei Isny und dem Schwarzen Grat. Alle diese Gebiete erheben sich bis über 1000 Meter ü. M. und werden auch immer mehr für Winterkuren beworaut infolge ihrer ausgezeichneten klimatischen Verhältnisse. Die Deutsche Skimeisterschaft wird im Februar 1933 im Gebiet Freudenstadt—Knieps—Nuhstein ausgetragen. Viele andere Winterportveranstaltungen finden in allen diesen Bezirksteilen statt. Die Preise sind überall sehr mäßig, man kann Unterkunft mit voller Verpflegung schon von 4 RM an bekommen. Eine kleine, hübschgemachte Druckschrift, welche bei den Reisebüros und auch beim Verkehrsverband Württemberg-Hohenzollern in Stuttgart-Hauptbahnhof kostenlos erhältlich ist, gibt hierüber Auskunft.

„Winterzauber, Wintersport und Winterkuren im Harz und Kyffhäuser"

heißt ein neues Heft, das auf 8 Seiten in knapper, aber verständlicher Fassung über die in dem vielseitigen Gebirge betriebenen Wintersportarten berichtet. Dr. Braitmaier, Facharzt für innere und Nervenkrankheiten in Kiel, zeigt in dem Aufsatz „Warum Winterkuren und Wintersport im Harz?", welche Bedeutung der Aufenthalt im Mittelgebirge für die Erholung und Genesung der Menschen hat. Neben einer lebensfrischen Erläuterung, aus der die Höhenlage und Sportanlagen ersichtlich sind, enthält das Buch 18 Bilder und eine Uebersichtskarte der Gebirgsbahnen und der im Winter verkehrenden Kraftomnibuslinien. Das Heft ist zu beziehen durch die Reisebüros und gegen Einsendung des Rückportos von 5 Pf. unentgeltlich von dem Harzer Verkehrsverband e. V., Geschäftsstelle Wernigerode, Postschließfach 84.

Vom Jochpaß zu Deutschlands höchstem Schwerfelbad in den Allgäuer Alpen

Von Deutschlands höchster Bergstraße, der bekannten Jochpaßstraße, die sich in mehr als hundert Kurven von Hindelang—Bad Oberdorf in den Allgäuer Alpen über eine Paßhöhe von 1180 Metern ansteigt, die Tiroler Grenze hinaufsteigt, ist eine neue Auto-Kunststraße zu Deutschlands höchstgelegenem Schwefelbad, dem 900 Meter über dem Meeresspiegel liegenden Kurhotel Luitpoldbad in Bad Oberdorf bei Hindelang, von dessen Besitzer A. Groß, angeschlossen worden. Die neue Straße führt vom Jochpaß auf einer Brücke über den romantischen Wildbachtobel, am Hang, ist so durch eine 110 Meter lange und bis zu 9 Meter hohe Bruchmauer gesichert. Die bereits dem Verkehr übergebene Straße verbindet das Kurhotel Luitpoldbad und den Kur- und Badeort Bad Oberdorf direkt mit der Jochpaßstraße.

Schwanderungen im Rundfunk

Die Fahrt ins Winterland bedarf des sachkundigen Führers. Deshalb hat auch der Rundfunk die wichtige Aufgabe mit übernommen, alle jene Tausende lieber durch das Winterland zu führen, die noch über keinerlei Erfahrungen verfügen. Im Westdeutschen Rundfunk spricht am 10 und 17. Dezember der bekannte Sportjournalist Dr. Dr. Konrad Brinkmann-Eibelhorst über „Skiwegs in Rheinland und Westfalen". Der erste Vortrag gibt einen Ueberblick über Skiwege, ihre Anlage, Markierungen und Bezeichnung und bespricht im besonderen Skiwege in der Eifel und dem Bergischen Land. Der zweite Vortrag behandelt ausschließlich das große Skiwegenetz des Sauerlandes unter Hervorhebung der schönsten Skitouren.

Strahlen die ins Verborgene dringen

Die Röntgenröhre
Das Wunder der Quarzlampe

In den Märchen verschiedener Völker kehrt eine Wunderlampe wieder, der nichts verborgen ist, und die ihrem Besitzer zu großem Ruhm verhilft. Diese Märchen gehen auf den Wunsch des Menschen zurück, Dinge zu sehen und zu ergründen, die dem Auge für gewöhnlich verschlossen bleiben. Was für die Alten noch ein Märchen war, ist heute für uns längst Wirklichkeit geworden. Der Mensch hat Strahlen entdeckt, die sonst für Licht undurchlässige Körper durchdringen und dahinter verborgene Gegenstände sichtbar machen.

Uns allen ist das Wunder der Röntgenstrahlen bekannt. Die entstehen, wenn Kathodenstrahlen auf feste Körper auffreffen. Wir wissen auch, daß die Röntgenstrahlen in der Medizin eine bedeutende Rolle erlangt haben, da sie es ermöglichen, Veränderungen in inneren Organen sichtbar zu machen. Weniger bekannt ist es, daß Röntgenstrahlen ein unentbehrliches Hilfsmittel für Museen und Kunstsammler sind, denn sie gestatten es, ohne langwierige Untersuchungen echte Gemälde sofort von falschen zu unterscheiden. Die Röntgenstrahlen enthüllen nämlich auch das, was sich zwischen der Bildoberfläche und dem Bilduntergrund verbirgt. Sie gewähren Aufschluß über die Beschaffenheit des Bildträgers, ob Holz, Leinwand oder Papier, sowie über die verschiedenen Grundierungsarten und Malweisen. Das Röntgenbild verrät sofort Restaurierungen, Uebermalungen, spätere Ergänzungen usw., so daß es ein leichtes ist, festzustellen, ob ein bestimmtes Gemälde von der Hand des Meisters oder von einem Fälscher stammt. Man braucht nämlich nur das Röntgenbild eines zweifellos als echt bekannten Bildes mit dem eines fraglichen Gemäldes zu vergleichen, um sofort zu erkennen, ob die Einzelheiten der Malweise übereinstimmen. Ebenso wird der Betrugsversuch sofort offenbar, wenn ein altes Gemälde ausgefrischt und als echt ausgegeben wurde.

Die Wirkungen der Röntgenstrahlen sind mit diesen beiden oben gestreiften Anwendungsmöglichkeiten noch lange nicht erschöpft. Und doch gibt es Strahlen, die in ihrer verblüffenden Wirkungsweise auch noch die Röntgenstrahlen in den Schatten stellen. Es sind dies die ultravioletten Strahlen, die bekanntlich einen Bestandteil unseres Sonnenlichts bilden und die die Bräunung der Haut verursachen, wenn sie längere Zeit dem prallen Sonnenlicht ausgesetzt ist. Freilich sind sie im Sonnenlicht nur in großer Verdünnung enthalten. Eine größere Menge würde auch den Organismen nicht zuträglich sein. Es ist jedoch gelungen, diese Strahlen experimentell in großer Stärke darzustellen, und zwar in einer Intensivität, die ein Vielfaches der natürlichen ultravioletten Strahlen beträgt. Künstliche ultraviolette Strahlen entstehen, wenn man in einer luftleeren Glasröhre zwischen zwei Quecksilbermassen einen elektrischen Lichtbogen erzeugt. Da Glas jedoch ultraviolette Strahlen zurückhält, — wodurch sich auch das bleiche Aussehen von Menschen erklärt, die viel in der Wohnung sitzen — ist ein Apparat in dieser Form ungeeignet.

Man verwendet daher statt des Glases Quarz, das ultraviolette Strahlen durchläßt, und sendet außerdem die Strahlen des Lichtbogens durch einen besonderen Filter, der alle außer den tiefvioletten, unsichtbaren Strahlen abschirmt. Jetzt hat man eine Lampe zur Hand, für die es keine, aber auch gar keine Geheimnisse mehr gibt.

Die Bedeutung der Quarzlampe beruht vor allem darauf, daß sie sofort organische und unorganische Stoffe unterscheidet. Organische Stoffe beginnen nämlich unter dem Einfluß von ultravioletten Licht zu fluoreszieren, d. h. von selbst zu leuchten. Aber auch sonst machen diese Strahlen alle chemischen und physikalischen Veränderungen, die an einem Gegenstand vorgenommen wurden, sichtbar. Ja, es gibt nicht zwei verschie-

Eine Frauenporträt der Schule von Bruges aus 16. Jahrhundert.

Es ist mit weißem Licht durch Gelbscheibe photographiert und läßt nichts Außergewöhnliches erkennen.

Dasselbe Porträt nach der Röntgenaufnahme. Man sieht sieht jetzt deutlich die Retouchen am Hals, an der linken Wange und am rechten Auge. Das Bild ist also nachträglich übermalt worden.

dene, dem Auge gleich erscheinende Substanzen, die nicht sofort unterschieden werden können. Tinte beispielsweise, die von einer Firma nach völlig gleichen Rezepten, aber zu verschiedenen Zeiten hergestellt wurde, und die weder auf chemische noch auf sonst irgendeine Weise auseinandergehalten werden kann, leuchtet unter der Quarzlampe verschieden auf. Diamanten von völlig gleichem Aussehen und völlig gleicher Zusammensetzung unterscheiden sich dennoch unter der Quarzlampe, wenn sie etwa von verschiedenen Minen stammen.

Damit ist das Hauptarbeitsgebiet der Quarzlampe bereits gekennzeichnet: es ist die Entlarvung von Fälschungen der verschiedensten Art. Besonders leicht ist es, mit Hilfe dieser Lampe Banknotenfälschungen festzustellen. Angenommen, eine Banknote sei so meisterhaft gefälscht worden, daß auch der hervorragendste Sachverständige mit den sonst üblichen Methoden die Fälschung nicht erkennen könne, sie wird jedoch sofort offenbar, sobald der fragliche Schein zusammen mit zweifellos echten unter die Quarzlampe gehalten wird. Während die echten Scheine glänzend und klar aussehen, opalisiert der falsche. Dies rührt daher, daß gefälschtes Papier, sei es noch so meisterhaft nachgeahmt, sich im ultravioletten Licht vom Originalpapier doch wesentlich unterscheidet. Nimmt man drei bis vier Sorten Papier von gleicher Qualität, die alle bei Tageslicht das gleiche Aussehen haben, so leuchten sie unter der Quarzlampe ganz verschieden. Die große praktische Bedeutung der Quarzlampe für Banken, Zahlstellen usw. wird sofort klar. Ebenso einfach ist es, an Schriftstücken, wie Testamenten, Schecks usw. Zusätze und Radierungen zu erkennen. Mit dem bloßen Auge wird man nicht erkennen können, ob eine 40 in eine 90 umgewandelt wurde. Die Quarzlampe zeigt es jedoch sofort.

Diese Möglichkeit, Radierungen zu erkennen, hat aber auch einen besonderen geschichtlichen Wert. Die Mönche pflegten nämlich früher ihre Pergamente zweimal zu benutzen, d. h. sie rieben die alte Schrift mit Bimsstein ab und beschrieben das Blatt von neuem. Es ist nun ohne weiteres möglich, festzustellen, was früher auf diesen Pergamenten geschrieben wurde. Wohl konnte man die Tinte beseitigen, aber die Einwirkung der Gerbstoffe auf das Papier blieb. Und diese Spuren treten unter der Quarzlampe deutlich zutage, während die neue Schrift zurücktritt. Das ultraviolette Licht kann sogar eine dem Auge abgekehrte, also völlig unsichtbare Seite sichtbar machen. Hält man nämlich ein Blatt Zeitungspapier unter die Quarzlampe, so verschwindet die Schrift auf der dem Auge zugekehrten Seite, während die Schrift der anderen, abgekehrten Seite hervortritt und wie Spiegelschrift gelesen werden kann.

Es ist vielfach üblich, geheime Mitteilungen mit chemischer Tinte niederzuschreiben, die für das gewöhnliche Auge unsichtbar ist. Sieht man jedoch ein solches Blatt Papier ultravioletten Licht auch, so treten die Schriftzüge sogleich in Erscheinung. Ja, noch mehr: der Empfänger der geheimen Mitteilung weiß nicht einmal, daß seine Schriftzeichen vorher entziffert wurden. Dies ist besonders wichtig für die Spionageabwehr. Hier ergibt sich ferner die Möglichkeit, Scheckfälschungen ein für allemal unmöglich zu machen. Es genügt nur, den Betrag, auf den der Scheck lautet, noch einmal an einer gegigneten Stelle mit unsichtbarer Tinte niederzuschreiben. Wenn nun ein Betrüger versucht, die Summe zu ändern, ergibt sich eine Differenz gegenüber dem unsichtbaren Betrage. Unnötig zu sagen, daß unter der Quarzlampe auch gefälschte Unterschriften ihren Zweck verfehlen.

Die Quarzlampe unterscheidet schließlich echte, natürliche Perlen von künstlichen, verrät sofort, ob ein Gewebe aus reiner Wolle besteht oder auch Baumwollfasern enthält; sie unterscheidet natürliche Zähne, die hell aufleuchten, von künstlichen Zähnen, die eine dunkle Masse bleiben; sie zeigt an, ob Mineralöl oder Pflanzenöl vorliegt; sie entdeckt schließlich Blutspuren usw. Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, daß sie indessen auf die Untersuchung von Gemälden genau das gleiche, wenn nicht noch besseres leistet, als die Röntgenröhre. Auch hier wird sogleich sichtbar, ob auf einem alten Original nachträglich Farbe aufgetragen wurde oder ob das Bild überhaupt von anderer Hand und aus einer anderen Epoche stammt. Kurz, das Verwendungsgebiet der Quarzlampe ist fast unbegrenzt. Sie ist vor allem geeignet, die Arbeit in allen jenen, vorwiegend kriminalistischen Fällen zu erleichtern, in denen bisher langwierige mikroskopische oder chemische Untersuchungen notwendig waren.

Kurz gesagt ...

Ein Deutscher, Ing. Heuer, hat die sog. Heuerampel entdeckt. Diese neue Verkehrs Ampel, verwendet für die Signalgebung einen weißen Zeigerbalken, der schon auf beträchtliche Entfernung Sperrung oder Durchlaß anzeigt Er kreist mit beliebig regulierbarer Geschwindigkeit abwechselnd über die in grüne und rote Farbsegmente eingeteilten Signalscheiben. Rechts und links liegt das rote und oben und unten das grüne Farbsegment. Steht der Balken nun lotrecht, so zeigen seine Spitzen in die grünen Segmente: Freie Fahrt. — Liegt er dagegen waagerecht, so stehen die Spitzen in den roten Feldern: die Durchfahrt ist gesperrt.

*

Daß die Sonne wirklich stärker als der Sturm ist, das haben Beobachtungen am Pariser Eiffelturm gezeigt. Genaue Messungen ergaben, daß die 300 Meter hohe Spitze des Eiffelturmes auch bei starkem Sturm nur in einer elliptischen Kurve schwingt, deren Achsen 10 und 7,5 Zentimeter betragen. Bei starker Sonne aber neigt sich die Turmspitze von 5 Uhr bis 9 Uhr um 16 Zentimeter nach Westen; dann neigt sie sich nach Süden, und zwar beträgt der Ausschlag bis 13 Uhr 9 Zentimeter; im Laufe des Nachmittags erfolgt eine Neigung der Turmspitze um 7 Zentimeter nach Osten, und im Laufe der Nacht kehrt sie in die Anfangsstellung zurück

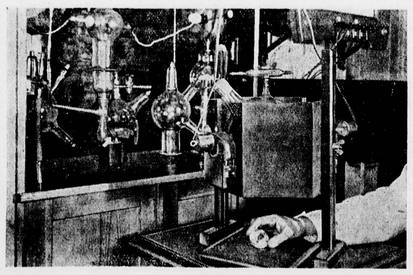


Bild links:
Apparat zur Prüfung der Echtheit von Edelsteinen.

Bild rechts:
Untersuchung von Banknoten unter filtriertem Ultraviolett-Licht.

Der Schreibtisch: Für den Mann, für die Frau

Seit etwa hundert Jahren gehört der Schreibtisch zum „eisernen Bestand" unserer Zimmermöbel. Es unterscheiden sich heute zwei Typen, der große „Diplomaten"-Schreibtisch und der zierliche, an die Formen des Biedermeier anknüpfende Sekretär oder Schreibschrank mit Aufsatz, die zur Wahl stehen. Wenn man sich über den Verwendungszweck des Schreibtisches im Hause klar ist, wird man die geeignete Form auszusuchen verstehen. Form und Zweck dürfen einander nicht in ihren Absichten durchkreuzen, sondern müssen in eins zusammenfließen.

Für den im Hause arbeitenden Mann ist die große Fläche des Diplomaten-Tisches nicht zu entbehren. In klarer Uebersichtlichkeit die einzelnen Phasen eines Arbeitstages vor sich ausgebreitet zu sehen, gibt dem Arbeitenden Ruhe und Sicherheit. Das Schreibgerät muß auf das Notwendigste beschränkt bleiben, manche Männer sehen es nicht einmal gern, wenn man ihnen eine Blumenvase zwischen ihre Akten stellt. Sie wollen den schönen, großen Platz ungeschmälert sehen. Unter der Tischplatte zu beiden Seiten befinden sich die großen Fließschubfaden, die bei durchdachter Einteilung und sündiger Ordnung dem Manne bei seiner Arbeit sehr förderlich sein, ja sein ganzes Schaffen erst eigentlich fruchtbar machen können. Wie wichtig Ordnung im Arbeitsmaterial eines Kopfarbeiters sein kann, beweist uns ein Brief Goethes an Schiller; er schreibt darin: „Bei dem vielen Zeug, das ich vorhabe, würde ich verzweifeln, wenn nicht die große Ordnung, in der ich meine Papiere halte, mich in den Stand setzte, zu jeder Stunde überall einzugreifen, jede Stunde in ihrer Art zu nützen und eins nach dem andern vorwärts zu schieben."

Das geeignete Material für vielbeanspruchte Schreibtische ist neben der unvermüstlichen Eiche das harte Holz des deutschen Nußbaumes, auch des kaukasischen mit seiner lebhaften, bis ins Tiefdunkle spielenden Maserung, oder des englischen Walnußbaumes, das, nicht hochglänzend, sondern nur leicht mattiert behandelt, einen sehr schlichten und künstlerischen Eindruck hervorruft. Ueberhaupt wird einer hochglänzenden und daher empfindlichen Tischplatte eine mit Leder bespannte vorzuziehen sein. Die Aufstellung des Tisches ist abhängig von der Lichtquelle; man muß darauf achten, daß das Licht von links auf den Tisch fällt. Auch für die Aufstellung in ganzer Breite vor einem Fenster ist der Diplomaten-Schreibtisch geeignet; viele Kopfarbeiter werden den Blick aus dem Fenster als für ihre Arbeit günstig und anregend nicht missen wollen.

Der Arbeitsplatz im Wohnzimmer

Wie häufig aber kommt es vor, daß der häusliche Schreibtisch hauptsächlich von der Frau benutzt wird, während sich der Mann darauf beschränkt, eine Haushaltungsliste auszufüllen oder unter die Karte an Tante Bertha „Gleichfalls herzlichen Glückwunsch" zu setzen. Eine Frau wird sich statt an der schweren Eichenplatte viel wohler an einem jener anmutigen Schreibsekretäre fühlen, die mit ihren zahlreichen kleinen Fächern so gut Geheimnisse zu bewahren wissen, und auf deren blinkender Platte aus weißem Ahorn- oder Kastanienholz so mancher schwungvolle Brief verfaßt werden mag. Auch einen kleinen Schmuckgegenstand dulded die Frau, eine Photographie oder einen Buddha aus Bronze, auf den rasch einmal im Fluge der Gedanken ihr Blick fällt und Freude auslöst. Man findet diese Form des Schreibtisches manchmal in ein Bücherregal eingebaut; klappt man die Schreibplatte hoch, so entsteht der Eindruck eines Schränkchens.

Im Schlafzimmer ist ein kleiner Schreibtisch auch nützlich, manche Frau wird gern ihre Korrespondenz in den frühen Morgenstunden erledigen. Da genügt zum Beispiel ein kleiner, eleganter Tisch von geringer Tiefe mit einer oder zwei Schubladen, der auf zierlichen, sich nach unten verjüngenden Beinen steht, schön poliert oder farbig lackiert und gerade groß genug ist für das Haushaltungsbuch. Federhalterschale (das Tintenfaß ist einzulassen) und eine kleine Vase mit ein paar Blumen.

Ein selbstgefertigter Lampenschirm

Lohnt denn das, heutzutage, einen Lampenschirm selbst herzustellen, da die fertigen so billig sind? O ja, denn erstens sind die selbstgebastelten noch ein wenig billiger, und dann ist es ein großer Spaß für geschickte Hände. Und ihr wißt doch, Tante Frieda legt immer besonderen Wert auf selbstgemachte Geschenke!

Heute regnet es hoffnungslos! Gut, daß wir da alle Zutaten zur Arbeit schon besorgt hatten. Wir brauchen: Pergament-Papier, farblosen Lack und ein Drahtgestell; außerdem als Hilfszeug Schere, Bleistift, Zentimetermaß, Zirkel, Nadel, Faden und Packpapier. Und nun ein kleines Quentchen mathematischer Verstand, paßt auf, in zwei Stunden lesen wir schon ein schönes Buch beim Scheine unseres selbstgefertigten Lampenschirmes.

Bild 1

Wir zeichnen den Grundriß (Bild 1) erst einmal auf Packpapier, ziehen die waagerechte Lini A in einer Länge, die dem unteren Durchmesser des Drahtgestells entspricht. Auf Linie A errichten wir genau in der Mitte die Senkrechte B—B, an der wir den Punkt D markieren, indem wir die Höhe des Drahtgestells ausmessen. Fest steht also bis jetzt die untere Breite und die Höhe des Schirms, nicht wahr? Um auch die obere Breite des Schirms festzulegen, ziehen wir Linie D—C in einer Länge, die der Hälfte des oberen Durchmessers des Drahtgestells entspricht. Indem wir nun A mit C verbinden und verlängern, bis sie die Linie B—B schneidet, finden wir Punkt E, der uns für den Rest der Arbeit wichtig wird. Punkt E ist nämlich der Drehpunkt für die beiden Halbkreise, die wir jetzt zu schlagen haben. In E setzen wir den Zirkel ein, schlagen erst den oberen Halbkreis, der Punkt C schneidet, schlagen nun den unteren Halbkreis, der Punkt A schneidet. Das ist einfach. Wie lang nun müssen beide Halbkreise sein? Logischerweise so lang wie der fertige Schirm rund sein soll. Also messen wir mit dem Zentimetermaß den oberen sowie den unteren Kreisumfang des Drahtgestells, übertragen die gefundenen Zentimeterzahlen auf unsere Halbkreise und gewinnen so die Punkte F und G, bis wir in Freundschaft miteinander verbunden. Doch versäumen wir nicht, über die Linie F—G hinaus noch etwa 2 cm stehen zu lassen, wir brauchen diesen Ueberfluß, damit später der Schirm, ohne auszureißen, zusammengenäht werden kann.

Bild 3

Bild 2

Nun kann der Geist nach den Strapazen wieder ruhen. Wir schneiden den Grundriß des Schirmes A—C—F—G plus Ueberstoß aus, legen ihn auf das saubere Pergamentpapier und schneiden dann dieses auf das sorgfältigste entsprechend dem Muster aus.

Jetzt sinnen wir über die Ausschmückung nach. Vorsichtig wählen! Sie schlagen Silhouetten vor? Ja, nur nicht zu viel, sonst ist's Nacht, wenn wir unseren Lampenschirm benutzen wollen Nun noch flink mit „fliegenden Stichen" das Schirmchen am Drahtgestell festgenäht (Bild 2), auch am Ueberstoß von oben nach unten mit vorsichtigen Stichen. Zum Schluß lackieren wir den Schirm innen und außen mit farblosem Lack und lassen gut trocknen (Bild 3). Unser Werk ist gelungen. Tante Frieda kann Geburtstag haben

Buchecke

Tim und Clara. Roman von Franz Herwig. Bergstadtverlag, Breslau. — Ein Frauenbuch? Ja, ein Buch für die Frau, obgleich es von einem Manne geschrieben wurde. Die Geschichte einer Ehe, die aus beziehungslosen, rein äußerlichen Zusammenleben des modernen Großstadtmenschen sich endlich doch noch zu einer wahren Ehe zu vollenden scheint. Tim und Clara, die am Beginn des Romans auseinandergehen, weil ihre Ehe inhaltlos und sueclos ist, kommen auf getrennten und sehr verschiedenartigen Wegen dem Sinn dieses Lebens nahe. Clara, das Produkt ihrer oberflächlichen Erziehung, glaubt die Erfüllung ihres Lebens im besinnungslosen Ausleben suchen zu müssen, bis sie, im rasenden, schmerzlichen Erlebnis des Sinnlichen den Weg zum Empfinden und Lieben des natürlichen Lebens und seines Sinnes findet. Im Gegensatz zu ihr steht Tim, der berühmte Brückenbauer und Ehemingenieur, eine Gestalt unserer Zeit, und ein Mensch, dessen Leben in dem Trubel eines äußerlich beziehungsreichen und doch innerlich so armen Großstadtdaseinlebens in die Brüche geht. Auf anderen Pfaden als Clara findet Tim die neue Verbindung zum wahren Leben: das mächtige Erlebnis der Natur und ihrer zwingenden Gesetze, die denen der Großstadt entgegenlaufen, führt ihn zu den Wurzeln seines eigenen Wesens und läßt ihn das Leben, das er bereits müde und angeckelt von sich werfen wollte, neu gewinnen. An einem Punkte des Lebenskreises trennten sich die Wege von Tim und Clara. Aber der Kreis schließt sich wieder, nach auseinanderstrebenden Pfaden kehren beide zueinander zurück, reicher an Wissen um den Sinn des Lebens und um die Tiefen ihres eigenen Wesens. Ein Buch, das gerade uns modernen Menschen, die wir Gefahr laufen, uns selbst zu verlieren in dem Getriebe unseres tempoerfüllten Lebens, viel zu sagen hat.

Nikolaustag.

Wenn der Nikolaus kommt, wird es Weihnachtszeit. Er zündet die ersten Lichter in den Kinderherzen an, wenngleich sie ihm nicht mit ganz derselben reinen Freude erwarten wie das Christkind. Zumal die bösen Buben, die immer gerade etwas ausgefressen haben, die zittern ein bißchen, denn sie wissen, er hat eine Rute, und wenn man es gar zu toll getrieben hat, o weh, dann kann es was tüchtiges geben. Brave Kinder aber haben nichts zu befürchten. Sie sagen ihm ihr Verslein auf und wissen, er wird sie mit Aepfeln und Nüssen beschenken. Das wird ein lieber gemütlicher Abend, der 5. Dezember, wenn der Nikaus kommt mit dem langen Bart und Mutter, das Jüngste auf dem Arm, so gar nicht wissen will, wie das nun ist und wer da eigentlich hinter dem langen Bart verborgen ist. Das Peterle schreit zum Erbarmen, es fürchtet sich so sehr, daß der Papa oder der Onkel kurz darauf, nachdem der Nikolaus wieder abgezogen ist — er hat gar viel zu tun an diesem Abend, er muß ja zu so vielen Kindern — lachend zur Tür hereinkommt und dem Peterle etwas ins Ohr flüstert. Das aber erklärt kakonisch: „Das klaub is nist." Und der Papa legt ihm den Finger aufs Mäulchen und sagt dem Peterle, er solle nichts verraten. Ganz still wird das Peterle und denkt nach. Dann aber, als es die Freude sieht, mit der die größeren Geschwister mit Aepfeln und Nüssen spielen, die Erlösung der Buben, weil der Nikolaus heute noch möglichst Gnade vor Recht ergehen ließ und die Prügel gar nicht weh getan — ach so, man kann ja das Tuch wieder herausholen, mit dem man zum Schutze den Hosenboden ausgestopft — und da es die kleine Nuckel sieht in seinen Händen, da schüttelt das Peterle noch einmal mit dem Köpfchen und meint: „Der Onkel — das klaub is nist."

Puppen-Weihnachtsgesellschaft

Die Gefahr der Nachtfröste

Von Prof. Dr. Kochs

Kritische Zeiten für das unvorhergesehene Auftreten nächtlicher Erkaltungen sind hauptsächlich zweimal im Jahre vorhanden. Erstens sind es die am meisten gefürchteten Kälterückfälle im Mai, und zwar ist die Frostgefahr gleichmäßig auf die ersten beiden Drittel dieses Monats verbreitet, wenngleich man besonders auf die Tage zwischen dem 10. und 15. Mai, den sogenannten Eisheiligen oder gestrenge

Herren, zu achten pflegt. Sodann aber kommen die Frühfröste im Herbst in Betracht, welche weniger an eine bestimmte Zeit gebunden sind. Besonders gefährlich sind die Kälterückfälle im Mai, da sie in die Periode der stärksten Pflanzenwachstumsentwicklung fallen und sehr großen Schaden anrichten können. Um diese Zeit ist die allgemeine Bodenerwärmung noch nicht genügend vorgeschritten. Außerdem ist gerade im Mai die Sonnenstrahlung sehr stark, die Luft dagegen trocken und in den hohen Luftschichten noch recht kalt.

Alle Momente welche bewirken, daß die nächtliche Wärmeausstrahlung des Bodens in heiteren Nächten bis zur Frostbildung führen kann. Für die meisten Kulturen ist es von großer Bedeutung, die verderblichen Nachtfröste möglichst schon in den vorhergehenden Nachmittagsstunden voraus bestimmen zu können. Dies ist zwar nicht mit absoluter Sicherheit, wohl aber mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit möglich. In Betracht zu ziehen sind nämlich noch mancherlei Umstände. Gegen den Frost wirken: Feuchter Boden, Trübung und Bewölkung des Himmels, große Luftfeuchtigkeit, Taubildung, Schneefall, Nebel, windiges Wetter, geeignete Lage, damit die Luft abfließen kann, die Nähe des Meeres und größerer Gewässer. Für Frostbildung hingegen: Offener Himmel am Abend, Windstille, trockene Luft, trockener Boden, Grundstücklage in Niederung oder Senkung (Frostlöcher), schlechter Abzug der kalten Luft bzw. eingeschlossene Lage.

Seit langem hat sich auch die Wissenschaft mit der Vorherbestimmung der Nachtfröste beschäftigt und eine Reihe sogenannter Nachtfrostprognosen aufgestellt. Eine wichtige Rolle hierbei spielt der Taupunkt. Die Temperatur nun, bei welcher der Wasserdampf der Luft anfängt, sich zu verdichten, um als Niederschlag ausgeschieden zu werden, heißt Taupunkt. Es bildet sich dann Tau, liegt die Temperatur unter Null, so entsteht Reif, d. h. es friert dann. Schon seit langer Zeit ist die Tatsache bekannt, daß der am Nachmittage oder Abend durch bestimmte Instrumente gefundene Taupunkt der niedrigsten Temperatur der darauffolgenden Nacht nahezu gleich gleich ist. Daraus hat man nachfolgende Regel gemacht: Nachtfrost tritt nicht ein, wenn der Taupunkt abends über dem Gefrierpunkt liegt, er muß zwar nicht, kann aber eintreten, wenn bei klarem Himmel der Taupunkt zu derselben Zeit unter 0 Grad liegt. Hierbei ist aber zu berücksichtigen, daß bei südlichen Winden die Minimaltemperatur nicht ganz den abendlichen Taupunkt erreichen wird, sondern ein bis zwei Grad, bei starken derartigen Winden sogar drei Grad über dem Taupunkt stehen bleibt, während sie bei östlichen und nordwestlichen Winden vielfach ein bis zwei Grad unter denselben herabgeht.

Von den verschiedenen Instrumenten zur Taupunktbestimmung kann besonders das Polymeter empfohlen werden, weil man nach Art eines Universalinstrumentes die Möglichkeit hat, mancherlei andere Wetterbeobachtungen mit ihm anzustellen. Eine genauere Beschreibung des Apparates müssen wir uns hier versagen, zumal bei Lieferung eine genügende Gebrauchsanweisung beigegeben wird. Der wesentliche Bestandteil ist ein Haarhygrometer, sodann ein Thermometer mit mehreren Skalen und endlich die untere scheibenförmige Skala, auf welcher u. a. die Gradzahlen angezeigt werden. Man findet den Taupunkt, wenn man die vom Zeiger angezeigte Gradzahl von der herrschenden Temperatur abzieht.

Das Instrument wird im Freien an einem vor direkter Sonnenbestrahlung geschützten, der Luft gut zugänglichen Ort in Augenhöhe über dem Boden angebracht. Handelt es sich um gefährdete Kulturen, welche unmittelbar am Boden wachsen, wie z. B. blühende Erdbeeren im Frühjahr, so muß das Instrument entsprechend tiefer angebracht werden.

Ablesungsbeispiele:

a) Bei Temperaturen über Null.

1. Ist die Gradzahl kleiner als die Temperatur, so liegt der Taupunkt über Null. Beispiel: Temperatur +15° C — Gradzahl 7 = Taupunkt +8°.
2. Ist die Gradzahl gleich der Temperatur, so ist der Taupunkt 0°. Beispiel: Temperatur +7° C — Gradzahl 7 = Taupunkt 0°.
3. Ist die Gradzahl größer als die Temperatur, so liegt der Taupunkt unter Null. Beispiel: Temperatur +8° C — Gradzahl 7 = Taupunkt −4°.

b) Bei Temperaturen unter Null. Der Taupunkt liegt um 3° dann tiefer als die herrschende Temperatur. Beispiel: Temperatur −8° C — Gradzahl 5 = Taupunkt −13°.

Man muß also bei Temperaturen unter Null stets die Gradzahl zur herrschenden Temperatur hinzuzählen, um den Taupunkt zu erhalten. Die Summe dieser Addition ist dabei aber als Minus zu betrachten. Die rechte Seite des Thermometers ermöglicht außerdem noch eine schriftlich vorzunehmende Form, deren Genauigkeit überraschend ist. Die Handhabung und Berechnung erfolgt dann mit Hilfe der Gebrauchsanweisung. Liegt nun Nachtfrostgefahr vor, so wird man gut tun, rechtzeitig zu Vorbeugungsmaßregeln zu greifen, deren es mancherlei gibt und welche sich je nach der örtlichen Lage, Beschaffenheit des Bodens und nach sonstigen Verhältnissen, z. B. auch der Kostenfrage, zu richten haben. Am wirksamsten ist die Abwehrmaßnahme, welche die Ausstrahlung der Erde gegen den klaren Himmel verhindert. Das einfachste Mittel ist die Erzeugung von Rauchwolken durch Verbrennung stark qualmender Materialien, wie z. B. etwas feuchter Dünger- oder Reißighaufen, womöglich mit etwas Petroleum oder Teer vermischt. Ein direktes Beheizen der Luft durch Verbrennung von Kohlen in besonderen Eisenbehältern wird in den meisten Fällen heutzutage zu teuer kommen.

Wann ist ein Fahrrad ein besonders praktisches Weihnachtsgeschenk?

Wenn es soviel billiger zu haben ist, daß es sich wirklich lohnt, jetzt (im Winter) zu kaufen. Die weit und breit bekannte Firma **Edelweiß-Decker, Fahrradbau, in Deutsch-Wartenberg Nr. 54, bestätigt** diesen Vorteil. Sie hat ihre Fahrrad- und Nähmaschinen nur mit den guten Edelweiß-Rädern und Fahrradzubehör. Sie ist daher als Spezialist gezwungen, um Beschäftigung für ihr Personal zu haben und somit die Betriebskosten auf das ganze Jahr (12 Monate) verteilen zu können, **im Winter ganz besonders niedrige Preise** zu stellen. Immer ist es ihr Bestreben, Fahrräder und Nähmaschinen bei gleich guter Qualität billiger zu liefern. Verlangen Sie also noch heute kostenlose Zusendung der allerneuesten Extrapreise Nr. 1033 über Edelweiß-Räder und die wundervollen Edelweiß-Nähmaschinen. **Bisher über ½ Million Stück schon geliefert.**

Kleine Anzeigen für West- und Mittel-Deutschland

Anzeigenpreis: Jeder 1 mm hohe, 26 mm breite Raum kostet: bei Geschäftsanzeigen 27 Pf., bei Gelegenheitsanzeigen und Stellengesuchen 15 Pf. Für die Erfüllung von Patentschriften wird keine Gewähr übernommen. Erfüllungsort u. Gerichtsstand Paderborn. Telegr.-Adr.: Volksblatt, Paderborn.

Die hohe Auflage und weite Verbreitung in West- u. Mittel-Deutschland gewährleistet volle Inserate. Einsendungen bis **Dienstag** früh eingehend voranzahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe. Postscheckkonto: Westf. Volksblatt, Paderborn, Hannover 1534

Heiratswünsche

Heirat
Alleinst., Frl., Ende 40 J., möchte sich m. kath. Herrn i. gesich. Verhältn. verheiraten. Nr. 1089 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Weihnachtswunsch!
Ja, Dame, kath., Anf. 30, hübsch., schlank, häusl., m. Aussteuer, später K. Vermög., sucht solide, Herrn mit gut. Charakter u. sich. Einkom. zw.

Heirat
kennen zu lernen. Ang. u. Nr. 3812 Thüringer Volksw. wacht, Erfurt, Fischerstr. 17, erbeten.

Weihnachtswunsch
Häusl. und wirtschaftliches Mädel zwischen 2. in best. Haush. tätig, 32 J. alt, 1,68 m groß, kath., gute Aussst. und einige Mille Ersparnisse, sucht passenden Lebensgefährten m. gut. Charakter u. sich. Einkom. zw. Heirat. Angebote unt. Nr. 1093 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Weihnachts-wunsch!
Geschäfts-Besitzer, aus best. Familie, Junggeselle, mit Schuldentr. Grundstück u. bedeutend. Kapit. Vermögen, sicher. Existenz, Mitte 50, stattliche Fig., gut. Charakt., sucht einen lieben, kathol. Dame mit Vermög. z. Lebensgemeinschaft. Offert. m. Bild erb. u. 1083 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Lebens-Gefährten
auch Witwer mit Kindchen wünscht sich kath. Mädel, häusl. vermögt., Heiratsvermögen 5. 10 000 Mk. Nur Bildbeantw. vorhanden. Offert. mit Bild erb. u. Nr. 1082 „Der 7. Tag", Paderborn.

Weihnachts-wunsch
Gebildete Kaufmannstochter, 27 J., möchte sich bald verheiraten. Bevorzugt Beamter, ev. mit Kind. Gute Aussteuer und vermögend. Angeb. erbet. u. Nr. 1091 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Weihnachts-wunsch
Suche für meine Schwester (22 J.), wirtschaftet. vom Lande, der es an Verm. fehlt, Herren-Bekanntschaft kennen zu lernen, evtl. nett., kath. Herrn, Selbstbauer, Alter bis 34 J. alt, solidem, tüchtig im Hausb. Gute Aussteuer u. einige 1000 RM bar. Lehrer od. sonst. Beamter in sich. Stella., auch Witwer, mit 1 Kind nicht ausgeschlossen. Angeb., mögl. mit Bild, zu senden u. Nr. 1092 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Weihnachts-wunsch
Suche für meine Schwester (22 J.), wirtschaftet. vom Lande, der es an Verm. fehlt, Herren-Bekanntschaft kennen zu lernen, evtl. nett., kath. Herrn, Selbstbauer, Alter bis 34 J. alt, solidem, tüchtig im Haush. Gute Aussteuer u. einige 1000 RM bar. Lehrer od. sonst. Beamter in sich. Stella., auch Witwer, mit 1 Kind nicht ausgeschlossen. Angeb., mögl. mit Bild, zu senden u. Nr. 1092 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Formen,
mit denen sich jedermann u. jed Kind Indianer, Reiter, Cowboy, viele und Figur. selbst anfertigen kann, verlangen Sie sofort Katal. gratis u. portofr. o. jed. Kaufzw. Gebr. Schneider, Gießereifabrik, Leipzig N 22/40

Weihnachts-wunsch
Suche für meine Schwester (22 J.), wirtschaftet. vom Lande, der es an Verm. fehlt, Herren-Bekanntschaft kennen zu lernen, evtl. nett., kath. Herrn, Selbstbauer, Alter bis 34 J. alt, solidem, tüchtig im Haush. Gute Aussteuer u. einige 1000 RM bar. Lehrer od. sonst. Beamter in sich. Stella., auch Witwer, mit 1 Kind nicht ausgeschlossen. Angeb., mögl. mit Bild, zu senden u. Nr. 1092 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Über 100000 Familien
kaufen seit Jahren unsere billigen Schuhe
2 P. Spangenstiefel 3.75
schwarz, braun und Lack
Verlangen Sie kostenlos unser neuestes ausführliches Prachtkatalog
Garantie: Umtausch oder Geld zurück.
Deutsch-Amerik. Schuhvertrieb
München 2/59 Josefspitzstr. 22

Katholische Ehe
anbahnung erfolgreich seit 18 Jahr.
Kirchl. Gutheißg.
Einheiraten
Neuland-Bund 19
Herne I. W.

Ich war grau!
Erhielt Naturfarbe d. erprobt. Hausmitt. (keine Haarfarbe) Ausk. kostenlos. Frau Elsa Helbig, Berlin-Friedenau 70

Strümpfe Socken
ab Fabrik. Preise und Qualität, konkurrenzlos. Nur an Wiederverkäufer! Preisliste und Anleitung gratis.
Glüssel, Chemnitz 1, Weststr. 64.

Unglaublich billig!
Kord-u. Polster-möbel
d. ab Fabrik zu Preisen, die bisher nicht möglich waren. Schlagersessel Nr. 17 m. Bild 17.50 fco. Nachn. Verl. Sie Katalog gts. Ug. Kuhl, Oberlangenstadt, Lichtenfels-L. 90

500 RM
geg. monatl. Rückzahlung. Angebote unter W. S. 1088 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Schweine-Kleie-Fleisch Ia
netto 9 Pf. . 2.95 RM
Carl Ramm, Nortorf (Holstein) 66

Für die Baumpflege!
Drahtgeflechte und fert. Zäune, Drahtbaumschützer geg. Hasen, Bastbaumband „Herkules" mit Drahteinlage, Baumwurzelschutzkorb geg. Wühlmäuse, Stahldrahtbürsten für die Baumrinde.
Drahtwerk Linker Kassel 87
Katalog umsonst.

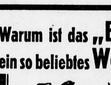
Hand auf's Herz,
wollen Sie nicht gerne wissen, was die Schuhe, die Sie letztlich gekauft haben, bei Speier weniger kosten? Bei Speier, dem großen, altbekannten Schuhunternehmen? Was Sie zukünftig beim Einkauf sparen, dafür brauchen Sie sich nicht mehr abzumühlen. Lassen Sie sich heute noch den Speier-Überland-Dienst den größten Schuhkatalog Deutschlands kostenlos schicken. Er zeigt Ihnen gute Speier-Schuhe, - billiger als Sie denken! Schreiben Sie heute noch an Speier, Überland-Dienst, Frankfurt am Main, Wz 142, an Speier, dem seit 52 Jahren Millionen Kunden Vertrauen schenken!

Korbmöbel!
Niedrigste Preise, direkt ab Fabrik, franko Lieferg. - 10 Monatsraten. Illustr. Preisliste Polstergarnitur Mk. 30.— Katalog gratis.
Korbmöbelfabr. Böhm Oberlangenstadt Lichtenfels-Land 527

Rheumakranke – Ein guter Rat! Ich litt schwer und bin heute, Gott sei Dank, vollkommen gesund durch ein einfaches Mittel, das mir eine Krankenschwester verraten hat. Schreiben Sie mir, ich teile es Ihnen gerne kostenlos mit. Frau Maria Haagen, Bad Reichenhall, Hallgrafenstraße A 505

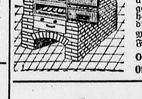
Dicksein ist nicht Schicksal!
Sie brauchen sich nicht damit abzufinden, wenn Sie müssen etwas dagegen tun. Dr. Ernst Richters Frühstückskrautertee räumt die überflüssigen Fettablagerungen leicht und sicher fort. Er schmeckt gut, erfrischt die inneren Organe und ersetzt den Körper schlank, jung und gesundheitig. Packg. M. 1.80, Kurpackg. M. 6.—, extrastarke M. 2.25 und M. 11.25. In allen Apotheken
Dr Ernst Richter's Frühstücks-Kräutertee
„Hermes" Fabrik pharmazeut. Präparate München SW Gülstraße 7

Warum ist das „Edelweiß-Fahrrad" ein so beliebtes Weihnachts-Geschenk?



Weil es jetzt (im Winter) so viel billiger zu haben ist, daß der Kauf sich wirklich lohnt!

Die weit und breit bekannte Firma **Edelweiß-Decker, Fahrradbau, in Deutsch-Wartenberg Nr. 54, befaßt sich** außer Nähmaschinen nur mit den guten Edelweiß-Rädern und Fahrradzubehör. Sie ist daher als Spezialist gezwungen, um Beschäftigung für ihr Personal zu haben und somit die Betriebskosten auf das ganze Jahr (12 Monate) verteilen zu können, **im Winter ganz besonders niedrige Preise** zu stellen. Immer ist es ihr Bestreben, Fahrräder und Nähmaschinen bei gleich guter Qualität billiger zu liefern. Verlangen Sie also noch heute kostenlose Zusendung der allerneuesten Extrapreise Nr. 1033 über Edelweiß-Räder und die wundervollen Edelweiß-Nähmaschinen. **Bisher über ½ Million Stück schon geliefert.**



Backe selbst
denn es lohnt sich für jeden Haushalt, aber nur im „Ideale Sparbackofen" mit gewölbten Backraumen, leichte Handhabung, billiger Betrieb, vorzügliches Backergebnis. Günstige Zahlungsweise. Verlangen Sie sofort Beschreibung, auch über Fleischräucherschränke.
Ofenfabrik Tritschler, Nordwalde (West.)
Ofenfabrik Tritschler, Göttingen (Hann)

Wenn wir Sie sprechen könnten
finserrfolge. Bis Dienstag früh eingehend voranzahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe. Postscheckkonto: Westf. Volksblatt, Paderborn, Hannover 1534
ihren Bedarf in
Herren- und Damen-Stoffen
bei uns decken.
Verlangen Sie sofort Muster.
Lehmann & Assmy
Spremberg i. L. 174
Anerkannte Tuchversandhaus mit eigener Fabrikation.

Rundfunkprogramme

vom 4. bis 10. Dezember 1932

Sendung Leipzig (389,6)

Zwischensender: Dresden (319)

Gleichbleibende Wetters-Vorhersage. 6.15: Turnstunde. ● 6.35: Frühkonzert. ● 9.40: Wirtschaftsnachrichten anschl. Di.) ● 9.45: Wetter, Wasserstand. Verkehr. Tagesprogramm außer Di.) ● 9.55: Was die Zeitung bringt (außer Di.). ● 11: Werbenachrichten ● 12.00: Mittagskonzert. ● 13: Nachrichten, Wetter, Zeit ● 13.15: Konzert — anschl.: Börsenberichte ● 15.35 und 17.30: Wirtschaftsnachrichten (Mi. nur 17.45. Sonnur 15.45) ● 17.30: Wetter. Zeit (außer So., Mi. u. Fr. ca. 17.55).

Sonntag, 4. Dezember

6.15: Turngymnastik
6.35: Frühkonzert aus Graf Stolbergs Restaurant i. Sa.
8.00: Der Bauernhof im Winter. Gespräch.
8.30: Choralkonzert a. d. Stadtkirche Großröhrsdorf
9.00: Morgenfeier
10.45: Hans Brandenburg liest eigene Proza.
11.15: Einführung in folgende Sendung.
11.30: Bach-Kantate
12.00: Königsberg: Mittagskonzert.
14.00: Wetter und Zeit
14.05: Das Programm der Woche.
14.25: Winke für die Landwirtschaft.
14.35: Großröhrsdorf: Chorkonzert
16.00: Eine Mutter erzählt von ihren Kindern. Am Mikrophon: Käthe Kruse.
16.30: Unterhaltung und Tanz. Emdé-Orchester.
17.45: Maschinette vom Länderkuhballyliel Deutschland – Holland in Düsseldorf. (Schallplatten)
18.35: Lohengrin. Oper von Rich. Wagner.
ca. 19.40: A. v. Weber: Mist in die Zeit.
ca. 21.00: Dr. Rade: Die Uraufführung des Lohengrin
23.30: Nachrichtendienst.
Anschl. Zigeunermusik der Kapelle Rol.

Montag, 5. Dezember

10.15: Weltbörsenbericht
10.40: Kurse und Filmberichte.
14.30: Erwerbslosenberatung.
14.45: Claus Hermann: Dilettanten schreiben. Eine Plauderei mit Beispielen.
15.00: Mitteilungen des Landwirtschaftsrates.
16.00: Unterhaltungskonzert auf Schallplatten.
18.00: Studentaf Friese: Die Aufgabe der oberen Schule gegenüber Nation und Staat.
18.30: Dr. Schirokauer: Jahrtausend deutscher Dichtung.
18.50: Dr. Kuhse: Die Schlacht bei Leuthen.
19.00: Lieder zur Laute. Edmund Barzaat singt seine Herbst- und Winterlieder.
19.30: Kreis Sonnberg in Wort. Landrat Dr. Hartung spricht mit einem Handgewerbetreibenden.
20.00: Sinfoniekonzert des Sinfonieorchesters. — Solistin: Alma Moodie (Violine).
22.10: Nachrichtendienst
Anschl. Unterhaltung und Tanz. Emdé-Orchester.

Dienstag, 6. Dezember

10.10: Schulfunk: Robert-Schumann-Konzert f. d. Jugend.
10.15: Gartenrundfunk im November
14.00: Dr. Demuth: Jugendliche Erwerbslose lesen u. lernen in einer Lesehalle.
14.30: Bücherstunde für die Jugend.
16.00: Dr. Emsmann: Das heutige Rom.
16.30: Nachmittagskonzert des Sinfonieorchesters.
18.00: Maria-Maria Jaller: Brentliebe in der Kunst mehrerer Dichterinnen.
18.30: Französisch
18.50: Einführung in das Gewandhauskonzert am 8. 12. 32
19.00: Prof. Dr. Richter: Was leitet die Gewöhnung in der Jugenderziehung?
19.30: Dr. Wetzel: Die Entstehung und Entwicklung der Zither.
19.50: Volksmusik Musik: Der Hofmann'sche Zitherverein. Leipzig.
20.10: Unterhaltungskonzert des Sinfonieorchesters
21.00: Tagesfragen der Wirtschaft.
21.10: Schlüssel und Schwert. Hörfolge Naumburg von Dr. Schmidt.
22.10: Nachrichtendienst.
Anschl. Bunte Stunde.

Mittwoch, 7. Dezember

10.10: Frankfurt: Schulfunk: Die Franken finden eine Furt im Main. Ein geschichtliches Hörbild.
10.50: Für die Frau: Zeitsparende Bäckereien.
14.00: Erwerbslosenfunk
14.30: Für die Jugend: Das tapfere Schneiderlein. Ein weihnachtliches Kuntmärchen.
15.20: London: Fußball Lettereich — England.
17.10: Für die Jugend: Johann, der muntere Gesellenlieder. Ein Spiel für Kinder.
ca. 17.50: Der Wetter Zeit.
18.15: Das gute Buch.
18.35: Italienisch.
18.55: Wir geben Auskunft . . .
19.05: Arbeitsbeschaffung durch Neugestaltung des Unterstützungsaufbaues. Mehrgespräch.
19.40: Unterhaltungskonzert.
21.00: A. v. Weber: Mist in die Zeit.
21.15: Stadtluft macht frei. Tragödie aus dem Leben Mittelalter von Dr. Oswald Bischof.
22.15: Nachrichtendienst
Anschl. Hermann Scheu liest Balladen (Schallpl.)
23.00: War's Schallplattenstunde. Musik.: Sinfonieorchester u. a. Mitw.

Donnerstag, 8. Dezember

9.00: Schulfunk: Besuch beim Förster von St. Annen zu Annaberg zur Weihnachtszeit.
10.10: Berufsberatung: Wie wird Schule und Erwerbslosigkeit.
14.00: Filmberichte
14.30: Für die Schule und Erwerbslosigkeit.
15.00: Dr. Delavilus: Luftfahrt-Bücher.
16.00: Nachmittagskonzert Dresdner Philharmonie.
18.00: Dr. Arnold: Hausgymnastik im Winter.
18.15: Steuerverbund
18.30: Spanisch
18.50: 90 Meters: Mit dem Kraftfahrzeug vom Herbst zum Frühling.
19.05: R. Herre: Die handwerklichen Traditionen in der deutschen Arbeiterschaft.
19.30: Paul Linde-Novitäten-Abend. . . .
20.30: Zum 100. Geburtstag v. Bürgermeister Meister. Eine Würdigung von Dr. Kunath.
20.45: Ueber unsere Kraft. Zweiter Teil des Schauspiels von Björnstierne Björnson.
22.15: Nachrichtendienst

Freitag, 9. Dezember

10.10: Hamburg: Schulfunk: Eine Seeamtsverhandlung. Lehrspiel
14.00: Kunstberichte
14.30: Künstlerliche Funkversuche. Frau Wegwig: Gedichte werden wieder verstanden.
15.15: Dienst der Landfrau: Vorweihnachten.
16.00: Vegetationskalender für Dezember.
16.30: Nachmittagskonzert des Sinfonieorchesters.
17.30: Stunde mit Büchern.
ca. 17.55: Wetter. Zeit.
18.00: Wir lesen Kunstwerke.
18.25: Englisch
18.50: Wir geben Auskunft
19.00: Stadtschulrat Dr Jenisch: Berufshilfe für Minderbegabte.
19.30: Volkslieder Leitung: S. Mittig.
20.00: Walhinglen: A. H. Sell: Worüber man in Amerika spricht.
20.15: Lehermann Hörspiel von Ernst Lissauer.
21.15: Prof. Dr. Degen: Liebe und Leid im Liede der Völker. (Mit Schallplatten)
22.15: Nachrichtendienst
Anschl. Tanzmusik des Emdé-Orchesters.

Sonnabend, 10. Dezember

14.00: Funkberatung.
14.10: Funkwanderbrief.
14.20: Arbeitsmarktbericht.
14.30: Kinderfunde
15.15: Dr Lehmann: Adreß-Kalender.
16.00: Musikberatung.
16.30: Nachmittagskonzert des Sinfonieorchesters.
18.00: Junge Menschen berichten über ihre Berufswahl: Maschinenbauer.
18.30: Sprachliche Nebertreibungen.
18.50: Gegenwartsskizzen
19.00: Dr Deussen: Zu Ludwig Klages' 60. Geburtstag.
19.30: Weihnachtslieder
20.00: Bunter Abend zu Gunsten der Winterhilfe.
22.05: Nachrichtendienst
Anschl. Unterhaltungskonzert des Sinfonieorchesters.

Sendung Berlin (419)

Mit: Gleichwellensender Berlin O—Magdeburg Stettin (283)

Gleichbleibende Wettags-Vorhersage. 6.15: Gymnastik. Konzert. ● 8.15: Di., Fr.: Werbenachrichten. ● 10.10: Marktballenpreise ● 10.15: Wetter, Nachrichten. ● 10.35: Werbenachrichten außer Di. u. Fr.) ● 11.25: Tendenzbericht der Berliner Vorbörse (So. 11) ● 11.30: Konzert. ● 12.30: Wetter bzw. Mitteilungen für den Landwirt ● 13.05: Werbenachrichten (Fr. 13.15). ● 13.30: Wetter Nachrichten, Wasserstände. ● 14: Konzert. ● 14.55: Tendenzbericht der Berliner Börse. ● 15: Landwirtschaftliche Börse.

Sonntag, 4. Dezember

6.15: Funkgymnastik
6.35: Hamburger Hafenkonzert.
8.00: Für den Landwirt.
8.10: Aus dem Kornspeicher: Lagerung u. Pflege. Arbeiten. Gespräch.
8.35: Rückblick der Woche.
8.55: Morgenfeier.
9.00: Glockengeläut des Berliner Doms.
10.05: Wettervorhersage.
11.30: Leipzig: Bach-Kantate.
12.00: Dessiner Herbericht vom Kunstturnen.
12.15: Funk-Matinee.
14.00: Der Weihnachtsmann deckt sich ein. Hörbericht.
14.30: Maria Janke erzählt Märchen f. d. Kinder.
15.30: Populäres Orchesterkonzert.
17.30: Ab ins Wochenend! Hallenvorfest des VSWB. Anschl. Tanzmusik Kapelle Waldemar Hab.

Montag, 5. Dezember

8.20: Advents-Morgenfeier
15.20: Valerie Marcel: Vom Einfall z. Manuskript.
15.35: Uhr: Auf der Wurlitzer Orgel.
15.55: Heitere Lieder.
16.15: C. v. Kapherr: Wir machen eine Treibjagd mit.
16.30: Orchesterkonzert des Funkorchesters.
17.30: Gegenwartsfragen der Sozialpolitik.
17.45: Sport-Jugendstunde.
18.05: Balladen für Klavier. N. Mikarski.
18.20: Das neue Buch
18.40: Dürfen wir Ihnen raten? „Bängt denn das Glück der Frau wirklich von der Ehe ab?"
18.55: Die Funkstunde teilt mit . . .
19.00: Stimme zum Tag.
19.10: Unterhaltungsmusik Kapelle Edyn Walis.
19.55: Jubiläums-Konzert anläßlich des 50jährigen Bestehens des Philharm. Chores.
21.35: Wir erinnern an: Ferdinand Lasalle.
21.50: Wir vor der Rampe. Zehnmal Publikum auf Schallplatten.
22.20: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik
24.00: Waldfrieden Kultspiel von Ludwig Thoma.

Dienstag, 6. Dezember

12.40: Hörbericht aus der Deutschen Landkraftfahrzeugausstellung 6. m. b. H.
15.20: Im Boenheim: Apparatlosigkeit u. Atmagerung.
15.35: Liederstunde.
15.75: Violinmusik.
16.15: R. Ernst: Land zwischen Rhein u. Vogelen.
16.20: Leipzig: Nachmittagskonzert.
17.30: E. Nesper: Zehn Minuten Funkstille.
17.40: Mitteilungen des Arbeitsamtes.
17.45: Was erwarten wir Mädels von heute vom Beruf?
18.05: Magdeburg: Motetten. Madrigalchor.
18.30: Drei Bücher richtig zu lesen. Einführung: R. Heidkamp
18.55: Die Funkstunde teilt mit . . .
19.00: Stimme zum Tag
19.10: Preußen sorgt für ein östliches Land. Geschichtlicher Rückblick einer deutschen Frage.
19.45: Alt-Berliner Tanz-Abend.
20.45: Musik der Straße
22.10: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.30: Hamburg: Tanzkonzert des Norag-Orchesters.

Mittwoch, 7. Dezember

9.00: Schulfunk: Hans Schamburaf erzählt von seinen Erlebnissen in Afrika.
15.20: Th. Hauptlein: Wir wollen wieder Briefe schreiben.
15.35: Heitere Lieder.
15.45: Sonate für Cello u. Klavier. von Dohnanyi, B-Moll.
16.15: Fußballkampf Osterreich—England
17.10: H. Reck: Eine Reise in die Urwelt Afrikas.
17.30: H. Reinhardt: Neues von der Mönchskehlnitz.
17.45: H. Lanbraf: Die Sprache der Steine.
18.05: Liederstunde
18.30: Junge Mädchen, von Axel Eggebrecht.
18.55: Die Funkstunde teilt mit
19.00: Wilhelm einer Mand. von Agnes Miegel.
19.25: Englisch
20.00: Sinfoniekonzert des Wiltham Orchesters.
ca. 20.00: Wir lassen vor: Werner Hegemeburg.
22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik Kapelle Paul v. Bötz.

Donnerstag, 8. Dezember

12.40: Hörbericht aus dem Institut für landwirtschaftliche Maschinenkunde.
15.20: K. J. Benn: Nichts wegwerfen! Auch Lumpen sind ein wertvoller Rohstoff.
15.35: Orgelmusik Aus: S. Haag.
15.50: Aus der Sächsischen Schweiz Einleitung: Dr. Müller
16.15: R. Hamburger: Björnstierne Björnson zum 100. Geburtstage
16.30: Kammerorchester-Konzert.
17.30: P. Frebenius: Meine Forschungsreise nach Fezzan in Tripolis.
17.50: Jugendstunde
19.10: Heitere Musik
19.30: Hörfolge aus dem Notsel-Präsidium.
19.55: Die Funkstunde teilt mit
20.00: Bericht des Funkberichterstatters.
20.00: Nachlaß auf den Monat November.
20.30: Der Bankrott. Schauspiel von Björnson.
22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Zeitfunk
Anschl. Tanzmusik der Kapelle Oscar Joost.
24.00: Heitere Unterhaltung.

Freitag, 9. Dezember

15.20: Meisterschaften machen Meisterschichte. Gespräch.
15.35: Kompositionen von Studierenden der Staatl. Hochschule f. Kirchen- u. Schulmusik.
16.15: D. Raumbania: Neues vom Handball.
16.20: Leipzig: Nachmittagskonzert.
17.30: Das vergessene Buch.
17.40: Musik für Kinder.
18.10: Das neue Buch
18.20: Unterhaltungs- und Tanzmusik.
18.40: Chorgesänge
18.55: Die Funkstunde teilt mit . . .
19.00: Stimme zum Tag.
19.10: Lob der Tänze Zusammenstellung: F. K. Hoefert
20.00: Wiederholung: Aus alter Herren Länder. Operettenmusik
22.15: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik vom Ball für das Auslandsdeutschtum Kapelle Bruno Mahnkopf

Sendung Deutsche Welle (1635)

Deutsche Welle, Gleichbleibende Wetters-Vorhersage. 6.15: Gymnastik. ● 6.30: Wetter für die Landwirtschaft. — anschl.: Frühkonzert ● 10: Neueste Nachrichten. ● 11: Deutscher See-Wetterbericht. ● 12: Wetter für den Landwirt — anschl.: Konzert. — Wiederholung des Wetterberichts ● 12.55: Nauener Zeit ● 13.35: Nachrichten. ● 14: Konzert ● 15.30: Wetter. Börse. ● 15.55: Wetter für die Landwirtschaft. — Kurzbericht des Drahtlosen Dienstes. ● 22.45: Deutscher See-Wetterbericht.

Deutsche Welle: Sonntag, 4. Dezember

6.15: Funkgymnastik
6.35: Hamburger Hafenkonzert.
8.00: Für den Landwirt.
8.10: Aus dem Kornspeicher: Lagerung u. Pflege. Arbeiten. Gespräch.
8.35: Rückblick der Woche.
8.55: Morgenfeier.
9.00: Glockengeläut des Berliner Doms.
10.05: Wettervorhersage.
10.15: Weltbörsenbericht.
11.00: Deutscher See-Wetterbericht.
11.10: Th. W. Eibertshagen liest Eigenes.
11.30: Leipzig: Bach-Kantate
12.00: O. L. Brandt: Zehn Minuten Lyrik.
12.15: Funk-Matinee
14.00: Dr. Jelerich: Soll der Abiturient studieren?
14.30: Der Lebenskampf der Ostmark. H. Knlee: Sprache der Burgen.
15.05: Düsseldorf: Fußball Deutschland — Holland.
15.45: Populäres Orchesterkonzert.
16.20: Würzburg: Würzburger Glöckli Eine bunte Stunde.
17.25: Hilfe für den Oberharz. A. Meyer u. G. Sauerbrey sprechen über die Not ihrer Heimat.
17.35: Dr Stapel: Reich und Preußentum.
18.00: Hammermusik Hoffmann, Weber
18.45: Aussprache über die Hörerbriefe zu dem Gehörgch: Sollen wir noch Bücher lesen?
19.30: Konzert am Kurvplatzchen Bore um 1900.
20.00: Saarbrücken: Zu Gunsten der Winterhilfe. Jahrhundert ins Blauel
22.20: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.45: Deutscher See-Wetterbericht
23.00: Vom Weihnachtsmarkt der Berl Künstler.

Deutsche Welle: Montag, 5. Dezember

9.30: Dr Maraa Bagang: Menschen in Not.
10.10: Schulfunk: Aus deutschen Kriegsbüchern.
12.55: Schulfunk: Englisch für Handelsschulen.
15.00: Gemeinschaftssendung f. d. landwirtschaftlichen Vereine
15.45: Stunde für die reifere Jugend.
16.00: Pädagogischer Funk
16.30: Berlin: Nachmittagskonzert.
17.30: Dr Wiammer: Die Geschichte und der deutsche Mensch der Gegenwart.
18.00: Dr Just: Musikinseln mit unsichtbaren Partnern
18.30: Dr Frenhahn: Der Volksgedanke im Wilhelm Tell
19.00: Stunde des Landwirts.
19.25: Viertelstunde Funktechnik.
19.40: Jehr o Grete: Zur 175. Wiederkehr des Todestages der

Eine Seite Kurzweil

Karlchen macht den Nikolaus

von Karl Ettlinger (München)

„Net wahr", sagte meine Hauswirtin, und lächelte so verzerrt, wie nur sie und des Teufels Großmutter lächeln können, „net wahr, sie machen heuer wieder'n heiligen Nikolaus für meinen Pepi?"

„'n Schmarrn mach ich!!" rief ich, „machen sie selber den Nikolaus, setzen sie sich eine Autobrille auf, machen sie ein freundliches Gesicht, dann erkennt sie kein Mensch!"

Ich den Nikolaus machen? Nicht für viel Geld! (Sagen wir: zwei Mark fünfzig.) Ich habe noch vom letztenmal genug. Den Osterhasen machen, das geht noch, das ist verhältnismäßig einfach: man versteckt die Ostereier, vergißt, wohin, kein Mensch findet sie, bis ein Vierteljahr später mein Dackel drüberkommt. Auch der Pfingstochs liegt mir ganz gut. Aber Nikolaus?

Voriges Jahr, da war ich so dumm, da hab ich für das ganze Haus den Nikolaus gespielt. Einen schönen langen Bart hab ich mir angeklebt. Wie der Hermann Vater bin ich mir vorgekommen, in große Schaftstiefel bin ich geschlüpft (der eine war zur Hälfte mit Wasser gefüllt, aber das merkte ich erst, wie ich mit dem Fuße hineinfuhr. Der Pepi ist ein aufgeweckter Junge, der denkt an alles), meinen Pelzmantel habe ich umgedreht angezogen, — und dann nießte ich anhaltend, weil der Mantel gegen Motten eingesprüht war. Zuletzt nahm ich den Sack mit Aepfeln und Nüssen auf den Buckel, sah mir die Rute an und dachte liebevoll: „Die ist für dich, Herr Pepi, — zum Ausgleich unseres Kontos!"

Mit diesem guten Vorsatz stieg ich die Treppe hinunter, um zunächst einmal bei den Kindern im Parterre einzukehren. Ich tappte nach Nikolaus-Art fest mit den Stiefeln auf, und bei jedem Tapp gab es einen Knall, denn es hatte jemand Zündplättchen auf die Treppe gestreut. Ich will niemanden unrecht verdächtigen, aber wenn ich kehrt gemacht und dem Pepi die Hosen strammgezogen hätte, wäre dies kein Justizirrtum gewesen.

Die Kinder im Parterre waren sehr brav, und deshalb griff ich in den Sack, um die größten Aepfel herauszusuchen. Aber ich zog die Hand wieder zurück, es hatte mich etwas gestochen; ein Igel. Ich glaube nicht, daß er von selbst den Weg in den Sack gefunden hat, da wird wohl der Pepi der Verkehrsschutzmann gewesen sein.

Wie ich die Parterrewohnung verließ, sah der Pepi auf dem Treppengeländer und grinste. „Servus, Nikolaus!" lachte er. „Kam i' koa Zigarettl für mi?"

„Mein, du böser Junge!" dröhnte ich mit verstellter Stimme. „Schäme dich! Rauchen ist ein Laster!"

„So? A Laster is dees? Dann gehn i' nur glei' nauf, Herr Nikolaus, und sagen i' dees unserm Zimmerherrn! Der qualmt den ganz'n Tag!"

Im ersten Stock sind sechs Kinder, d. h. voriges Jahr waren es sechs, dieses Jahr sind es bereits sieben. Und diese sechs Kinder waren etwas lebhaft: kaum war ich im Zimmer, da hing schon an jedem Arm und Bein eines: ich zählte nach, fand, „Da ist doch eines zu viel!", und wollte dies gerade äußern, da schüttete mir dieser Ueberzählige etwas in den Nacken. Das war Juckpulver.

Blitzschnell griff ich nach dem Uebeltäter, aber der war noch blitzschneller, wischte zur Tür hinaus, und wenn der Pepi keinen Doppelgänger hat, dann weiß ich, wer's gewesen ist!

Ich eilte in meine Wohnung, nahm ein Bad, schlüpfte wieder in mein Nikolausgewand, ging vor die Wohnungstüre und klingelte an: „Der heilige Nikolaus ist da!"

„Pepi!" schrie meine Hauswirtin. „Mein goldiger Bua, der Nikolaus is femma!"

„Goldiger Bua" sagte sie!!! Man sollte wirklich jedes Mutterauge zum Optiker schicken!

Der Pepi stellte sich breitbeinig vor mich hin, und ich sprach mit Donnerstimme: „Die Gnylein haben mir erzählt, daß hier ein furchtbar ungezogenes Kind wohnt!"

„Geh, red net so damisch, heiliger Nikolaus!" sagte der Pepi.

Ich schlug mit der Rute nach ihm, der Pepi warf ein Wasserglas nach mir, und meine Hauswirtin meinte: „Sie dürfen net so streng mit eahm redn, der Bua hat so a weiches Gmüat!"

Ein weiches Gemüt!!! Der Pepi ein weiches Gemüt!!! Dann ist der Elefant ein Schoßtier.

„Pepi", sagte ich, „sei artig und singe dem Nikolaus ein schönes fremdes Lied!" Das ließ er sich nicht zweimal sagen und schmetterte: „Das ist die Liebe der Matrosen . . ."

„Grad wia a Engerl singt der Bua!" flötete meine Hauswirtin.

Jetzt hätte ich am liebsten sowohl die Mutter wie den Sohn verhauen, aber ich mußte doch meiner Rolle getreu bleiben, und so begehrte ich: „Kannst du beten, Pepi?"

„Freili, freili!" versicherte er und begann: „Lieber Gott, lasse mich ein tüchtiger Mensch werden, nicht so einen Pfundhammel als wie unser Zimmerherr — —"

Da konnte ich mich nicht mehr beherrschen, stürzte auf ihn zu, er stellt mir ein Bein, ich stürze, schlage mir schier das Nasenbein entzwei, und bis ich wieder blinzeln konnte, war der Pepi verschwunden und mit ihm die besten Aepfel und Nüsse.

Jetzt hatte ich nur noch im dritten Stock den Nikolaus zu machen, und das tat ich auch. Aber man hatte mir nicht gesagt, daß die Herrschaft mit den Kindern ausgegangen war und nur noch die Köchin da war. Ich läutete also, ein Reichswehrsoldat öffnete, brüllt: „Ah, sie sen der Kerl, der allweil meiner Centa schöntut!", packt mich beim Kragen und wirft mich die Treppe hinunter.

Seitdem habe ich die Devise „Nie wieder Nikolaus!" Mit den Kindern würde ich ja schließlich fertig werden, aber wenn sich das Militär hineinmischt, — nein, gegen die bewaffnete Macht ist der Nikolaus machtlos.

„Det ist aber een freindlicher Ort!"

„Denke dir, Mimi, Frau Schwerreich — die nachtwandelt!"
„Nanu! Wo sie drei Autos hat?"

Lokaltermin

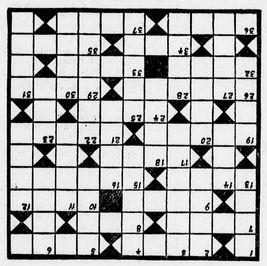
K. hatte L. wegen schwerer Körperverletzung verklagt. Er hatte mit ihm in einer unbelebten Vorortstraße einen Zusammenstoß gehabt, bei dem er so zugerichtet worden war, daß er vier Monate im Krankenhaus verbringen mußte. L. führte an, von K. überfallen worden zu sein und in Notwehr gehandelt zu haben. Die Art der Verletzung und alle anderen Tatbestände sprachen jedoch gegen seine Darstellung. Der Ausgang des Prozesses hing von der Bekundung eines Zeugen ab, der vom Balkon seines Landhauses den Zusammenstoß gesehen haben wollte und der die Darstellung des L. mit dem er befreundet war, bekräftigte.

Das Gericht hielt in der vergangenen Woche einen Lokaltermin ab, bei dem L. und K. den Vorgang so darstellten, wie er sich nach der Aussage L.s abgespielt haben sollte, während das Gericht vom Balkon des Zeugen aus die Szene beobachtete.

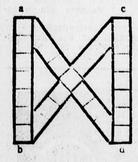
Nach dem Termin erklärt das Gericht die Aussage des Zeugen für unglaubwürdig.

Warum?

Kreuzworträtsel



Die Wörter bezeichnen: Waagerecht: 2. Seil. **Strich**, 5. Liebesgott, 7. Orientalischer Männername, 8. Teil des Wagens, 9. Gestirbte des Leander, 10. Westlicher Schwung, 13. Verbrecher, 15. Salzwerk, 17. Befehl, Erlaß, 19. Luftkurort in der Schweiz, 21. Muse, 24. Strom in Sibirien, 26. Geliebter der Venus, 29. Verpackungsgewicht, 32. Mondgöttin, 33. Starker Strick, 34. Monat, 35. Menschenfressender Riese, 36. Ansprache. 37. Auferlegter Zwang. Senkrecht: 1. Trabant der Erde, 2. Segelstange, 3. Antarktischer Vulkan, 4. Ungebundene Rede, 5. Stand, 6. Algerische Hafenstadt, 11. Hauptstadt Perus, 12. Biblischer Berg, 14. Geisteskrank, 16. Germanisches Göttergeschlecht. 18. Künstlicher Dünger, 19. See in Rußland, 20. Modifikation des Sauerstoffs, 22. Zugeteiltes Maß, 23. Hausesgang, 25. Saure Flüssigkeit, 27. Ehemals in Italien übliche Stanzspielerin. 28. Individuelle Bezeichnung, 30. Wasserpflanze, 31. Arabischer Wüstenstamm.



Füllaufgabe.

Mit den Buchstaben a, a, d, d, e, e, g, h, l, i, i, l, l, l, m, m, n, n, o, o, r, r, s, u, u, x, y sind die 7 über der Figur so zu besetzen, daß die senkrechten Reihen a—b eine Aussagesatzung, c die eine Metall, und die Diagonalen a—d eine Lehranstalt, b—c einen Knabennamen bezeichnen.

Skataufgabe.

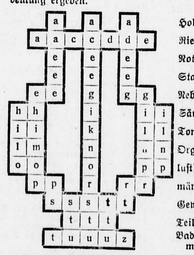
Hinterhand hat die folgenden Karten:

Vorhand spielt gegucktes Grand. Mittelhand hatte bei 36 gepaßt. Vorhand spielt mit dem Kreuz-Buben an, Mittelhand gibt den Herz-Buben zu.

Aufgabe: Welche Karte gibt Hinterhand zu?

Lyra.

Die Buchstaben in nachstehender Figur sind so zu ordnen, daß die waagerechten Reihen Wörter von nachbenannter Bedeutung ergeben.



Hohepriester
Riese
Note
Stadt in Peru
Nebenfluß der Ilar
Sängerin
Tonstück
Organ
laut ge Darstellung
männlicher Name
Gewebe
Teil des Auges
Bad in Hohenzollern-Sigmaringen

Die senkrechte Mittelreihe nennt ein souveränes Fürstentum.

Logogryph.

Hetze, Ahorn, Beil, Binden, Eis, Barr, Seh, Arab, Frucht, Karol, Saar, Gast, Eider, Clara, Coda, Herz.

Aus jedem der obigen Worte ist durch Veränderung eines Buchstabens ein neues Wort zu bilden, so daß die fortgelassenen und die neu hinzugefügten Buchstaben ein Sprichwort ergeben.

Auflösungen aus Nummer 35

Lösung: Haben Sie kriminalistische Begabung? Der nach sorgfältigen Ueberlegungen abgefaßte Steckbrief lautet:

Der Gesuchte ist etwa 1,60 bis 1,63 Meter groß, 25 bis 30 Jahre alt, er hat kleinen dunklen, gestutzten Schnurrbart, eine Hakennase; Mund und Kinn sind gewöhnlich. Besondere Kennzeichen: Ein Ohr ist verstümmelt, Ohrläppchen fehlt. Er trug eine Seglermütze mit Vereinsabzeichen (Fahne).

Begründung: Die Größenangabe der Kundin ist als zweckmäßig anzusehen, da sie begründet wird; fiel ihr doch auf, daß der Täter etwas kleiner ist als sie. Das Alter wird von den Erwachsenen ziemlich gleichmäßig geschätzt — das Kind kann diesbezüglich nichts aussagen —, nämlich zwischen Anfang Zwanzig und Dreißig, doch sprechen zwei Schätzungen (gegen eine) dafür, daß er älter ist als 25 Jahre. Als beste Gesichtsbeschreibung dürfte gleichfalls diejenige angesehen werden, die die Kundin gegeben hat. Dafür spricht ihre charakteristische Bekundung, daß der Täter eine Hakennase hat. Als feststehend muß man ferner das Vorhandensein des verstümmelten Ohres betrachten, da das Kind, das am wenigsten aufgeregt war — weil es die drohende Gefahr nicht erkannte —, sein Augenmerk auf diesen Fehler richtete. Ebenso trug der Täter bestimmt eine Seglermütze. Sowohl das Kind wie der junge Mann befunden dies. Ueberdies sah der junge Mann, daß die Mütze ein näher gekennzeichnetes Vereinsabzeichen trug.

Die Lademinhaberin, die am stärksten der Gefahr ausgesetzt war und durch die Beraubung schwer geschädigt wurde, sah in dem Räuber den Inbegriff alles Bösen. Ihre Beschreibung ist daher nur als Produkt ihrer erregten Phantasie anzusehen und bietet deshalb keinerlei Anhaltspunkte.

Lösung des Kreuzworträtsels. Waagerecht: 1. Erato, 5. Pamir, 10. Reh, 11. Marconi, 12. Berta, 14. Ohnet, 15. Iris, 17. Ait, 18. Tete, 20. Laut, 22. Fiel, 24. Leer, 26. Ner, 28. Toga, 30. Adana, 32. Anger, 35. Senegal, 36. Ena, 37. Enare, 38. Arras. — Senkrecht: 1. Erb, 2. Reede, 3. Ahr, 4. Omar, 5. Proso, 6. Ach, 7. Monate, 8. Ines, 9. Ritter, 13. Kies, 16. Ilo, 18. Topaze, 19. Tirana, 21. Man, 23. Etage, 25. Elena, 27. Eden, 29. Gala, 31. Ner, 33. Ger, 34. Nas.

Lösung der Ersatzaufgabe: 1—2 Dafar, 1—3 Degen, 4—8 Laban, 4—5 Laden, 2—5 Raben.

Lösung des Kettenrätsels: Heimstätte, Tegernsee, Seeschwalbe, Belfast, Sardelle, Legende, Demeter, Terrine, Nebraska, Kanada, Daniel, Ellbogen, Gendarmerie, Menzoza, Zanella, Lametta, Tanaro, Rosegger, Germersheim. — Heimstätte.

Lösung des Kettenringrätsels: Rede (1.), Demut (2.), Mutter (3.), Termin (6.) Minka (14.), Kaper (8.), Perle (10.), Leben (11.), Bengel (7.), Geldern (10.), Dernburg (4.), Burgtor (17.), Torso (18.), Soda (15.), Dagoe (18.), Goethe (8.), Thea (12.), Are (5.).

Lösung des magischen Kreuzes:

G S S
r a t
S p a n i e n
M a n d e l
S t a u f e n
d h e
a r l

Verantwortlich für den Gesamtinhalt: Chefredakteur Fritz Walter, Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt A.G., Paderborn

1. Jahrgang – Blatt Nr. 37 — Sonntag, 11. Dezember 1932
Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Baut Krippen

Einmal war es gewesen, daß der Waldbauerbub eine kleine blanke Axt geschenkt bekommen hatte, und er konnte es kaum mehr aushalten vor Sehnsucht, daß er sie einmal richtig in Gebrauch nehmen durfte. Denn er hatte sie mehr aus erzieherischen Gründen bekommen, denn zum Gebrauch. „Das erste Fleckel an einem Baum, daß i seh', dann hat's aber g'raucht", hatte es geheißen. Aber dann war doch nach langem und verzehrendem Harren die Stunde gekommen, da der Vater seine Gemeindeschreibsachen in das Schubfach schloß und dem Knecht kurzab sagte: „Meine Axt!" Denn den Weihnachtsbaum für die Seinen holte er alljährlich selber aus dem Wald; auch, als er für Bauernarbeit keine Zeit mehr hatte. Dem Buben auf der Ofenbank schlug das kleine Herz bis zum Halse; seine Axt hatte er schon drei Wochen lang gerichtet, und der Knecht hatte sie ihm jeden Abend nach dem Nachtessen mit dem Wetzstein blank und scharf machen müssen.

Als er dann mit dem Vater durch den verschneiten Winterwald anfelgen durfte, da meinte er, daß er die Christengel über den weißverhangenen Bäumen singen hörte. Der Vater, sonst ernst und schweigsam, nun aufgeräumt und sichtlich froh, der Tannenwald in seiner weißen Pracht, die blitzende Axt unter dem Arm, wie ein Holzknecht, und er durfte helfen, unter all den schönen Tännchen das schönste herauszusuchen. — Was gibt es schöneres für einen Waldbauernbuben!

Aber dann kam jene plötzliche Wende! Fragte der Vater:

„Was gehört um Weihnachten in jedes christliche Haus, Bub'? Was meinst?"

„Der Christbaum." Kurz und flink kam das heraus, wie es der Vater liebte. Aber dennoch schien es ihm nicht recht zu gefallen.

„Weißt's nicht besser?" Das klang schon fast ungehalten. Was Besseres noch? Was kann das sein? Lange zu fackeln, war nicht ratsam — —

„Der Birnwecken!" (Das ist ein Weihnachtsbrot im Schwarzwald, zu dem die Mutter einen Teig macht aus gedörrten und wieder aufgekochten Birnen; es sind viel Nüsse, Zibeben und Würzzutaten darin, und man kann sehr viel davon essen, ohne daß einem schlecht wird.)

Aber: klatsch, hatte der Bub eine hinter den Ohren, daß ihm die Pelzmütze verrutschte und die Axt versank lautlos im Schnee.

„Lausbub, dummer!", zürnte der Vater. „Zu allererst gehört eine Krippe ins christliche Haus! Daß du's weißt." Aber während er mir die Mütze zurecht rückte, die Axt aufsammelte, und mit dem Aermel den Schnee davon wischte, verließ ihn der heiße Zorn so schnell wieder, wie er gekommen war, und er erklärte es mir mit gütiger Freundlichkeit:

„Siehst es, Bub, so ist das: der Christbaum ist eine schöne Sitte. Aber erlöst worden ist die Menschheit nicht durch den Lichterbaum, sondern durch das Wunder, das sich in der Krippe begeben hat. Auf die Welt gekommen ist das Jesukind nicht unter dem Lichterbaum, sondern im Stall, — in der Krippe. Christbaum kannst anzünden, so viel du magst, wenn du mal groß bist; aber du wirst immer Geschenke darunter legen müssen, wenn es Weihnachtsfreude geben soll. Stehst du dagegen mit den Deinen an der Krippe, dann brauchst es keine Geschenke, und ihr habt dennoch die rechte Weihnachtsfreude. Die muß im Herzen sitzen, weißt. Alles andere ist Plunder. Merk dir's."

Ich habe mir's gemerkt. Aber weil mich die böse Unrast getrieben hat, daß ich immer alles selber ausprobieren mußte, deshalb habe ich auch ausprobiert, was besser ist: Weihnachten lediglich mit dem buntgeschmückten Tannenbaum, oder Weihnachten an der Krippe. Ich kann nur jedem raten: versucht's nicht erst; das Lehrgeld ist zu teuer. Der Christbaum, und wenn er noch so reich mit Flitterkram und Zuckerwerk behangen ist, kann trotz seiner Lieblichkeit die Menschen kalt lassen und die Herzen hart. Unter dem Christbaum kann man sich streiten und entzweien; vor der Krippe nicht. Steht man die Krippe eine Weile an, dann drückt man sich die Hände und versöhnt sich, mit dem Leben, mit den Menschen, und man fühlt sich angetrieben zu den stärksten Vorsätzen. Der Christbaum hört auf zu wirken, wenn die Nadeln dürr geworden und die Kerzen herabgebrannt sind, und das ist meist nach wenigen Tagen der Fall. Die Krippe kann man stehen lassen, bis die Vorfastenzeit anbricht; die Krippe wirkt immer. Die Kinder zu guten Menschen zu erziehen, dafür ist der Christbaum kein großes Hilfsmittel; aber die Krippe. Da ist alles zu lernen und zu lehren, was den Menschen mangelt. Der Christbaum ist ein schönes Sinnbild für Weihnachten, und nicht umsonst haben wir Christbäume auch in unseren Kirchen; aber ohne die Krippe ist der Lichterbaum nur ein äußerliches Sinnbild für einen fröhlichen Geschenktermin im Kalender.

***

Vielen Leuten, — sehr vielen, Gott sei dank, — auch unter der Lesergemeinde des „7. Tags", sagt man nichts Neues oder Besonderes, wenn man ihnen davon erzählt, daß zur rechten Weihnachtsfeier die Krippe gehört. Sie wissen das schon von uralters her. Sie haben ihre Krippe mit allem, was dazu gehört, das ganze Jahr über sorglich verwahrt in irgend einem Raume stehen und brauchen sie nur in den Tagen vor Weihnachten herbeizuholen und aufzustellen. Sie können sich Weihnachten ohne eine Krippe im Hause nicht vorstellen und wollen es auch nicht. Es gibt viele Gegenden innerhalb und außerhalb unseres lieben Vaterlandes, in denen man sich erst gar nicht die Mühe zu machen braucht, noch irgendjemanden für den Krippengedanken gewinnen oder erobern zu wollen, — weil sie alle schon seit urdenklichen Zeiten dafür gewonnen und erobert sind. Aber der bloße Besitz und das alljährliche Wiederaufstellen der Krippe genügt noch lange nicht, um das Vorhandensein oder die Erlangung einer rechten Weihnachtsfreude zu verbürgen; das Innere der Menschen, ihr Denken, Wollen und Handeln muß mit der Krippe im rechten Einklang stehen. Ich habe schon manche Familie angetroffen, die eine sehr hübsche Krippe besaß, mit Figuren von größerem oder minderem Kunstwert, und irgendjemand im Hause, der den Christbaum und den Gabentisch zurechtzumachen hatte, hatte auch die Aufgabe, die Krippenfiguren möglichst sinnreich und gefällig aufzubauen. Und obwohl die Wohnung eine ausgezeichnet funktionierende Zentralheizung besaß, fühlte man sich von irgendwoher kalt angeweht, — so stark, daß man sich seelisch erkälten mußte. Denn das praktische Tun und Verhalten der Leute stand mit den bezwingenden Lehren, die von der Krippe ausgehen, wenig in Einklang: hatten sie in irgend einer Frage des täglichen Lebens eine Entscheidung zu treffen, — da lieber Gott, dann fiel sie in der Regel gar nicht so aus, als habe das Kind in der Krippe einen Einfluß darauf gehabt. Zu Zeiten, als ich es noch besser konnte, habe ich durch Vorträge und auf sonstige Weise dazu beizutragen versucht, daß die Krippenbewegung in möglichst viele, noch fernstehende Kreise hineingetragen wurde. Ich habe auch viel Freude dabei erlebt; aber nicht nur pure Freude, — wie es nun einmal bei den meisten unserer Bemühungen der Fall ist. Denn immer waren manche da,

Zeichnung von W. Vormeng — Bavaria-Verlag, Gauting vor München

die sich von der Lieblichkeit des Krippengedankens bereitwillig gefangen nehmen ließen und gerne mitkamen, wenn es daran ging, eine Krippe zu bauen, zu basteln oder anzuschaffen. Aber wenn man dann auf ihre ferneren Lebenswege achtete, dann fand man nicht immer sehr viele Beweise dafür, daß die Krippenlehre auch auf sie gewirkt hatte. Das verstimmt zunächst; aber doch nur so lange, bis man sich klar geworden ist, daß unser Wissen um die Dinge und die Menschen sehr fragwürdig und beschränkt ist, und daß der Allwissende und Allgütige die Menschen und ihr Tun anders bewertet, als wir mit unseren kurzsichtigen Augen. Jeder **Mensch wird auch für jegliche gute Willensregung und Absicht belohnt werden nach Gebühr; wer eine Krippe aufstellt**, wird kaum in anderer als in gottgefälliger Absicht handeln. Die rechte Weihnachtsgnade allerdings wird nur der erlangen, der auch in seinem übrigen Tun und Lassen die Krippe nicht verleugnet.

Baut Krippen! Aber lebt auch darnach! Oder, wie Leo Weismantel sagt: „Die Krippe hat nur soweit Sinn, als sie das heutige Christentum abspiegelt." Die Krippe ist keine bloße Spielerei.

***

Die stillen Wochen vor Weihnachten lassen sich nicht traulicher verbringen, als wenn die ganze Hausgemeinschaft des Abends beisammen ist und sich mit dem Krippenbau beschäftigt. Auch in den Familien, in denen bereits eine Krippe vorhanden ist, wird man nicht selten das Bedürfnis empfinden, die Krippe noch schöner, sinniger und eindrucksvoller zu gestalten, und gibt man sich an die Arbeit, dann werden immer viele gute Gedanken wach, bei deren Verwirklichung man herzinnige Freude empfindet. Kaum irgendwo so sehr wie beim Krippenbau kann es Volksseele sich so ganz ausschöpfen und den heiligen Bericht nach ihrem Sinne deuten, wie hier, wo es sich darum handelt, dem Weihnachtsgeheimnis seine volkstümliche Ausprägung zu geben.

Wieviel Schönes und Herrliches findet man, wenn man sich eine Uebersicht zu machen sucht, was auf dem Gebiete des Krippenbaus schon geschaffen und geleistet worden ist. Denn seit langen Jahrhunderten ist in **Deutschland die Kunst des Krippenbaus gepflegt und von einer Generation zur anderen vererbt, veredelt und weiterentwickelt worden.** Im Jahre 1223 hat der Heilige von Assisi im Walde von Greccio die erste Krippenfeier abgehalten (von dort aus hat die Krippe nach und nach den ganzen Erdkreis erobert), und schon wenige Jahre später (1252) muß ausweislich einer Urkunde die Klosterkirche von Füßen am Fuße der Allgäuer Alpen eine Krippe besessen haben. Von dort aus hat die Krippe ihren Einzug gehalten zunächst in den Kloster- und Pfarrkirchen der diesseitigen Alpengebiete, vom Bodensee bis zu den deutschen Sudetenländern, und bald darauf auch in den Wohnhäusern. Das Volk fühlte sich von den Krippendarstellungen in den Kirchen so tief ergriffen, daß man eine Krippe, und wenn auch nur bescheidenen Ausmaßes, auch im eigenen Hause haben wollte. Aus diesem Bedürfnis hat sich in den Gebieten von Oberammergau, Berchtesgaden, Mittenwald, Innsbruck, Salzburg und Oberösterreich ein ganzes Kunstgewerbe entwickelt. Ihre erste Kunstfertigkeit im Umgehen mit dem Schnitzmesser haben die Bildschnitzer dieser Gegenden bei der Herstellung von Krippenfiguren erlangt, und die Nachfrage nach wertvollen Figuren war so stark, daß mancher Bauer um den Besitz einer schönen Krippenfigur die beste Kuh im Stalle hergab. Die Krippe wurde zeitweise förmlich zum Spiegelbild bäuerlichen Wohlstandes. In den alten Patrizierhäusern fanden sich Krippen, die an Größe und Pracht mit denen der Klöster wetteifern konnten. In der Umgegend von Innsbruck gibt es die schönsten Kunstkrippen, die auf deutschem Boden zu finden sind. In den deutschen Sudetenländern welteifern die Familien, Gilden und Zünfte von altersher um den Besitz der schönsten Krippen. In den Zeiten, in denen man für mechanische Wunderdinge eine besondere Vorliebe hatte, entstanden automatisch betriebene Krippen mit beweglichen Figuren, und ihre Verfertiger, die meist an ihre kunstreichen Erzeugnisse viele Jahre ihres Lebens gewandt hatten, zogen damit von Dorf zu Dorf und stellten sie in Wirtshäusern zur Schau. Eine Krippe ist darunter, bei der in 18 Abteilungen alle Zünfte und Handwerke vertreten sind; auch der Wildschütz fehlt nicht. Eine Zeit lang galten nur die Krippen, deren Figuren möglichst prunkvoll in gold- und silberschimmernde Gewänder gekleidet waren, und wenn die Weihnachtszeit herannahte, dann bekamen viele Gewerbe zu tun, vom Silberschmied angefangen bis zum Perrückenmacher.

Aber man hat sich bald wieder darauf besonnen, daß Prunk und Pracht beim Krippenbau falsch am Platze sind und daß den echtesten Stimmungsgehalt auch das einfachste Werk tragen kann. Als man sich wieder stärker auf den Heimatgedanken besann, entstanden die Krippen mit bekontem Heimatcharakter: der Tiroler versetzte seine Krippe in seine heimatlichen Berge und umgab sie mit grünen Almen, der Niederdeutsche verlegte das Krippenwunder in das westfälische Bauernhaus, dem Industriearbeiter erblühte das Weihnachtsgeheimnis inmitten von Fördergerüsten, Schlackenhalden und Koksöfen. Das Ideal der heutigen Krippenbastler ist die „künstlerische" Krippe. Man schult infolgedessen den Geschmack. Diese Bewegung geht von den Kunstgewerbeschulen aus; sie ist wichtig, aber keineswegs wesentlich. Denn wesentlich an der Krippe ist nur die religiöse Einstellung ihrer Erbauer, ihr inneres Verhältnis zum Evangelium von Bethlehem und die Auseinandersetzung der Menschen von heute mit diesem Evangelium. Ein Gärtner in Würzburg hat es verstanden, mit ganz unkünstlerischen Mitteln die heilsgeschichtlichen Vorgänge des Christentums vom Sündenfall über das geschichtliche Ereignis von Bethlehem bis zur unsichtbaren Gegenwart Christi im Sakrament und bis zum letzten Gericht am Jüngsten Tage darzustellen.

***

Wer sich eine Krippe anschaffen will, dem stehen viele Wege offen. Man kann die Krippe bauen oder basteln, zum wenigsten den Krippenberg, die Höhle, den Stall, aus beliebigen Werkstoffen, aus Kistenholz, Baumrinde, Wurzelknorren, Aesten, Steinen, Moos. Wer kunstfertig ist, kann sich sogar die Figuren selber herstellen, geschnitzt in Holz, gegossen in Blei, in Gips, in Wachs, geknetet aus Töpferton. Wer nicht Zeit noch Talent zum Bauen und Basteln hat, wohl aber Geld, der kann sich eine fertige Krippe kaufen oder schicken lassen. Wer nur über wenige Mittel verfügt, für den gibt es in Buchhandlungen Papierkrippen, die nur wenig mehr kosten, als eine Kinokarte oder ein Päckchen Zigaretten, und die dennoch einen sehr achtbaren künstlerischen Wert besitzen. Große Meister wie Führich und Bachlechner, Künstler wie Schumacher, Wörndle, Baumgarten, Fuchs, — nicht zu vergessen die Beuroner Kunstschule, — haben auf Papierbogen Krippendarstellungen und Krippenfiguren gemalt, die zum Schönsten gehören, was die Krippenkunst hervorgebracht hat. Vor allem die Papierkrippe hat große Scharen von Anhängern, auch von solchen, die nicht durch die Geldnot gezwungen wären, auf eine plastische Krippe mit holzgeschnitzten oder gegossenen Figuren zu verzichten. Das ist um deswillen, weil die nach einem Original von Künstlerhand geschaffene Papierkrippe noch am leichtesten dem Ideal einer künstlerischen Einheit und Geschlossenheit nahekommt.

***

Wem die bloße Papierkrippe zu leichtgewichtig ist, kann die Papierbogen auf Holz aufkleben und die Bestandteile mit der Laubsäge ausschneiden. Die Schnittflächen und Rückseiten der ausgeschnittenen Figuren werden in der Regel durch Bemalung mit bunten Farben der Vorderseite angeglichen.

Wem die Papierkrippe für sich allein zu dürftig erscheint, der kann sich eine passende Landschaft dazu bauen, aus irgendwelchem Material, wie es sich gerade bietet. Mancher hat auch schon mit gutem Glück einige Stücke Koks oder Kohle aus dem Keller mit einigen Stücken alter Leinwand bekleidet, die mit einem Gemisch von flüssigem Leim und Asche getränkt war und sich schmiegsam formen läßt, solange sie feucht ist, aber schon nach wenigen Viertelstunden zu steinerner Härte erstarrt. Wer es einmal angefangen hat, der kommt immer auf neue Kunstfertigkeiten. Ich habe schon Kinder gekannt, die ihren einfachen Vater ob seiner Kunstfertigkeit beim Bau einer solch primitiven Weihnachtskrippe mehr verehrten, als die Kinder großer Künstler ihre Väter verehren können. Da waren Teiche, kristallhell, — und sie bestanden aus einem Stück zerbrochenen Spiegelglases, hübsch mit Moos und Felsstücken eingefaßt. Da waren Geländer und Brücken, viel zu schön für eine irdische Landschaft, und sie waren aus Erlen- oder Birkenästen zurechtgebastelt. Da waren nächtliche Hirtenfeuer, und sie bestanden aus einem Stück roten Gelatinpapiers, das unter dem Schein der Christbaumkerzen aufglühte. Da hing im Stall von Bethlehem eine Laterne mit bunten Scheiben, und es war ein Kerzenstümpfchen darin. Schafherrnmen waren da, von jener Art, an der Rebekka die Kamele tränkte, oder prudelnde Springbrunnen, und das Wasser stammte aus einem Hochbehälter in Form einer geschickt versteckten, ausgedienten Milchkanne. Aber die Kinder solcher Väter waren um die Weihnachtswochen schier raumelig vor Weihnachtsglück und haben später als reife Leute noch oft gesagt, sie hätten mit keinem anderen Kinde tauschen mögen. Obwar sie gewöhnlich keine anderen Geschenke bekamen, als ein paar gestrickte Wollhandschuhe und einige Aepfel.

***

In keinem christlichen Hause sollte die Krippe fehlen. Glücklich, wer bereits eine schöne Krippe sein eigen nennt und diese von Jahr zu Jahr bereichern kann. Glücklich, wer imstande ist, sich eine Krippe anzuschaffen. Am glücklichsten, wer sich eine Krippe bauen oder basteln kann, zumal, wenn er sich Anregungen und Anleitung dazu bei einem der vielen Krippenvereine holen kann, die in katholischen Gegenden an fast allen größeren Orten bestehen und die in der Verbreitung des Krippengedankens ungemein viel Segensreiches geleistet haben. Aber wie schon oben gesagt: die Krippe darf niemals ein bloß äußerlicher Besitz-Gegenstand sein. In unseren Tagen des Elends und Jammers, der religiösen Verflachung und der Gottlosenbewegung weniger denn je. Die Krippe ist nicht lediglich ein lieblicher Anblick: sie verpflichtet. Zur Krippe gehört das „Credo" — „ich glaube". Die Krippe spricht zu uns, daß das ärmste aller Kindlein Gottessohn ist von Ewigkeit her, daß dieser Gottessohn aus Liebe zu den Menschen auf alle Macht verzichtete und uns in allem gleich wurde, einzig ausgenommen in der Sünde. Die Krippe predigt uns eindringlicher, als Menschenzungen es tun können, das Christentum der praktischen Tat, der Lebensgemeinschaft, der Volksverbundenheit, der Friedfertigkeit, des sozialen Pflichtgefühls. Kannst du, mein lieber Krippenfreund, nicht diese Folgerungen aus dem „Credo" ziehen, dann laß den Krippenbau. Es rächt sich sonst. Der Allgerechte kann niemand weniger leiden, als die Halben, die Lauwarmen, die Heuchler. Es nützt dir gar nichts, wenn du eine noch so schöne, schmucke und künstlerische Krippe hast, aber dein Herz ist weit entfernt von der Gesinnung des göttlichen Kindes. Wer eine Krippe haben und sich daran freuen will, der ist zum Streben nach religiöser Vertiefung verpflichtet, zu einem Leben nach dem Glauben.

Auf dem Weg zum Volk

Der kalte November brachte die heißesten Schlachten um die Reichspolitik. Die Wahl bewies erneut die Unmöglichkeit der Papen-Regierung. Hindenburg entschloß sich, den Weg zum Volk zu gehen. Hitlers „Alles oder nichts" und Hugenbergs Kulissenarbeit machten die Entlösung unnötig schwer. Aber Papen mußte gehen, und General Schleicher verhandelte ernsthaft mit allen Kreisen.

1. November: Streik um den Reichsrat.
2. November: Großer Diplomatenschub.
3. November: **Berliner Verkehrsstreik.**
4. November: **Braun verlangt Vollstreckung des Leipziger Urteils.**
5. November: Arbeiterpräsidies bei Hindenburg abgewiesen.
6. November: **Reichstagswahlen.**
7. November: Deutscher Städtetag bittet um Hilfe.
8. November: Papen sagt: Keine Kursänderung nötig.
9. November: **Roosevelts Sieg in USA.**
10. November: Simon-Vorschlag zur Abrüstung.
11. November: **Preußischer Beamtenschub.**
12. November: Reichsrat gegen Preußenkommissare.
13. November: Papen beginnt die Parteiführerbesprechungen.
14. November: Konstruktivplan Herriots veröffentlicht.
15. November: Warenhäuser treten aus Hauptgemeinschaft aus.
16. November: **Absage der süddeutschen Staatsbesuche. Wendepunkt: Knox zeigt dem Kanzler den Ernst der Stunde.**
17. November: **Rücktritt des Reichskabinetts.**
18. November: Hindenburg empfängt Parteiführer.
19. November: Unterredung Hitler—Hindenburg unter vier Augen.
20. November: Geheimer Besuch Papens beim Reichspräsidenten.
21. November: **Hitler soll sich nach Mehrheit umsehen.**
22. November: Frankreich lehnt deutsche Gleichberechtigung ab.
23. November: Adolf Hitler schlägt Präsidialregierung vor.
24. November: Hindenburg lehnt NSDAP.-Vorschlag ab.
25. November: **Knox sondiert über Notgemeinschaft.**
26. November: Endlösung in Berlin vertagt.
27. November: Sozialistenerfolg in Belgien.
28. November: **Schleichers Besprechungen setzen ein.**
29. November: NSDAP. will nicht mehr verhandeln.
30. November: Hitler-Konferenz in Weimar.

Wochenrundschau

Donnerstag, 1. Dezember: Die neue Form der preußischen Zentralverwaltung tritt in Kraft. — Adolf Hitler bleibt weiter in Thüringen und lehnt in einem neuen Briefe an Hindenburg jede weiteren Verhandlungen über die Regierungsbildung ab. General Schleicher kann noch keinen entscheidenden Schritt unternehmen. — Mit einer Stimme Mehrheit nimmt der Badische Landtag das neue Konkordat an. — Staatsrat Schäffer macht überraschende Mitteilungen über die ernste bayrische Kassenlage.

Freitag, 2. Dezember: Hindenburg erteilt General von Schleicher den Auftrag zur Kabinettsbildung. Bracht und Zimmermittler, die übrigen Minister außer den Leitern der Wirtschaftsministerien bleiben. Eingehende Besprechungen Schleichers mit den Gewerkschaften. — Die Presse beurteilt das werdende Kabinett günstig. — Frankreich ersucht Amerika in einer neuen Note nochmals um Zahlungsaufschub für die Dezemberrate. — Das Reichsgericht verhandelt gegen den angeblichen Verräter des ersten deutschen Giftgasgriffes 1915.

Samstag, 3. Dezember: Das neue Reichskabinett wird ernannt. Unklarheit über die Besetzung des Wirtschafts- und Ernährungsministeriums. — Der Deutsche Städtetag fordert: Großes kommunales Arbeitsprogramm aus Mitteln der Steuernotspende, Vereinheitlichung der Arbeitslosenhilfe. — Oberlagerverwalter Bullerjahn wird vom Reichsgericht freigesprochen. — Reichsbankpräsident Dr. Luther tritt für öffentliche Aufträge mit Hilfe der Lohnprämien ein. — Im amerikanischen Sabotageprozeß wird zugunsten Deutschlands entschieden.

Sonntag, 4. Dezember: Warmbold und Freih. von Braun einigen sich über den Wirtschaftsstruktur und werden als Minister bestätigt. — Die Gemeindewahlen in Thüringen bringen große Verluste der NSDAP. (bis zu 50 Prozent) und Zunahme der bürgerlichen Stimmen. — Schwerer politischer Zusammenstoß bei Hamburg. 18 Verletzte. Deutschland verliert in Düsseldorf seinen Fußballänderkampf gegen Holland mit 2:0. — Der Schriftsteller Gustav Meyrink gestorben.

Montag, 5. Dezember: Der Tag im Zeichen der Reichstagsberatungen. Alle Fraktionen treten zusammen und nehmen zur Lage Stellung. Das Zentrum berät sozialpolitische und Siedlungsanträge. Die SPD. beschließt Einbringung eines Mißtrauensantrags gegen Schleicher. — Hochbetrieb in Genf: Kleine „Fünferkonferenz" bei Mac Donald. Amerika will Vertagung der Abrüstungskonferenz und Einsetzung einer Dauerkommission. — Prunkvolle Eröffnung des amerikanischen Bundeskongresses. Ein Antrag gegen die Prohibition wird abgelehnt.

Dienstag, 6. Dezember: Erste Sitzung des neuen Reichskabinetts. Wahl des Präsidiums: Goering (NSDAP), Esser (Zentrum), Rauch (BVP). Loebe (SPD). Anträge auf Vorwegnahme der Regierungserklärung und Mißtrauensvoten werden abgelehnt. — Große Debatte um die Erklärung „Fünferkonferenz"; Herriot erkennt bedingt Deutschlands Anspruch auf Gleichberechtigung an. Neurath will sich aber nicht über den Wiedereintritt Deutschlands in die Abrüstungskonferenz entscheiden. — Ein japanisches Kriegsschiff sinkt mit einem großen Teil der Besatzung.

Streifzug durch die Woche

Meister Lampe — Die Apfelsinen-Königin — Beim Adventslicht — Neue Bücher — Mitten in Wundern

Etwas Tannengrün will ich verbrennen. Eine zweite Kerze vom Adventskranz will ich anzünden. Dann will ich ruhig sitzen, in die Flamme schauen, den Duft einatmen und von St. Nikolaus träumen. Es gibt so Stunden, da weiß man nichts mehr, als ein Versleln: Süßer Friede, komm, ach komm in meine Brust. Mögen alle Motoren einmal ruhen, die Eisenbahnen stehen bleiben, die neuen Minister noch einmal ausschlafen, nur damit man den Frieden der mütterlichen Erde atme, die sich langsam einhüllt in das graue Tuch der Dämmerung. Da, ein Schuß! Auf dem Felde taucht ein Jäger auf. Ein Hund rast daher. Und siehe, da schlägt ein Häslein Purzelbäume, und nun ist es um den Bruder Lampe geschehen. Gestern hat er noch am Gartenzaun gesessen, Kohl verdaut und philosophiert. Oft schon saß er da, ganz verliebt in seine Gedanken. Hier und da bewegte er seine langen Ohren, jedesmal, wenn ihm ein Lebensrätsel unlösbar schien. Putzig sah es aus, weil es doch mit Würde geschah und Würde bei einem Springinsfeld komisch wirkt. Nun ja, es ist nicht jedermanns Sache, Minister im Lande, dessen Ohren länger sind als sein Verstand. Armer Meister Lampe, nun hast du Ruhe.

Nichts ist schöner, als ein Waldsaum, in den einige Wege führen. Man stellt seine Gedanken auf diese Wege und geht ins Geheimnis hinein. Vielleicht mündet der dunkle Pfad vor einem Märchenschloß. Vielleicht führt er an einen zauberhaften See. Vielleicht begegnet man auf ihm einer schönen Prinzessin. Ein Weg ins Dunkel ist jeder Tag, und die freundlichen Schwestern, die die Hoffnung mit den hohen Augen und die Zuversicht mit dem schönen mütigen Blick, begleiten uns. Viel Wunder findet, wer sehen will. Alle Dinge sind Fensterlein, hinter denen Ewigkeit aufschimmert. Geh unten und ständigen Herzens durch alles Dunkel, und immer wanderst du dem Lichte zu. Das ist nun die blaue Stunde, die alle Wälder und Felder selsam überdunkelt.

Man muß schon sehr dicht stehen. Bis die Zeitung kommt, erkennt sich allerhand neue Bücher auf. Viel Auswahl ist da, geht es doch auf Weihnachten. Da ist ein neuer Band vom Großen Herder, der so sauber verarbeitet ist in schwerer Zeit. Da sind Leo Weismantels „Rebellen", die Legende von Hans Böhm, dem Propheten des Dritten Reiches aus alter Zeit. Leo Weismantel kann erzählen, namentlich alte Geschichten. Das ist wirklich Poesie, märchenschön und geheimerhaft. Wie sich echter Glaube und allerlei Unstetes verbinden, um in der Volksphantasie das Ausgewöhnliche zu schaffen, das schildert er meisterhaft. Da liest auch noch ein Büchlein, das schon älter ist. Hab es oft übersehen. Es ist für Stammbuchsprüche und heißt: „Die einfache Weise" von H. Grünewald (Kosel) Giesel, Hannover). Ich lese darin, weil ich höre, daß es von Pädagogen gut besprochen wurde und weil es den Jungen gefällt. Lese auch einmal die Geschichte von der Apfelsinen-Königin, der tolle Fertianer die Kisten durcheinander werfen. Als nun die zwei jugendlichen Tauchenschiffe abends durch die Straßen der Stadt gehen, entdecken sie hinter einem matt beleuchteten Fenster die arme Frau, die sie geschädigt haben. Es geht ihnen so zu Herzen, daß sie in der Klasse eine Sammlung veranstalten und allen Schaden wieder gut machen. Solche Geschichten sind gut, weil sie das soziale Verständnis wecken. Die Jugend besserer Stände muß etwas von der bitteren Not erfahren, die im Lande wohnt. Es ist schon viel erreicht, wenn wir voneinander wissen, wenn man mit eigenen Augen sieht, wie es um die Armut bestellt ist. Gerade ein Gymnasiast soll das alles wissen, damit er für sein ganzes Leben den Blick behalte für des Volkes Not. Lange noch wird diese Not unsere Besleiterin bleiben, und viel Liebe muß sie noch wecken in diesem Winter.

Da kommt die Zeitung. Vor den neuen Männern wird berichtet. Sie werden vor den gleichen Fragen stehen wie die alten. Abzig wollen wir abwarten, ob sie gerecht regieren. Die gerechte Verteilung der Lasten, das ist jetzt die Hauptsache. Wenn jeder Volksgenosse nur das weiß, daß die Regierung sozialen Sinn hat, dann wird es gehen. Dann bildet sich von selbst die unüberwindlich starke Volksgemeinschaft. Wir warten jetzt ruhig ab und urteilen nach den Taten. Man soll nur nicht so geheimnisvoll tun, wie in der letzten Zeit. Politiker wirken komisch, wenn sie in Filzschuhen gehen, hinter geschlossenen Türen tagelang flüstern, und wenn hinterher herauskommt, daß sie selber nichts wissen. Die offene ehrliche Wahrheit macht uns frei. Auch die Koalitionsscheuerei und die Oppositionsangerei wirken nicht gut. Nach jede Partei kapier die Aufgabe an, die gelöst werden muß. In einer Not, wie wir sie heute haben, darf es keine Parteien geben, so wenig wie 1914.

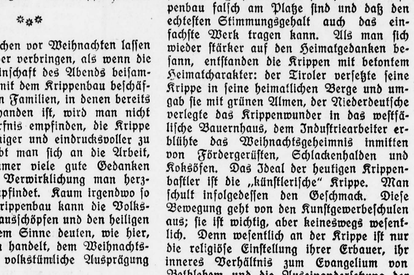
Schnell ist man mit der politischen Sparte fertig. Man kann überhaupt nicht bei dem Gedanken des Tages weilen, wenn da ein Wald in der Nähe ist und wenn die großen Bäume so ernst auftragen. Leben und Werden ist mehr als Denken. Stille Hingabe an das Feste in uns ist mehr als öffentliche Rechthaberei. Bullerjahn hin, Bullerjahn her, sein Gewissen wird sein bester Richter sein. Selbst die Worte, die in einer Gesellschaft gesprochen werden, verlieren ihre Bedeutung hier mitten in der stillen, großen Natur. Man spürt die gewaltigen Kräfte des Bodens, der schon die neue Saat in sich birgt. Man schweigt ehrfürchtig vor dem stetigen Wunder im Mutterschoß der Erde. Unsere Reden nähren niemanden, aber hier erneuert sich das tägliche Brot. Das ist das wichtigste Kapital eines Volkes, das Geschenk des Schöpfers. Seine Sonne, sein Regen, seine Erde müssen es bringen, und es ist wenig, was wir hinzutun können.

Ist es nicht mit den Kräften einer höheren Welt ebenso? Sprechen nicht die stillen Lichter im Adventskranz ebenfalls eine wundersame Sprache? Auch die Seelen der Menschen sind ein Sehergrund, und der Simmann von oben hat in ihnen sein goldenes Korn geborgen. Ein grüner Halm draußen ist auf einmal da, als habe ein Zauberer ihn geweckt. So geht es auch mit den schönen Einfällen, mit den guten Gedanken. Auf einmal sind sie im Bewußtsein und formen sich zu Worten und Taten. Wollten wir dieses, was da wächst, nur nicht immer zertreten oder achtlos daran vorübergehen. Hast du schon einmal beobachtet, wie ein Kind oft weise sein kann? Wie es plötzlich anfängt, der Geheimnisse inne zu werden, die in ihm schlummern? Wie ein Glanz in sein Auge tritt, wenn es von Gott spricht oder vom kommenden Christkind? Mit welchem Ernst es sein Spiel treibt, während die Erwachsenen oft mit ernsten Dingen spielen?

Ei, nun habe ich ganz vergessen, nach von der Akademischen Monitus-Korrespondenz zu sprechen. Das letzte Heft bringt viel über nationale Fragen, über „Volkwerden und Volkssinn". Immer muß man es begrüßen, wenn gerade in den Kreisen akademischer Menschen die nationalen Fragen erörtert werden. Wir müssen zu einer neuen Besinnung von Kirche und Staat, von Religion und Leben kommen. Das kann nur geschehen, wenn der Eigenbereich des Staates deutlich ins Bewußtsein tritt. In die Reihe dieser Arbeiten gehört auch das hochaktuelle Buch von Alfons Rieh: „Das Bild der Weltkirche" (Giesel, Hannover). Der Titel ist nicht gut. Er scheint ein Buch zu versprechen, das sich nur mit kirchlichen Fragen befaßt. In Wirklichkeit geht es nämlich um eine großzügige Erörterung des Verhältnisses von Kirche und Kultur. Der dritte Abschnitt der Missionsgeschichte, der nach dem Verfasser jetzt beginnt, ist tatsächlich ein neuer Abschnitt der Weltgeschichte. Alle Kulturvölker der Erde werden gleichberechtigte Mitglieder der „Menschheitsfamilie sein. Die abendländische politische Herrschaft im Osten geht zu Ende. Aber die abendländische Normachtstellung in der Kultur wird bleiben. Diese überlegene Kultur wird Weltkultur, wenn sie auch in jedem Lande heimische Sonderzüge annimmt . . . Die Fülle der Zeit scheint für die Heidenvölker gekommen . . ." Das ist eines der bedeutendsten Bücher der Gegenwart.

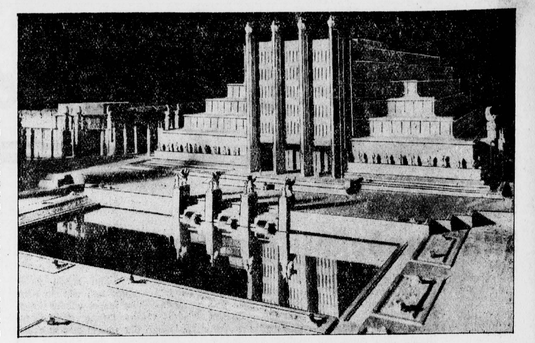
Rings aber ist nun die blaue Stunde schon übergegangen in die Eulenstunde. Ratten und Mäuse werden lebendig. Uhu und Totenvögel beginnen ihre Musik. Bis die Sterne erscheinen und ihr Himmelslicht durch die dunklen Räume senden. Größer und weiter wird die Welt, und alles ist nur noch ein einziges Wunder und Geheimnis. Es ist schon wahr: Die Welt ist tief, und tiefer als der Tag gedacht . . .

Der Mann im Monde.



Die Welt hört Bethlehem

Für die Weihnachtstage steht allen Radiohörern eine besondere Ueberraschung bevor. Es ist geplant, aus den heiligen Stätten in Bethlehem eine Rundfunk-Uebertragung vorzunehmen, die für alle deutschen und amerikanischen Sender zugänglich sein wird. Die technischen Schwierigkeiten, die sich diesem Vorhaben entgegenstellen, sind beträchtlich. Man wird entweder die Darbietungen auf Schallplatten aufnehmen und von Kairo aus senden lassen, oder Marconis Radiojacht „Electra" zu Hilfe nehmen. Unser Bild gewährt einen Blick in das Innere der Jesus-Kirche in Bethlehem, aus der in erster Linie die Uebertragung erfolgen soll.

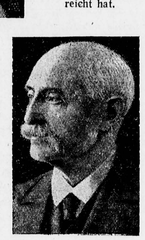


Auch Brüssel rüstet jetzt für seine Weltausstellung

Das Modell für den Haupteingang zur Brüsseler Weltausstellung 1935. Noch hat die phantastische Weltausstellung in Chicago nicht ihre Pforten eröffnet, da bereitet sich schon Brüssel, die Stätte der Weltausstellung 1935, zum Entwurf ähnlich großartiger Bauten vor.

Justav Meyrink †

Der Schriftsteller Gustav Meyrink ist in Starnberg im Alter von 64 Jahren gestorben. Er ist in Wien geboren und lebte längere Zeit in Prag als Bankdirektor. Meyrink ist durch seine phantastischen Romane bekannt geworden, von denen der „Golem" eine Rekordauflage erreicht hat.

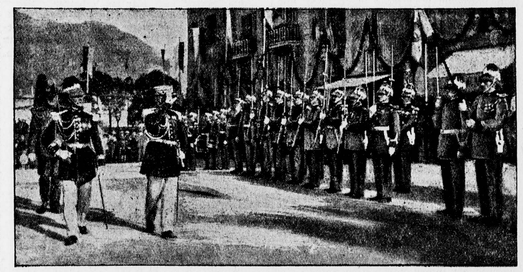


Ehrungen für Major Schweitzer

Der Vorsitzende der Berliner Pressekonferenz, Major a. D. Schweitzer, ist jetzt, nachdem er 18 Jahre lang dies Amt bekleidet hat, ausgeschieden. Aus diesem Anlaß war er Gegenstand zahlreicher Ehrungen. Er wurde u. a. auch zum Ehrenmitglied der Pressekonferenz ernannt.

Der Degen des Königs Manuel

Die Königinmutter Amalie von Portugal hat kürzlich den Degen ihres unlängst verstorbenen Sohnes der portugiesischen Regierung geschenkt. Dieser Degen hat seine besondere Geschichte. Als in der Nacht des 5. Oktober 1910 die Mannschaft eines aufständischen Kriegsschiffes auf den Lissabonner Königspalast einen Kanonenschuß abgab, hielt der damalige blutjunge König Manuel gerade mit diesem Degen Wache vor dem Schlafgemach seiner Mutter. Er sah einen Mann auf sich zu kommen und verwundete diesen in der Erregung mit seinem Degen, weil er glaubte, in dem Fremden nachts einen Verschwörer vor sich zu haben. Die Königinmutter behütete fortan den Degen ihres Sohnes als „Reliquie der Mitterlichkeit". Der vom König verwundete Offizier stellte sich hernach als der Gardekapitän Juguiero heraus. Die portugiesische Regierung hat inzwischen erklärt, sie gedenke bei dem nationalen Begräbnis der Gebeine des Verstorbenen den Degen auf den Sarkophag des Königs zu legen.



Monaco „rüstet ab"

Das Fürstentum Monaco hat seine 250 Mann starke „Armee" aus Ersparnisgründen aufgelöst. Die Ausgaben, die der Unterhalt der Soldaten verschlang, sind nicht mehr aufzubringen, seitdem die Einnahmen des Kasinos stark zurückgegangen sind. Die monegassische Armee, die unser Bild bei einer Parade zeigt, hatte in ihren blau-weiß-roten Uniformen dem Leben in Monte Carlo einen malerischen Untergrund gegeben.

Bullerjahn nach dem Freispruch

Bullerjahn (ohne Hut) verläßt mit Bruder und Mutter das Reichsgericht in Leipzig nach der Urteilsverkündigung. Wie bekannt, wurde der frühere Lagerverwalter, der seinerzeit wegen Verrats militärischer Geheimnisse zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt worden war und bereits 6 Jahre dieser Strafe abgebüßt hatte, im Wiederaufnahmeverfahren wegen Mangels an Beweisen freigesprochen.

Ein U-Boot für einen Mann

Das kleinste Unterseeboot der Welt, das der Ingenieur Nanni jetzt in Newyork vorführte. Die ersten Tauchversuche mit dem winzigen Fahrzeug, das gerade für einen Mann Platz bietet, sollen außerordentlich günstig sein.

Aus fernen Zonen

Armin O. Huber

Mit Hundeschlitten durch Kanada

Der weite unbekannte Westen Kanadas hat das Abenteurerblut schon vieler Männer angezogen. Mancher ist nicht mehr heimgekehrt und hat, wie ein Kurt Faber, in den Wildnissen den einsamen Tod gefunden. Aber immer wieder finden sich Wagemutige, die in den unermeßlichen Einöden ihren Drang nach Abenteuern stillen wollen. Zu ihnen gehört Armin O. Huber, der uns in seinem neuen Buche: „Bei roten und weißen Abenteurern in Kanada", das bei Strecker und Schröder in Stuttgart erschienen ist, wieder spannende Schilderungen seiner Erlebnisse gibt. Nachstehend ein kleiner Ausschnitt aus dem mit acht Bildtafeln geschmückten Buche (kart. 3.60 RM, Leinenband 4.80 RM):

Ich atmete erleichtert auf, als ich einige Meilen zwischen mich und die Hallohtsiedlung gebracht hatte. Vor einem offenen Feind fürchtete ich mich nicht, aber solche heimtückischen, gelbhäutigen Feiglinge! Der Gedanke an sie vermochte unheimliche Gefühle in mir aufsteigen zu lassen.

Es ging ein leichter Wind und mein Trail wurde von Meile zu Meile verwehter. Er war meist in der Nähe des Ufers angelegt, wo der Nordwestwind gut beikommen konnte. Es hieß eben an die Arbeit gehen und Pfad brechen. Ein langsames Vorwärtskriechen auf meinen Schneeschuhen — auf-ab — auf-ab — auf-ab —!

Was war das?! Ein dunkler Schatten huschte quer vor mir über den Fluß. Mechanisch griff ich zur Büchse. — Ach, nur ein Elch! Deutlich hob er sich jetzt von einer drei Meter hohen Schneewehe ab. Ich ließ die Büchse wieder sinken, und das Tier verschwand ebenso plötzlich, wie es gekommen war, in die Tiefen des Waldes.

Meile um Meile ging es langsam — langsam, aber stetig voran. Bald war der Fröchertrail überhaupt nicht mehr zu erkennen, und ich wählte mir nach eigenem Gutdünken einen Pfad. Der Nordwestwind verbreitete eine eisige Kälte. Ich zog die Kapuze meiner Parka fester um den Kopf und senkte das Gesicht auf die Brust herab. Ich wandte mich dem Westufer zu. Die Uferwand war meist kahl und erhob sich durchschnittlich zwei Meter über die Eisfläche. Wenn ich unter der Uferwand marschierte, konnte mich der Eiswind nicht mehr mit seiner ganzen Macht und Wein durchdringenden Wucht treffen.

Die Nordlichter flimmerten am Nordhimmel und tanzten ihren zauberischen Reigen. Kalt blitzte das Licht der Sterne zu mir herab und vermehrte noch das Gefühl meiner Einsamkeit, das Gefühl meiner Schwäche, der Nutzlosigkeit meines Daseins. In der Ferne heulten einige Buschwölfe, doch meist herrschte Totenstille.

Längst waren meine Kommandorufe verstummt. Schweigend wankte ich meinen treuen, stillen Tieren voraus. Sie schienen von dem ungewohnten Gewaltmarsch nicht weniger ermüdet wie ich. Nach links und rechts wandten sie ihre Blicke. Sie suchten nach einer Hütte, wo ich halt machen würde; sie horchten auf den so ersehnten Kaltruf des Tyrannen vor ihnen, aber nichts dergleichen kam.

Leblos und erstarrt lagen die Ufer da. Die Sichel des Mondes stand jetzt blutigrot über der verschwommenen Linie des Horizontes. Langsam wurde sie hellgelb und erstrahlte endlich in silbrig weißer Pracht am Firmament, so ganz passend zu dem übrigen eisigkalten Farbenspiel dieser winterlich öden Natur.

Mehr und mehr war der dünne Buschwald vom Biberufer zurückgetreten. Zu beiden Seiten des einsamen Gewässers dehnten sich nun flache Sumpfwiesen, nur hin und wieder standen einige Weidenbüsche am Uferrand.

Ich war todmüde geworden. Nur mit großer Mühe konnte ich meine Füße so hoch heben, wie das Niederreißen erforderte — diese nie endenwollende Treppe! Oft glaubte ich mich am Ende meiner Kräfte. Ich setzte mich in den Schnee, einen Arm um Mushquaws Hals geschlungen, damit mich das treue Tier wach erhielt. Stets raffte ich mich nach einigen Minuten zu erneutem Marschieren auf — aber nach wenigen hundert Metern wiederholte sich dasselbe Spiel.

Oefters fiel ich in die weichen, weißen Massen, Klitzer und kitzer wurden die überwundenen Strecken, bis ich endlich alle zehn Schritt anhielt und Atem schöpfte. So schlapp wie der Körper wurde nun auch der Geist. Mein Kopf konnte nichts mehr denken wie — schlafen — ruhen — ja, ruhen! Niederlegen — da, dasin! Ach, wie weich, wie wonnig! Gerade wie in einem Bett zu Hause — in der fernen Heimat!

Ich drehte mich um und stieß mit meinem Gesicht in den kalten Schnee. Dies ließ mich aufstehen. Mühsam, mit eisigen Fingern holte ich meinen Deckenballen vom Schlitten und band den Leithund an einem Weidenbusch fest.

Wie schön war es doch unter dem warmen Federbett, das mir die Squaw in Ile à la Crosse zurechtgemacht hatte. Ich versuchte zu schlafen, aber ich konnte nicht. Ich war zu müde! Unruhig wälzte ich mich hin und her. Die Körperwärme ließ den Schnee unter mir tauen, und die Nässe drang durch die Decken. Aber aufstehen —? Nein, nur das nicht — müde — — — ach so müde!

Ich lauschte unwillkürlich in die Nacht hinaus. Ahnte das Unterbewußtsein eine Gefahr? Wolfsgeheul, Uhurufe — Totenstille — und da — hatte da nicht ein Hund gebellt, weit, weit weg? Ach wo! Hunde? Wer sollte denn in solch einer gottverlassenen Wildnis wohnen — niemand, niemand! Ich war allein hier ein dummer Deutscher, gehetzt von einer unseligen Abenteuerlust.

Da, wieder der Schall — Hundegebell — und schon etwas näher. Nein — ich mußte mich wieder getäuscht haben. Scheinbar trug mir der Nordwestwind Laute von irgendeinem versteckt liegenden Trapperlager zu. Dennoch hatte es mir Kraft genug verliehen, daß ich aufstehen konnte und mich ein wenig umsah. Nichts Verdächtiges war zu erkennen. Ich wollte mich erneut niederlegen — aber die Decken waren ja so naß! Dort in nicht allzu großer Ferne, auf der anderen Flußseite trat ein bewaldeter Hügelrücken bis dicht an das Ufer des Biber heran. Ich mußte es erzwingen und die Stelle erreichen — im Wald versteckt ein Feuer anzünden und auf einer herrlichen weichen Matte grüner Tannenzweige ein bequemes Lager herrichten —!

Ich packte flüchtig zusammen und schwang meine sechs Fuß lange Hundetreiberpeitsche — „Mush-mush-mush!" Ich erschrak vor meiner eigenen Stimme, so hohl klang sie, so gespenstisch.

Ich hatte den bewaldeten Hügel erreicht und steuerte einige Meter in das Gebüsch hinein. Bald hielt ich an. Hier konnte ich lagern. Viele Meilen im Umkreis lagen bestimmt keine menschlichen Wohnstätten, wohnten keine dieser feigen halbblütigen Halunken.

Ich saß bei einem angenehme Wärme verbreitenden Feuer und schlürfte heißen Tee aus einem Blechkessel. Meine Hunde lagen zu hageligen Knäueln aufgerollt um mich herum im Schnee. Sie waren ja Zugtiere, keine Wachhunde. Und sie hatten einen harten Marsch hinter sich. Mushquaw jedoch schien keine richtige Ruhe finden zu können. Er stand öfters auf und schnupperte eifrig in die Nachtluft hinaus. Einige Male bellte er laut und wütend. Ich glaubte, er wittere Kojoten, und gebot Ruhe.

Der heiße Tee und die Wärme des Feuers hatten meine Lebensgeister wieder so erweckt, daß ich gar nicht mehr ans Niederlegen dachte. Es war so behaglich, so mollig und so unterhaltend vor dem tanzenden Spiel der Flammen. Unverwandt starrte ich in die Glut, und mein geistiges Auge beobachtete die Bilder, die mir meine Gedanken vorzauberten.

Hinter mir knirschte es dumpf im Schnee, und zur gleichen Zeit fast erschallte ein teuflisches Lachen.

Eduard Wantke

Das unbekannte Kanada

Hier ist noch Raum und Arbeit — Bodenschätze warten auf Erschließung — Weizenbau trotz kalten Klimas

Die Kinder in den Schulen lernen das überall veränderte Gesicht der ganzen Welt kennen, die Erwachsenen hören meist nur Namen oder sehen allenfalls Bilder, sonst aber sind diese fremden Länder ihnen kaum so viel wie ein Begriff. Sie machen sich keine Vorstellung, wie viel reiche Möglichkeiten manches Land der Erde noch bietet, umso wunderbarer, als zum Beispiel in unserm Vaterland eigentlich alles längst ausgenutzt und ausgeschöpft ist. Aber das gibt es noch in der weiten Welt: Boden, der auf einen Menschen wartet, der ihn erschließt, ihn beackert und bebaut und seine Früchte genießt. Zu diesen Ländern der Zukunft gehört ohne Zweifel Kanada, das bisher eine Bevölkerung von zehn Millionen hat, aber sicher mit Leichtigkeit hundert Millionen aufnehmen und ernähren könnte, sobald erst Bahnen und Städte gebaut sind. Hier ist noch Arbeit für den Menschen. Ist das nicht allein schon wie ein Traum? Arbeit, wenn einer arbeiten will?

Es sind bereits in Ausnutzung der natürlichen Wasserkräfte ungeheuere Elektrizitätswerke errichtet worden, in Manitoba allein liefern die Wasserfälle 3 300 000 PS, der Welland-Kanal stellt die andern riesigen Kanalbauten der Welt, den Suezkanal und den Panamakanal in den Schatten, sind doch Jahre zu seiner Erbauung nötig gewesen und hat er an Kosten doch sicherlich 300 Millionen beansprucht. Dieser Welland-Kanal verbindet den Erie See mit dem Ontario See und hat acht Schleusen, darunter die längste, die man überhaupt kennt. Ein Schiff gelangt in acht Stunden von einem See zum andern.

In Winnipeg ist eine großzügige zentrale Dampfheizung angelegt, die alle Häuser in der Stadt von der Zentrale aus mit Wärme beliefert, so wie wir Gas und Elektrizität von den Zentralstationen beziehen. Das bedeutet eine ungeheuere Erleichterung für die Einwohner. Man kann die Heizung nach Belieben an- und abstellen und zahlt nach den verbrauchten Mengen. In Alberta kann man soviel natürliches Gas aus der Erde ziehen, daß jetzt schon Röhren gelegt werden, um nach Montana in den Vereinigten Staaten das dort für industrielle und häusliche Zwecke benötigte Gas zu liefern. Es ist dies die billigste Gasversorgung der Welt. Quebec ist insofern merkwürdig, als man dort überall auf französische Namen stößt, wie auch allerlei französische Sitten dort zu finden sind. Französisch ist auch vor Gericht als Verhandlungssprache zulässig.

Man findet in Kanada große Siedlungen von Letten, Finnen und Litauern, die gute Ernten erzielen und sich sehr wohl fühlen. Die Bodenschätze Kanadas sind unabsehbar. Man hat dort die größten Kohlenlager der Welt, die in tausend Jahren nicht abzubauen sind, Eisenerze werden ebenfalls in reichen Mengen gefunden. Nächst Afrika ist Kanada der größte Goldlieferant der Welt. Die bedeutendste Nickelmine der Erde befindet sich in Ontario, und da Kanada sozusagen das Nickelmonopol der Welt hat, sind die Gewinne aus diesem Metall ganz ungeheuer, da die Industrie in steigendem Maße Nickel benötigt. Den Einwohnern von Kanada fallen auf die merkwürdigste Art große Reichtümer in den Schoß. Da war ein alter Grubenbesitzer, der sich in Britisch Columbia ansiedeln wollte. Seine Tochter jedoch weigerte sich, ihn dorthin zu begleiten, wenn er nicht einen Tennisplatz anlegte. Der Vater erfüllte den Wunsch seiner Tochter und ließ durch Sprengungen einen ebenen Platz schaffen. Dabei wurde eine Silbererz-Ader gefunden, die ihm seitdem jährlich 200 000 Mark einbringt. Ein kanadischer Farmer, der sein Feld pflügte, sprengte einen großen Baum weg und fand unter den Wurzeln goldhaltiges Gestein, worauf er sein Land für eine Viertelmillion verkaufte.

Der größte Teil des Grund und Bodens ist in Kanada noch Staatseigentum, doch der Staat gibt das Land dem Farmer ohne jede Pachtabgabe; ihm liegt natürlich daran, daß das bisher brachliegende Land in fruchtbaren Boden verwandelt wird.

Ausgezeichnet gedeiht der Tabak in Kanada, und in den Weinbergen wächst ein edler Wein. Die kanadischen Aepfel werden durch die ganze Welt gesandt. Das kanadische Weizenland ist für die Weizenversorgung der Erde ein wichtiger Faktor, obwohl es zunächst schwierig schien, überhaupt Weizen zu bauen, da der Boden bis zum März gefroren ist. Man hat sich dort die neuesten Züchtungsmethoden zu eigen gemacht und erntet erstaunliche Mengen, da man vorzugsweise einen Weizen anbaut, der innerhalb neunzig Tagen zur Reife kommt. Es wird aber immer daraufhin gearbeitet, noch schneller reifenden Weizen auf dem Wege der Auslese zu erzielen, da damit die Möglichkeit gegeben wird, ihn auf den Gebieten zu bauen, die noch näher dem Nordpol liegen; das rasche Wachstum erklärt sich daraus, daß in jener arktischen Zone die Sonne fast dauernd am Himmel steht, so daß das Wachstum also während der vierundzwanzig Stunden des Tages fast unausgesetzt vor sich geht.

Ein Land der Wunder ist dieses Kanada, das wirkliche Land der „unbegrenzten Möglichkeiten", und sicherlich wird es in den nächsten hundert Jahren manchem Menschen Erfolg und Wohlstand schenken.

Bertram in Sidney

Wie bekannt, hatten die deutschen Flieger Bertram und Klausmann einen Flug um die Erde versucht, der jedoch an der australischen Küste ein vorzeitiges Ende fand. Die Flieger verirrten sich und mußten Wochen in der australischen Wüste ohne Nahrung und ohne Trinkwasser zubringen, bis sie völlig erschöpft aufgefunden wurden. Das Flugzeug der Flieger wurde dann nach Sidney gebracht. — Unser Bild zeigt die Ankunft des Flugzeuges auf dem Flugplatz von Sidney. Man hatte die Schwimmer des Flugzeuges entfernt und durch ein Fahrgestell ersetzt. Rechts Bertram nach seiner glücklichen Ankunft. Der Pilot befindet sich z. Zt. auf der Heimreise.

Moderner Strafvollzug

Die Zeiten, in denen man den Verbrecher in feuchte, finstere Verliese warf, in denen er bei lebendigem Leibe verfaulte, oder der Schwindsucht und dem Sterbut erlag, sind vorüber. Längst hat sich die Auffassung durchgesetzt, daß die Haftstrafe nicht nur dazu da ist, um den Verbrecher für seine Taten büßen zu lassen, sondern vor allem auch, um ihn zu bessern. Diese Auffassung ist letzten Endes die Schlußfolgerung aus der gewandelten Erkenntnis über den Verbrecher selbst. Man sieht nicht mehr ausschließlich in ihm den Schädling der menschlichen Gesellschaft, der um jeden Preis unschädlich gemacht werden muß, man versucht vielmehr der Triebfeder der Verbrechen nachzugehen und weiß, daß der Verbrecher, bis auf unverbesserliche Ausnahmen, durch eine geeignete Behandlung wieder in die menschliche Gesellschaft eingeordnet werden kann. Der Vergeltungsgedanke im Strafvollzug ist zurückgedrängt worden, da sich erwiesen hat, daß er nicht in der Lage war, das Ansteigen der Rückfall-Kriminalität zu mindern. Heute steht der Erziehungsgedanke im Vordergrund, als Ergebnis einer mehrere Jahrhunderte dauernden Entwicklung.

Deutschland kann den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, in bezug auf den Strafvollzug unter den führenden Ländern der Welt zu marschieren. Es kennt nicht das finstere Zellen-Labyrinth des berüchtigten Singh-Singh, in dem Hunderte von Gefangenen der Schwindsucht erliegen. Unbekannt sind bei uns die Schrecken der Teufelsinsel und die Hölle des Bagno in der französischen Strafkolonie Cayenne. Uns fehlt auch ein Dartmoor wie in England, dessen unmenschliche Zustände immer wieder zu blutigen Gefängnisrevolten führen und wo die Ausbrecher mit Bluthunden im Moor gejagt werden. Schließlich fehlt uns Sibirien, das klassische Deportationsland der Russen oder gar die Solowjetzki-Inseln, diese kalte Hölle im Nördlichen Eismeer. Alle diese unmenschlichen Strafarten sind bei uns glücklicherweise unbekannt. Gewiß: auch in Deutschland entsprechen nicht alle Gefängnisse den Anforderungen des neuzeitlichen Strafvollzugs und der neuzeitlichen Hygiene. Aber es besteht jedenfalls der feste Wille, hier den zumeist mit landwirtschaftlichen Arbeiten Wandel zu schaffen. Wäre die Reform des Gefangenenwesens keine Geldfrage, dann würde es sicherlich keine Klagen über unhaltbare Zustände in deutschen Strafanstalten geben.

Häftlinge beim Eisenbahnbau

Für Preußen ist der Strafvollzug durch die im Jahre 1929 erlassene Verordnung geregelt, die mit ihrer Einteilung der Gefangenenbehandlung in Stufen eine neue Aera im Gefängniswesen geschaffen hat. Der Häftling kommt zunächst in die Eingangsanstalt und wird je nach seiner Führung in die Stufen 1 bis 3 eingeordnet, die ihm fortschreitende Vergünstigungen gewähren. In den oberen Stufen können die Häftlinge Zeitungen aller Art halten. Sie dürfen Zigaretten rauchen, sie halten sich Singvögel und was dergleichen Annehmlichkeiten mehr sind, die ihnen die Zeit der Haft verkürzen. Die letzte Stufe ist zugleich Ausgangsanstalt. Hier können die Gefangenen sogar in Begleitung eines Beamten in Zivil Ausflüge in die nähere Umgebung des Gefängnisses machen, und es wird ihnen auch nach bestimmten Voraussetzungen Urlaub gewährt. Die Hafträume werden tagsüber nicht mehr verschlossen, auch die Fenster sind nicht mehr vergittert. Für Insassen der Ausgangsanstalt ist schließlich eine Art Selbstverwaltung vorgesehen, indem sie einen Obmann wählen, der ihre Wünsche beim Direktor vortragen darf. Dies alles sind Freiheiten, die darauf abzielen, den langjährigen Häftling auf seine baldige Freilassung und seine Wiederkehr in das bürgerliche Leben vorzubereiten. Freilich ist durch eine strenge Hausordnung auch dafür gesorgt, daß die Gefangenen sich stets bewußt bleiben, Insassen einer Strafanstalt zu sein.

Was an dem modernen Strafvollzug weiter auffällt, ist die Erfetzung des nur täglich gewährten Spaziergan ges, der dem Bewegungsbedürfnis des Körpers wenig Rechnung trägt, durch richtige Freiübungen und Geräteturnen. Ganz anders ist auch die Auffassung über die Arbeit, zu der der Gefangene hinzugezogen wird. Noch im Jahre 1879 erklärte der Reichsgerichtsrat Mittelstädt, der Strafgefangene habe harte Sklavenarbeit zu tun. Er solle rücksichtslos und erbarmungslos angetrieben werden, soweit seine Knochen und seine Sehnen es ertrügen, und er solle das als grausame Pein empfinden. Körper und Seele sollten ihn aufstöhnen und zusammenbrechen lassen, und jedermann solle wissen, daß dies die gerechte Ordnung der Welt sei. Solche Aeußerungen sind heute undenkbar. Die Gefangenen werden zumeist mit landwirtschaftlichen Arbeiten beschäftigt, da diese den besten Einfluß auf den Gemütszustand des Häftlings ausüben. Andere sind in den Werkstätten beschäftigt, die den Gefängnissen angegliedert sind, um hier einen Beruf zu erlernen oder ihren alten nicht zu verlernen. Allerdings wird heute die Gefangenenarbeit mehr und mehr eingeschränkt. Man will dadurch verhindern, daß dem freien Handwerker und Arbeiter Konkurrenz bereitet wird. Für seine Arbeit erhält der Gefangene einen kleinen Lohn, von dem die Hälfte einbehalten und auf ein Sparkonto gelegt wird.

Strafanstalten, die diesen modernen Grundsätzen angepaßt sind, gibt es vorerst nur wenig. Der Grund wurde oben angedeutet. Das modernste unter ihnen ist das Zuchthaus in Brandenburg, bei dessen Bau bereits alle Erfahrungen der letzten Jahre berücksichtigt wurden. Schon das Aeußere des Gebäudes ist so gehalten, daß man nicht mehr den Eindruck eines Zuchthauses erhält. Im Innern weicht es von der früheren Bauweise insofern ab, als es nicht mehr nach dem panoptischen Zentralsystem erbaut wurde, bei dem von einem einzigen Mittelpunkt aus alle Gänge und Stockwerke übersehen werden können, sondern so, daß immer nur ein Trakt zentral angeordnet ist, wodurch eine klare Trennung der in den verschiedenen Stufen des Strafvollzuges stehenden Gefangenen ermöglicht wird. Die einzelnen Zellen sind weit geräumiger und wohnlicher, als einst in den alten Gefängnissen. Einzelzellen beispielsweise für Häftlinge, die Tag und Nacht getrennt bleiben, haben einen Luftinhalt von 22 cbm, Schlafzellen, in denen nur nachts Einzelhäftlinge untergebracht werden, einen Luftinhalt von 15 cbm. Es verdient festgehalten zu werden, daß in amerikanischen Gefängnissen die einzelnen Zellen nur halb so groß sind. Weiter gibt es in Brandenburg Gemeinschaftszellen für 4 bis 6 Mann und große Unterkunftsräume für 30 Mann. Die Fenster sind nicht eng und vergittert, sondern groß und hell, und nur durch eine eiserne Verkreuzung gesichert. Besonderer Wert ist auf die Erfüllung aller Anforderungen der Hygiene gelegt. Fließendes Wasser fehlt nirgends. Wasch- und Baderäume sind in jedem Trakt vorhanden und statt der Gefängnisküche werden hygienische Toiletten verwandt. Druckluftanlagen führen frische Luft in die Flure. Lichtsignal- und Alarmanlagen runden das Bild ab.

Blick in eine Gemeinschaftszelle der oberen Stufe

In diesem Gefängnis fehlt weder das Schulzimmer noch die Anstaltskirche. Sie umfaßt eine Tischler-, Schneider- und Schlosserwerkstatt zur Beschäftigung der Gefangenen. Durch alle diese Einrichtungen ist planmäßig dafür Sorge getragen, daß die Vollstreckung der Strafe dem Häftling mehr als Erziehung denn als Strafe erscheint. Die stufenweise gewährten Vergünstigungen tragen ferner dazu bei, Zucht und Ordnung auch unter schwierigsten Verhältnissen zu erleichtern und die Gefangenen zu guter Führung anzuhalten. In steigendem Maße werden dem Gefangenen Verantwortungen eingeräumt, so daß er an der Gestaltung seines Geschicks in der Strafanstalt tätigen Anteil nehmen kann. Letzten Endes soll ja die Gefängnismauer nicht die völlige Trennung von dem Leben, das draußen pulsiert, bedeuten. Ueber kurz oder lang muß der Gefangene doch wieder in dieses Leben zurückkehren und sich in dieses Leben hineinfinden.

Freilich hat es an Angriffen gegen diese humane Handhabung des Strafvollzugs nicht gefehlt. Diese Angriffe gingen soweit, daß behauptet wurde, die modernen Gefängnisse seien keine Strafanstalten mehr, sondern Sanatorien. Letzten Endes läuft hier die Debatte auf dasselbe hinaus wie die Fragestellung über Wert oder Unwert der Todesstrafe. Ein abschließendes Urteil wird sich wohl erst fällen lassen, wenn mit der neuen Art des Straf-Vollzuges längere Erfahrungen gesammelt worden sind.

Gefangene beim Geräteturnen

Blick in ein Frauengefängnis

Mütter dürfen die Kinder bis zum ersten Lebensjahre behalten, in Ausnahmefällen auch noch länger.

Michael Kohlhaas II. bekommt recht und unrecht

Eines Tages erhielt der Generaldirektor der Steuereinnehmereien in Paris von einem seiner Untergebenen, dem Steuereinnehmer Tourenca, die erhaltene Mitteilung: „Ich habe den gesamten Kassenbestand meines Amtes, nämlich 805 000 Franken in bar, und für mehr als vier Millionen Steuermarken unterschlagen. Ich bitte Sie, sofort ein Untersuchungsverfahren gegen mich einzuleiten." Der Generaldirektor raufte sich die Haare. Ach, wenn es sich doch bloß um eine wirkliche Unterschlagung gehandelt hätte! Aber die war dem Doktor der Rechte und Steuereinnehmer Tourenca, der sich bisher einwandfrei geführt hatte, niemals zuzutrauen. Nein, der Herr Generaldirektor ahnte, daß hier andere Dinge im Spiel waren. Er hatte Recht. Denn als er kurz darauf beim Steuereinnehmer erschien, erklärte ihm der kubia: „Die Millionen befinden sich in sicherem Gewahrsam. Ich will eine Untersuchung gegen mich eingeleitet haben, damit ich vor Gericht aller Welt sagen kann, wie es innerhalb der französischen Generalsteuerdirektion aussieht." Und dabei blieb er. Schließlich mußte gegen den Unbotmäßigen das Verfahren eröffnet werden, und Monsieur Tourenca kam ins Untersuchungsgefängnis. Dort saß er nicht weniger als sechzehn Monate lang. Schließlich mußte die Verhandlung anberaumt werden, und dieser Tage stand Michael Kohlhaas II. vor den Geschworenen. Er beherrschte vollkommen die Lage und „packte" aus. Denn heute war ja der große Tag, da die gesamte Oeffentlichkeit hören sollte, wie er behandelt worden war: „Ich hatte eine Steuereinnehmerei dreizehnter Klasse. Ich durfte auf baldige Beförderung hoffen. Doch dann wurde ein Schüsling der Direktion als mein Nachfolger bestimmt, ein ganz junger Mensch, und ich mit meinen 25 Dienstjahren sollte eine Einnehmerstelle zwanzigster Klasse bekommen. Da bestellte ich zwei beeidigte Bücherrevisoren, ließ meine Kasse prüfen, packte das Geld und die Marken in Gegenwart der Herren ein, versiegelte das Paket und brachte es bei einem Freund unter. Das alles habe ich nur getan, damit ich vor aller Oeffentlichkeit die skandalösen Zustände in der Verwaltung beschreiben kann." Der Vorsitzende legte keinen Wert darauf, seine Kollegen von der Steuerdirektion öffentlich blamiert zu sehen. Sie stellte der Gerichtspräsident möglichst rasch die Schuldfrage an die Geschworenen. Und diese fällten ihren Wahrspruch einstimmig: „Nichtschuldig." Monsieur Tourenca hatte

Wiederkunft / Von E. Vorbeck

Nicht eine Reise zum Vergnügen, sondern die Suche nach einer Wohnung führte mich in jene Gegend, die ich als Soldat während der letzten Monate von 1918 kennengelernt. Die Berge waren wie damals schon bis ins Tal herab in frischen Schnee verpackt, damit ihre Schroffen nicht das zarte Blau des Winterhimmels verletzen konnten.

Meine Lage war ungefähr die gleiche. Ich klopfte wieder an viele Türen, um ein Quartier zu finden. Nur handelte es sich dieses Mal nicht mehr um einen Strohsack und eine Wiederdecke, sondern um einige Zimmer, darin wir für immer unseren kleinen Haushalt einrichten könnten. Die geigneten Räume — das war mir von Anfang an klar — waren sehr schwer aufzustöbern. Die Bauern lebten so einfach wie möglich, und die wenigen Landhäuser, die es gab, wurden von ihren Eigentümern benutzt.

Da erinnerte ich mich an meinen ehemaligen Quartierwirt, der mich so herzlich aufgenommen hatte. Der Mann wußte bestimmt einen Rat. Indes war mir sein Name entfallen, und ich besann mich kaum darauf, in welchem Viertel des ohnehin zerstreuten Dorfes er wohnte. Indem verwirrten mein Gedächtnis zahllose Neubauten, die sich in die alten Straßenzüge eingeschoben hatten und ihnen ein anderes Aussehen verliehen. Zu meinem Glück stand der Küster am Eingang zur Kirche. Er mußte doch von den Obliegenheiten seines Amtes her alle Leute genau kennen. Ich brachte ihm mein Anliegen vor und verschwieg, so gut es ging, meinen einstigen Gastgeber zu schildern. Einen Bart aber trugen hier viele Männer, und vertäfelte Stuben mit vier kleinen, hellen Fenstern hatten jedes größere Anwesen. Ich erzählte, daß wir damals Weihnachten gefeiert hätten und daß, statt eines Christbaumes, die Geschichte von der Geburt des Herrn in einer Krippe aufgestellt worden wäre.

Auch damit hatte ich keinen wichtigen Anhalt mitgeteilt; denn dieser Brauch sei bis auf den heutigen Tag in der ganzen Gemeinde verbreitet. Während ich aber davon redete, kehrten die vertrauten Bilder von einst immer deutlicher zurück. Nur die Gesichter, Hände und Füße der biblischen Gestalten waren aus Holz geschnitzt. Den übrigen Körper bedeuten richtige Kleider aus Wolle oder Seide, die nach dem Schnitt längst verschollener Trachten gefertigt waren. Außerdem beschränkte sich die Besetzung nicht allein auf die bekannten Männer und Frauen, sondern es gehörte zu ihnen noch ein gewaltiges Gefolge von allerlei Volk, das um die heiligen Begebenheiten sich rankte und sie so dem täglichen Leben einfügte.

Der Küster nickte zufrieden, nun hatte ich ihn auf die richtige Spur gebracht. Ohne Zweifel meinte ich den Schuster Vogel, der eine besondere Vorliebe für solchen Trödelkram habe. Es wären sogar schon gelehrte Herren aus München bei ihm gewesen, die das Zeug für eine knastische Sammlung kaufen wollten. Er hätte sich jedoch trotz des äußerst hohen Preises geweigert, weil es ein Erbstück sei, an dem sein Herz hänge. Erst mußte ich noch das Vesperläuten abwarten, das nicht versäumt werden durfte, bis wir uns zuzweit auf den Weg ins untere Dorf zu meinem einstigen Quartiergeber machten. Sobald wir in sein Haus eingetreten waren, fand ich mich wieder zurecht. Ein gläserner Abschluß teilte Küche und Werkstatt von den übrigen Räumen ab. Der Klang einer Zugglocke rief den Schuster herbei, der viel jünger und behender war, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Die Jahre hatten ihm weniger mitgespielt als mir.

Er vermutete wohl einen Kunden, den ihm die Freundschaft des Küsters zugeführt habe. In solchen Orten ist gegenseitige Hilfe eine schöne Sitte. Er geleitete uns nach der Wohnstube, die mich genau so warm und rosig umfing wie an jenem Silvesterabend, da ich sie verlassen hatte.

Wir ließen ihn raten, wer ich sei. Er betrachtete mich lange, ohne daß er mich in die große Schar seiner Gäste einreihen konnte. Seit Jahren vermietete er Zimmer an Fremde, und er merkte sich die vielen Gesichter nur sehr schlecht. Nun nannte ich meinen Namen, den er nachdenklich vor sich hinbuchstabierte. Aber auch damit wußte er nichts anzufangen. Endlich verriet ich ihm, daß er mich als Soldat beherbergt habe. Sofort sprang er munter von seinem Sitze auf und eilte davon, um Frau und Kinder zu holen.

Inzwischen sah ich mich genauer in der Stube um, alle bekannten Geräte begrüßend. In der Ecke gewahrte ich den liebevollen Aufbau der Krippe, zu dem Moos, Steine, Tannenäste und Baumrinden verwendet worden waren. An der Wand dahinter prangte ein bemalter Vorhang, auf dem die fromme Stadt Bethlehem gar heimatlich abgebildet war.

Aber wie sehr war ich enttäuscht, daß den Ausblick auf die holzgeschnitzten und reich bekleideten Kunstwerke der Heiligen und Hirten eine plumpe, geschmacklose Figur verdeckte, die ein Störenfried in dieser Umgebung war. Gerade wollte ich dem Küster meine Beobachtung mitteilen, als die ganze Familie des Schusters im Türrahmen erschien. Die Eltern schoben glücklich zwei erwachsene Töchter vor sich her, die trotz ihres Alters sehr schüchtern taten, während ihre kleinere Schwester zwischen ihnen durchschlüpfte und mir ohne Scheu die Hand reichte.

Die Frau begann die Unterhaltung und konnte sich nicht genug über meine Wiederkunft freuen, erst recht, als ich ihr erzählte, daß ich vielleicht für immer hier bleiben würde. Sie hätten alle den jungen Soldaten nicht vergessen, der so gerne bei ihnen gewesen wäre. Nun war es fast an mir, zu erröten. Da erhob sich die älteste Tochter, als ob sie Mitleid mit meiner Verlegenheit hätte, und schritt zur Krippe, wo sie jene bunte Figur, die vorhin mein Mißfallen erregte, nahm und mir unter die Augen hielt.

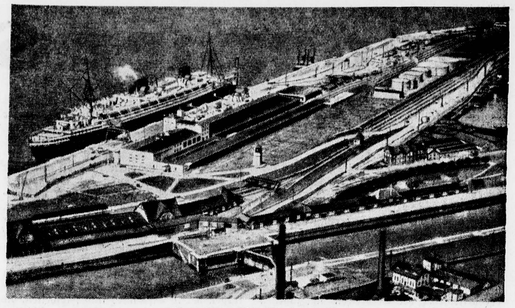
Das Mädchen fragte mich, ob ich der Spen-

Vor einem neuen Stratosphärenflug

Der bekannte belgische Physiker Max Cosyns, der, wie erinnerlich, Piccard auf seinen letzten Stratosphärenflug begleitete, bereitet einen neuen Vorstoß in die höheren Regionen vor, der ebenfalls der Erforschung der kosmischen Strahlen dienen und gleichzeitig den Höhenweltrekord brechen soll. Auf unserem Bilde sieht man ihn (im weißen Kittel) mit dem bekannten belgischen Ballonfahrer de Muyter.

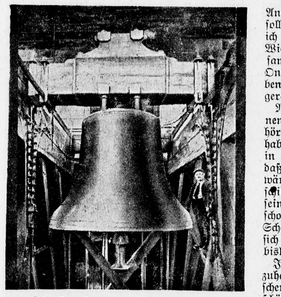
So wird das Olympia-Stadion aussehen

Die Vorarbeiten für die 1936 in Berlin stattfindende Olympiade sind im vollen Gange. Dabei hat sich die Notwendigkeit ergeben, das deutsche Stadion im Grunewald für den geplanten Massenbesuch auszubauen. Der Zuschauerraum soll auf 30 000 Sitz- und über 50 000 Stehplätze gebracht werden. Ferner sollen eine 450-Meter-Laufbahn und ein 50-Meter-Schwimmbecken entstehen. Unser Bild zeigt den Entwurf des mit diesen Arbeiten beauftragten Architekten Werner March, der ein Sohn des Erbauers des Deutschen Stadions ist, und der nunmehr Gelegenheit hat, das Werk seines Vaters fortzuführen.



Europas größte Bunkerstation

Die Deutsch-Amerikanische Petroleumgesellschaft hat auf der Columbuskaje in Bremerhaven eine Großbunkerstation in Betrieb genommen. Die Anlage ist in der Hauptsache für die Versorgung der beiden größten Schnelldampfer des Norddeutschen Lloyd mit flüssigem Brennstoff gedacht und ist mit ihren gewaltigen Ausmaßen — sie bedeckt eine Fläche von 12 000 qm — die größte Tankanlage auf dem europäischen Kontinent. Auf unserem Bilde bunkert die „Bremen" Heizöl.



Die Straßburger Münsterglocke erklingt wieder

Nach zweijährigem Schweigen ist jetzt zum erstenmal wieder die gewaltige Straßburger Münsterglocke zum Erklingen gebracht worden. Bekanntlich war unter ihrem riesigen Gewicht — die Glocke wiegt bei 2,20 m Höhe und 2,22 m Durchmesser nicht weniger als 180 Zentner — der Glockenstuhl defekt geworden. Nach Beendigung der umfangreichen Reparaturarbeiten wird jetzt die Glocke elektrisch geläutet.

Unser Adventskranz

Aus der Briefmappe einer jungen Frau

Liebe Mutter!

Du kannst Dir kaum vorstellen, wie sehr ich mich in den vergangenen trübgrauen Novemberwochen auf die Adventszeit mit ihrem vorweihnachtlichen Geheimnisschimmer gefreut habe. Weißt Du noch, wie Du uns immer am ersten Adventssonntag das Tannenbäumchen mit einem brennenden Lichtchen auf den Frühstückstisch stelltest? An jedem der folgenden Sonntage kam noch ein weiteres Lichtchen hinzu, und wenn dann endlich vier Lichte am Bäumchen brannten, dann war der Heilige Abend dicht vor der Tür, und in die große Freude Deiner Kinder mischte sich ängstliche Beklemmung ob unserer vielleicht nicht fertig werdenden Weihnachtsarbeiten.

Diese Erinnerung ist lieb und schön; doch in den neuen Wohnstil Deiner jungverheirateten Tochter will solch ein Bäumchen nicht recht hineinpassen und — dann gibts da einen schönen blanken Haken an der Wohnzimmerdecke grad' vor dem einen Fenster, wie eigens dazu geschaffen einen Adventskranz daran zu hängen! Und mit diesem Haken, liebste Mutel, beginnt die lustige Geschichte unseres Adventskranzes.

Er ist nicht etwa fertig gekauft mit Eiszapfen aus Spiraldraht, beknallt mit Lametta und glitzernden Schnüren, wie sie reihenweise in den Schaufenstern der Blumenläden hängen, nein, es ist ein dunkelgrüner, duftender Tannenkranz mit vier dicken roten Lichtern und vier glatten Silberbändern, die an ihren Enden in einen Knoten zusammenlaufen. Es gab erst eine große Rechnerei und ein sorgfältiges Ausmessen, denn Peter wollte das wirklich erst mathematisch berechnen nach der Höhe der Zimmerdecke usw. Echt mein Mann, nicht wahr? Endlich waren wir so weit, der Knoten geschlungen, der den Kranz an der Zimmerdecke befestigen sollte. Doch wie hinaufkommen an die 3,50 Meter hohe Decke? „Peter, pumpf Dir mal die Leiter von unserm Nachbarn, ja?" Peter zieht los und kommt betrübt wieder. „Die sind ausgegangen." Doch der Kranz muß hinauf, koste es, was es wolle, das steht für uns beide fest. Wir nehmen einen Küchenstuhl und stellen einen Hocker darauf. Ob das reicht? „Peter, du bist einen Meter achtzig groß, das muß reichen!" Peter steigt hinauf, die Sache ist tipptopp, der Hocker wackelt bedenklich, und Peter faßt, sanft Peter hinauf, die andere halte ich fest, damit er nicht fällt. „Trudel, es fehlen schätzungsweise fünf Zentimeter von meiner Hand bis zur Decke." Was nun? Wir holen ein dickes Kissen. Das geht nicht, es rutscht, es ist lebensgefährlich! Was könnten wir noch nehmen, ein Buch? Ja, haben wir überhaupt einen so großen und dicken Schmöker? Ja richtig, der Atlas. Nun steigt Peter zum dritten Mal hinauf. Auf dem Mittelfinger der rechten Hand den Knoten verschlungener Silberbänder, mit der Linken hält er sich krampfhaft an meiner stützenden Hand „Es fehlt noch ein Zentimeter!" Ich hole den Atlas. Armer Peter, ich hebe so ängstlich, daß du runterfällst." Peter reckt sich so lang er kann. Was wird nun fallen, Peter, Kranz oder Teppichklopfer? Atemlose Stille. Höhepunkt akrobatischer Leistung! Nichts fällt. Vorsichtig löst sich der Ausklopfer vom Haken der Zimmerdecke, der Kranz schwankt über meinem Kopfe. Doch er hängt, hängt ganz richtig; seiner Hilfsfunktion enthoben saust der Ausklopfer zur Erde. Peter reicht mir nun auch seine Rechte. Mit einem Satz ist er unten auf dem Fußboden. Und so stehen wir plötzlich beide Hand in Hand zwischen Küchenstuhl, Schrubber, Besen und Teppichklopfer, aber dennoch nach vieler Mühe unter unserem — wenn auch noch leise schaukelnden — richtig hängenden ersten Adventskranz.

L. R.

Intrigen um Christina

6. Fortsetzung

GESELLSCHAFTSROMAN VON ACEITUNA GRIFFIN

Berechtigte deutsche Bearbeitung von Wilhelm Entz / Copyright 1932 by Literarisches Büro W. Geppert-Pleau, Salzburg 1

Sie blies ihre Kerze aus und wartete, auf die Brüstung der Galerie gelehnt. Da kam ein Mann aus der Bibliothek heraus. Er verriegelte vorsichtig die Tür und steckte den Schlüssel zu sich. Die Kerze, die er trug, gab genügend Licht, um erkennen zu lassen, wer er war. Honoria schlüpfte in ihr Zimmer zurück und schloß geräuschlos die Tür. Sie hatte jetzt Stoff genug, um ihre Gedanken auch ohne die Hilfe eines Buches abzulenken. Natürlich war sie nicht überrascht, als sie am Morgen von dem Verschwinden des Schriftstückes hörte, und sie hätte gewiß ihre Beobachtung mitgeteilt, wenn sie nicht durch ein zufälliges Wort davon abgehalten worden wäre.

„Peinlich für Manuela Crane," bemerkte jemand unverantwortlicherweise.

Wie der Blitz kam die Versuchung über sie. Manuela war in der Bibliothek gewesen. Manuela war mit dem frühen Zug nach London gefahren. Manuela war von unrühiger Herkunft. Niemand konnte je erfahren, daß sie, Honoria, Wilfrid Knox gesehen hatte. In dem tiefen Dunkel konnte nicht einmal er ihre Anwesenheit bemerkt haben. Sie brauchte nur den Mund zu halten. Haß und Eifersucht hatten sie so verblendet, daß ihr der Gedanke an die Bloßstellung ihres Landes durch den Verrat politischer Geheimnisse gar nicht kam. Selbst die volle Tragweite der Folgen für Raimund und Manuela erfaßte sie nicht. Sie dachte, daß der auf Manuela fallende Verdacht gerade hinreichen werde, eine gehörige Dosis Wermut in den Freudenbecher der beiden zu träufeln. Die Fragen des Detektivs beantwortete sie wahrheitsgemäß, nur verschwieg sie, was sie in der Nacht beobachtet hatte. Dann sah sie nicht ohne Bangen das Unwetter heraufziehen. Die Dinge waren weiter getrieben, als sie gedacht und gewollt hatte. Doch es war zu spät, sie konnte die Wahrheit nicht mehr sagen, ohne sich selbst bloßzustellen.

Und dann fühlte sie sich von der Wollust der Grausamkeit gepackt. Sie frohlockte über den wachsenden Verdacht und tat ihr Möglichstes, ihn zu fördern. Erst die Nachricht von Manuelas Selbstmord riß sie aus ihrem Rachetaumel. Das kam ihr furchtbar unerwartet, und da sie wußte, daß Manuela schuldlos war, konnte sie die Tat kaum begreifen. Mit Manuelas Temperament hatte sie eben nicht gerechnet.

Unmittelbar nach der Tragödie ging sie Raimund aus dem Wege. Dann schrieb sie ihm, ob er sie sehen wolle. Seine brüske Ablehnung machte es ihr klar, daß Manuela ihm von ihrer letzten Begegnung mit ihr gesagt hatte. Er verließ England, und Honoria ging auf Reisen.

Es war inmitten der versunkenen Herrlichkeit von Theben und Luxor, wo Honoria das Gleichgewicht ihrer Seele wiederfand und den Neuaufbau ihres Lebens beschloß. Sie war jung und stark, und hatte noch menschlicher Voraussicht ein langes Leben vor sich. Ihr Liebesglück hatte sie verspielt — aber es gab noch andere Dinge. Keine Reue konnte das Geschehene ungeschehen machen oder Manuela ins Leben zurückrufen. Honorias Glaube war nicht groß. Reue und Buße hatten für sie keine Bedeutung. Wohl war ihr einen Augenblick der Gedanke gekommen, sich selbst zu opfern und Manuelas Andenken reinzuwaschen; aber sie hatte das sofort als überspannt abgewiesen. Jetzt beschloß sie, Herberts treue Hingebung zu belohnen, und einige Monate nach ihrer Rückkehr nach England reichte sie ihm die Hand. Als etwa ein Jahr nachher Wilfrid Knox verhaftet wurde und durch sein Geständnis das Andenken Manuelas reinwusch, da beglückwünschte sie sich selbst zu ihrem vernünftigen Schweigen. Knox hatte, wie sie richtig vermutete, keine Ahnung davon gehabt, daß er gesehen worden war, und somit war ihr Geheimnis für ewige Zeiten begraben.

In dem Maße, als ihr häuslicher Wirkungskreis wuchs, gelang es Honoria, die Vergangenheit zu vergessen. Raimund war aus ihrem Leben gestrichen, und sie wünschte ihn nicht zurück. Sie war froh, daß er im Ausland lebte, und sie erkundigte sich nie nach ihm. Später hatte sie ohne Rührung seinen Namen in den Verlustlisten gelesen. Unter der Oberfläche ihres Bewußtseins aber war das Grauen von jenen Ereignissen einer längst vergangenen Zeit doch noch lebendig, und das unvermutete Auftauchen jener Erscheinung im Mondlicht hatte sie tief erschüttert. Auch jetzt noch, wo sie schon wußte, daß kein Gespenst sie erschreckt hatte, war sie kaum weniger beruhigt. Was konnte nur Pearl vermocht haben, sich mit dem Fremden abzufinden? Sie, die Gleichgültige, die allzeit Korrekte! Was für unheimliche Seelenkräfte waren hier am Werk? Welch niederträchtige Tücke des Zufalls hatte die beiden zusammengeführt? Honoria stützte ihre schmerzende Stirn in die Hände und ließ die widerwilligen Tränen rinnen.

Elftes Kapitel.

Raimund.

„Ich kann mir nicht vorstellen, welcher Teufel in dich gefahren ist", herrschte Lady Morland ihre Tochter an.

Sie nahm das Frühstück in ihrem Zimmer im Bett, den Rücken durch Kissen gestützt, das Gesicht noch bloß und abgespannt, sonst aber bereits wieder von ihrem gewohnten Tatendrang erfüllt. Pearl stand am Fußende des Bettes und gab keine Antwort. „Ich habe in dir immer ein Muster von Vernunft gesehen, und dann gehst du hin und verschwindest mit einem Unbekannten, unmittelbar nach deiner Verlobung, und bleibst den ganzen Abend unsichtbar. Mir fehlen die Worte! Ich glaube, du bist nicht einmal zum Souper hervorgekommen, oder ja?" — „Nein", sagte Pearl.

„Begreift du denn nicht, was das für einen Eindruck machen mußte?" trumpfte Honoria erbittert auf. „Die Herzogin fragte den ganzen Abend nach dir, sie wollte dich durchaus kennen lernen. Lady Adelaides beste Freundin noch dazu! Natürlich sagte ich ihr, du seiest beim Tanz, aber Mrs. Le Privat, der boshafte Drache, mischte sich mit der Bemerkung ein, sie habe dich seit dem fünften Tanz im Ballsaal nicht mehr gesehen. Stell dir meine Unruhe vor! Aber daß es so arg war, hätte ich mir nicht träumen lassen."

„Ich kann darin nicht so Arges sehen", sagte Pearl, die, obwohl schlechten Gewissens, eine Aufrechnung verfuchte. „Es war vielleicht unpassend, aber . . ."

„Unpassend! Ein junges Mädchen darf nichts Unpassendes tun. Dazu hat man euch erzogen! Wenn nur Lady Adelaide nichts davon erfährt."

„Und wenn sie's erfährt?" fragte Pearl in plötzlich erwachendem Trotz. „Ich heirate nicht Lady Adelaide."

„Keine junge Frau kann sichs leisten, vom Anbeginn schon mit den Verwandten ihres Mannes in Zwist zu leben. Reibungen kommen vor und sind unvermeidlich, aber wehe, wenn eine junge Frau den weiblichen Verwandten ihres Mannes berechtigten Anlaß zu Kritik bietet."

Pearl verstummte. Sie war nicht im Zweifel über das Ungeheuerliche des Geschehenen. Jetzt, im kalten Licht des Tages, staunte sie nicht weniger über sich selbst, als ihre Mutter; hätte sie alles gewußt, sie hätte staunen können. „Und das ist noch nicht alles," fuhr Lady Morland fort. „Dieser junge Mann, mit dem du dich da eingelassen hast, ist der allerletzte, mit dem es hätte geschehen dürfen."

„Warum?"

„Ich kann dir das nicht alles so erzählen. Sein Vater war Diplomat und hatte das Unglück, eine Affäre zu verschleppen, mit einer Art Abenteurerin, die beschuldigt wurde, ein amtliches Schriftstück gestohlen zu haben.

Es stellte sich zwar später heraus, daß sie unschuldig war," fügte Lady Morland behutsam hinzu, „aber sie war eine exaltierte Person und beging Selbstmord. Eine peinliche Geschichte, an die niemand zu rühren wünscht."

„Wenn sie schuldlos war . . ." begann Pearl.

Lady Morland unterbrach sie mit ungeduldig erhobener Hand.

„Als heute nacht Lord Crane so plötzlich vor mir auftauchte, meinte ich, seinen Vater zu sehen. Niemand wird mich für eine Schwärmerin halten, aber du hast gesehen, wie es mich gepackt hat. Ich bitte dich nun, tu mir den Gefallen und meide diesen Lord Crane, falls der Zufall dir ihn wieder einmal in den Weg führt. Du bist die erklärte Braut eines anderen, und diese flüchtige Begegnung kann für dich nichts bedeuten . . ."

Sie war ganz bloß geworden, und Pearl fühlte tiefe Zerknirschung.

Jetzt glaubte Lady Morland, genug gesagt zu haben und schickte Pearl um Philippa. Diese kam voller Sorge um die Gesundheit ihrer Mutter und wollte durchaus nach dem Arzt telephonieren. Das lehnte Lady Morland ab. Sie sagte ungeduldig, sie fühle sich bereits genügend erholt und müsse gleich nach dem Lunch mit Pearl nach House fahren. Nur um eine Viertelstunde Gehör bitte sie Philippa, wenn sie so viel Zeit für sie erübrigen könne, denn sie bedürfe ihrer Hilfe. Dann vertraute sie ihrer Tochter die nächtlichen Geschehnisse an und hob besonders Pearls beispiellos Betragen hervor, das aus den außerordentlichen Eindruck schließen ließ, den Raimund Crane auf sie gemacht haben mußte. Es war das erste Mal, daß Lady Morland ihre Tochter ins Vertrauen zog, und diese sah darin ein Zeichen, daß der Vorfall ihrer Mutter gewaltig nahegeht. Zum erstenmal auch fühlte sie sich mit ihrer Mutter eines Sinnes. Philippa war in Sorge gewesen, ob nicht Pearl wider Willen durch die Ehrfurcht vor ihrer Mutter in die Ehe mit Lord Comberton gedrängt würde. Daher hatte sie sie gleich bei ihrer Ankunft zu einer langen Aussprache unter vier Augen bestellt gewonnen und gewarnt. Doch war sie zu dem Schluß gekommen, daß alles vortrefflich stand. Philippa kannte Lord Comberton gut, war mit ihm sogar befreundet, und er war ihr als Schwager außerordentlich willkommen. Nun war Pearl ja nicht gerade verliebt in Comberton, legte aber eine stille Sympathie für ihn an den Tag, und Philippa, die die Ausgeglichenheit ihrer Schwester mit ihrer eigenen Heftigkeit in Liebe und Haß verglich, sagte sich, daß sie, wenn auch leidenschaftlichen Empfindungen nicht zugänglich, ihrem Manne doch eine glückliche und liebevolle Gattin sein werde. Angesichts dieser Tatsache freute sich Philippa über die gute Partie ihrer Schwester und gab der Verlobung ihren uneingeschränkten Beifall.

Den Vorkommnissen der letzten Nacht legte sie nicht so viel Bedeutung bei, wie Lady Morland; aber sie war ebenfalls der Meinung, daß es für Pearl nichts Schlimmeres geben könnte, als ein, wenn auch noch so schattenhaftes Intermezzo mit einem halb ausländischen Abenteurer. Aber die ganze Sache war unerquicklich und überhaupt ganz unmöglich.

„Ich habe wohl bemerkt, daß er von ihr gleich ganz hingerissen war," sagte sie.

„Gut, aber sein anhaltendes Interesse, nachdem er erfahren hatte, daß sie verlobt ist."

Philippa dachte nach. „Vielleicht hat er das gar nicht erfahren."

Lady Morland fuhr auf. „Das glaubst du doch nicht im Ernst! Sie wird es ihm doch gesagt haben!" — „Hoffen wir," sagte Philippa. „Jedenfalls stimme ich dir darin vollkommen bei, daß die beiden nie wieder zusammenkommen dürfen."

„Eben deshalb will ich gleich nach dem Lunch mit ihr abreisen. Falls er dann, wenn wir fort sind, kommt — und er wird kommen — wirst du ihn abfertigen."

„Gewiß, Mama," versprach Philippa.

Pearl war recht kleinlaut, als sie gegen halb zwei Uhr mit ihren Eltern in das Auto stieg. Und kurz nach vier Uhr wurde Philippa, so wie Lady Morland es vorausgesagt hatte, in das Empfangszimmer gerufen, wo Lord Crane erwartungsvoll saß.

Während sie einander zur Begrüßung die Hände reichten, beobachtete ihn Philippa mit viel größerer Aufmerksamkeit, als am Abend zuvor. Er war, sagte sie sich, für einen Mann beinahe zu hübsch. Sie zog einen anderen Typus vor. Was für ein Unglück für Pearl, sollte sie für diesen jungen Menschen ähnliche Gefühle hegen! Sie sah die Gefahr, sagte sich aber, daß sie noch abzuwenden war. Schließlich, was konnte diese eine Begegnung viel Schaden angerichtet haben? Zumal bei einem Mädchen von Pearls Art. Bei ihm mochte das anders sein, fremdes Blut ist unberechenbar. Aber Philippas Aufgabe war es nicht, sich um die Herzensnöte Lord Cranes zu sorgen.

Er erklärte, er sei gekommen, sich nach Lady Morlands Befinden zu erkundigen. Er war untersichtlich, Anstoß erregt zu haben, obwohl er nicht wußte, wodurch.

Philippa hatte seinen suchenden Blick bei ihrem Eintreten wohl bemerkt, und auch jetzt ließ er wiederholt seine Augen zum Fenster hinaus über die Terrasse und den Rasenplatz schweifen, als erwarte er, Pearl kommen zu sehen.

„Meine Mutter ist bereits wieder wohlauf, ich danke der Nachfrage," sagte Philippa. „Sie ist mit meiner Schwester bereits nach Hause gefahren."

Er machte ein so langes Gesicht, daß es beinahe drollig anzusehen war. Er war durchsichtig wie ein kleiner Junge.

„Ich dachte, vielleicht . . ."

„Kläger wäre es gewesen, wenn Mama noch eine Nacht hier geblieben wäre," fuhr Philippa fort. „Aber meine Schwester erwartet heute oder morgen die Ankunft ihres Verlobten, und da hatte sie es natürlich eilig."

Sie lächelte voll Verständnis für die Empfindungen einer Braut; dabei beobachtete sie ihn scharf, um zu erkennen, ob sie mit ihrem Verdacht recht habe. Sein bestürztes Gesicht sagte ihr alles.

„Ihres Verlobten?" Raimunds Stimme klang heiser. „Ihre Schwester, die ich gestern abend hier gesehen habe? Sie ist verlobt?" — Es war höchste Zeit, hier einzugreifen. — „Jawohl, mit Lord Comberton," sagte Philippa aufklatt. „Hat Ihnen Pearl nichts davon gesagt? Die Verlobung wurde erst vor wenigen Tagen bekanntgegeben, und wir haben sehr bedauert, daß Lord Comberton gestern nicht hier sein konnte. Er ist ein

Marktkirche in Quedlinburg

Das Hauptmann-Haus als Heimatmuseum

Das Gerhart-Hauptmann-Haus in Mittel-Schreiberhau, in dem der berühmte Dichter längere Zeit gelebt hat, ist von dem jetzigen Besitzer der Gemeinde angeboten worden. Es besteht die Absicht, das Haus anzukaufen und es dann als Heimatmuseum einzurichten.

Wiens Wahrzeichen jubiliert

Der Turm des bekannten Stephansdoms in Wien, dieses Wahrzeichen der Donaustadt, besteht in diesem Jahre ein halbes Jahrtausend. Der Dom selbst ist freilich erheblich älter. Im Jahre 1147 wurde er erstmalig von dem Passauer Bischof geweiht. Damals stand er außerhalb der Wiener Stadtmauer und war in romanischem Stil gehalten. 1285 brannte er ab und im gleichen Jahre wurde unter dem Protektorat des Böhmenkönigs Ottokar mit dem Neubau begonnen. Erst viele Jahre später (1359) wurde unter Rudolf IV. der Grundstein zu dem Turm gelegt, der in der Hauptsache von den Baumeistern Pexter und Prachatitz erbaut wurde. 1432 war das Werk vollendet. Der Turm ist 136 Meter hoch. In seinem Glockenstuhl birgt er die berühmte Riesenglocke, die aus erbeuteten türkischen Kanonen gegossen wurde. Ihre Schwingungen waren jedoch für den hohen Turm zu stark, daher wird sie jetzt nur noch bei außergewöhnlichen Anlässen geläutet.

reizender Mensch, wir sind alle entzückt von ihm."

Das Schweigen, das nun folgte, fing an, peinlich zu werden, als Raimund Crane begann:

„Verzeihen Sie, ich lebe im Ausland und kenne die englischen Bräuche so wenig — pflegt denn eine Braut hier keinen Verlobungsring zu tragen? Ihre Schwester trug gestern keinen."

Philippa lächelte.

„Sie haben vollkommen recht. Man trägt in England noch Verlobungsringe. Doch mit dem der Comertons hat es eine eigene Bewandtnis. Dieser Ring ist nämlich ein Talismann von unerschätzlichem Wert und muß jedesmal erst aus dem Bankfache der Familie geholt werden, wenn der Majoratsherr des Hauses sich verlobt. Jede angehende Lady Comberton trägt den Ring während ihrer Brautzeit. Dann verschwindet das Kleinod wieder im Familienschrein. Geht es verloren, droht dem Hause der Combertons Unheil. Ich hoffe, Pearl wird darauf gut achtgeben," schloß sie schalkhaft.

Raimund erhob sich und stammelte ein paar Worte des Abschiedes.

„Sie leben im Ausland?" fragte Philippa. „Werden Sie sich noch lange hier aufhalten?"

„Noch etwa eine Woche, dann kehre ich zurück nach Paris."

„Ah, Sie Glücklicher!" sagte Philippa begeistert. „Wie ich Sie beneide! Ich schwärme für Paris."

Du wirst uns nicht mehr beunruhigen, dachte sie, als sie ihn vom Salonfenster aus die Auffahrt hinabschreiten sah. Die Kunde von Pearls Verlobung hatte den jungen Mann offenbar aus allen Himmeln gerissen. Aber was mußte in dieser einen Nacht sich nicht alles zugetragen haben!

Wenige Tage später gab Jasper Lumley im Hotel Ritz ein Frühstück zu Ehren der Verlobten. Die Morlands hatten ihr Londoner Haus bezogen, und der glückliche Bräutigam hatte bei seiner Rückkehr aus Norfolk bei ihnen gepreßt und Pearl bei dieser Gelegenheit den Verlobungsring überreicht. Der Ring — ein großer, sehr eigenartig gefaßter Rubin — bildete bei dem Frühstück den Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Besonders Jasper Lumley geriet in Verzückung bei seinem Anblick, zur großen Genugtuung der Lady Adelaide, die sich dadurch in ihrem Familienstolz geschmeichelt fühlte.

Es war die gesamte Verwandtschaft beider Familien erschienen, und die Stimmung war ausgezeichnet, denn beide Familien waren mit dieser Verbindung sehr zufrieden. Namentlich die Combertons atmeten auf, nach all den Aengsten, die sie wegen einer neuen Theaterverlobung ausgestanden hatten. Nur zwei der Anwesenden waren schweigsam: die unbedeutende Christina und die Hauptperson des Festes, die auserwählte Braut.

Denn für die Braut hatte es in der Halle des Hotels eine sehr peinliche Begegnung gegeben. Lady Morland war im Gespräch mit einer alten Tante vorausgegangen, als Pearl ihren Weg plötzlich durch einen jungen Mann verstellt fand. Es war ihr Partner von neulich abends.

„Ich möchte Ihnen meine Glückwünsche aussprechen, Miß Morland," sagte er. „Ich hätte es schon neulich abends getan, wenn ich eine Ahnung gehabt hätte, daß Sie verlobt sind. Sie müssen also auch mein Benehmen entschuldigen. Es muß Ihnen viel Spaß gemacht haben."

Eine schroffe Rede, und mit einer Schroffheit vorgetragen, die in den Kreisen, in denen Pearl sich bewegte, nicht üblich war. Die künftige Lady Comberton war aufgestanden, dem zu begegnen. Sie sah völlig hilflos aus. Raimund bemerkte den Ausdruck in ihren Augen, konnte ihn aber nicht richtig deuten und trat näher an sie heran. „Lieben Sie ihn?" fragte er mit beinahe wilder Ungeduld. Doch schon hatte Lady Morland, die sich nach ihrer Tochter umsah, Gefahr gewittert. Im Nu war sie zur Stelle.

„Ah, Lord Crane! Was für ein Zufall!" lächelte sie verbindlich. „Leider können wir Sie nur ganz kurz begrüßen. Man wartet auf uns. Mein Onkel gibt ein großes Familienfrühstück aus Anlaß der Verlobung meiner Tochter. Komm, liebes Kind."

Sie nickte lächelnd mit dem Kopf und entzog Pearl seinen Blicken. Im Stillen dankte sie dem Himmel, daß sie im richtigen Augenblick zur Stelle gewesen war. Pearl sah bloß aus, was aber ihre Schönheit nur erhöhte, und es war erfreulich, wie die Mitglieder der Familie Comberton, die sie noch nicht kannten, bei ihrem Anblick ganz hingerissen waren. Ein wenig ernst kam sie allen vor, aber das schrieb man ihrer Schüchternheit zu, und die älteren Herrschaften fanden das für ein junges Mädchen überaus wohlanständig. Nur Cornelia ließ sich nicht täuschen. Sie hatte sich, als man im Salon beim Kaffee war, mit ihrer Mokkatasse neben Christina gesetzt. Man betrachtete und erklärte eben den Brautring.

„Wundervoll, nicht wahr?" sagte Christina. „Onkel Jasper kann sich gar nicht davon trennen." Sie deutete nach Mr. Lumley, der den Ring schon zum zweitenmal einer eingehenden Prüfung unterzog.

„Alle sind entzückt, nur nicht die, die ihn tragen soll," bemerkte Cornelia. „Sieh dir sie nur an! Da könnte einem die Geduld reißen. Sie sollte Gott danken, daß dieser reizende Mensch sie auserwählt hat. Statt dessen macht sie ein trauriges Gesicht."

„Sie schien aber doch anfangs so zufrieden, gleich nach der Verlobung. Glaubst du denn, daß sie nicht glücklich ist?" fragte Christina verwirrt.

„Weiß Gott! Ich werde mir darüber den Kopf nicht zerbrechen. Ich glaube, sie gehört zu denen, die da meinen, die Welt sei nicht gut genug für sie. Wie töricht! Nicht einen Funken wirklicher Intelligenz besitzt sie, nichts als ihre Schönheit. Ich wollte, ich hätte nur halb ihr Glück gehabt."

Ueberrascht durch diese Heftigkeit, ergriff Christina die Verteidigung ihrer Freundin.

„Du bist ungerecht, Tante," sagte sie mit Wärme. „Sie ist gewiß kein unzufriedenes Geschöpf. Ihre Mutter hat sie vielleicht zu sehr von der Welt abgeschlossen. Sie ist noch unerweckt, wie Dornröschen."

„Bei ihr ist nichts da zum Erwecken," erwiderte Cornelia verächtlich. „Sie ist eine Wachspuppe. Ich bin ihr gewiß nicht mißgünstig, aber ich möchte sie wenigstens dankbar sehen für die Gaben, die die Natur ihr in den Schoß geworfen hat."

Damit erhob sie sich und ging hinüber zu den Verwandten des Bräutigams, während Christina sehr bestürzt zurückblieb und darüber nachsann, inwieweit Tante Cornelia recht haben mochte. Pearl war nach der Verlobung anscheinend glücklich und zufrieden gewesen, und Christina war zu demselben Schluß gekommen, wie Philippa. Von den Vorkommnissen auf dem Ball, zu dem man sie nicht mitgenommen hatte, wußte sie nichts. Jetzt beobachtete sie Pearl mit Besorgnis. Sie schien ruhig und gelassen wie immer und antwortete freundlich auf die Beglückwünschungen, die man von allen Seiten an sie richtete. Der Gedanke, daß sie vielleicht nicht glücklich sei, schmerzte Christina. Dann, mit einem Gefühl des Wehs im Herzen, glitten ihre Blicke hinüber zu Biddles, und plötzlich wußte sie, daß ihr an Pearls Glück nichts lag im Vergleich zu dem seinen. Wenn Biddles wirklich einen Fehlgriff getan, wenn er und Pearl einander nichts zu geben hatten, dann konnte man allerdings von einer Tragödie sprechen, denn sein Leben würde dann leer und nichtig sein, und das mochte Christina nicht ausdenken. Honoria nahm indessen Mr. Lumley beiseite und berichtete ihm von der Begegnung mit dem jungen Raimund Crane in der Halle des Hotels. „Es wäre mir angenehm, zu erfahren, wann er abreist," sagte sie. „Der junge Mann beginnt unangenehm zu werden. Er hat sich offenbar in Pearl vergafft und Pearl fühlt sich beunruhigt durch ihn."

Jasper sah etwas spöttisch drein.

„Na, erlaube," sagte er. „Pearl wird sich doch über ihre Gefühle im klaren sein. Sonst wüßte ich nicht, wozu ich euch heute hier bewirtet habe."

„Natürlich ist sie sich das, aber dieser Mensch hat eben auf sie einen beunruhigenden Einfluß. Onkel Jasper, wir können Verwicklungen jetzt nicht brauchen, am allerwenigsten mit Raimund Cranes Sohn. Darin wirst du mir beistimmen."

„Sicherlich, meine Liebe," entgegnete Jasper, plötzlich ernst geworden, denn die Erregung in Honorias Stimme machte Eindruck auf ihn. „Verzeih meinen Scherz. Ich will gleich nachher den Hoteldirektor, mit dem ich seit Jahren gut bekannt bin, fragen und werde dir noch heute abend telephonisch Bescheid sagen."

Als die Morlands durch die Halle dem Hotelausgang zuschritten, war von Raimund dort nichts mehr zu sehen. Am Nachmittag, als Lady Honoria in ihrem Wohnzimmer den Tee nahm, schrillte die Telephonklingel.

Es war Onkel Jaspers Stimme. „Unser junger Freund ist soeben abgereist," sagte er. „Ich sah ihn mitsamt seinem Gepäck in einem Taxi davonfahren."

„Tausend Dank, lieber Onkel, du hast mir einen Stein vom Herzen genommen," rief Honoria in den Apparat.

Zwölftes Kapitel

Sir Herbert macht Sorgen

„Christina," sagte Philippa Harris noch unter der Tür. „Ich möchte gerne mit Papa unter vier Augen sprechen. Wo sind die anderen?"

Es war in der Woche nach Weihnachten, und Christina, im Begriff auszugehen, war eben daran, ihren Arbeitstisch aufzuräumen. Sie blickte überrascht auf, als Philippa das Bücherzimmer betrat. Sie trug Motordreß, denn sie war im offenen Wagen herübergefahren und hatte selbst chauffiert. Ihr sonnenbraunes Gesichtchen sah abgespannt und nervös aus.

„Es sind alle fort und vor Abend werden sie nicht zurückkommen," antwortete Christina. „Nur Onkel Herbert ist in seinem Arbeitszimmer. Ich glaube, er fühlt sich nicht ganz wohl."

„Ich werde zu ihm gehen," sagte Philippa, und sie war schon an der Tür, als ein plötzliches Verlangen, sich dieser bescheidenen Vertrauten anzuvertrauen, sie veranlaßte, umzukehren.

„Weißt du, daß ich jetzt bei euch bleiben werde?" sagte sie.

„Tatsächlich? Deine Mutter hat mir nichts davon gesagt."

„Sie weiß es noch nicht. Glaubst du, werde ich ihr willkommen sein?" Philippa brachte die letzten Worte etwas zaghaft heraus.

„Was für eine Frage!" rief Christina.

Philippa lachte hart.

„Du bist eine Optimistin," sagte sie. „Ich will nicht bloß über das Wochenende zu euch kommen. Mein Mann — er hat mich geärgert."

Christina war sprachlos. Sie wußte über Philippas eheliche Verhältnisse nichts. Philippas Gatten hatte sie zum erstenmal am Weihnachtstage gesehen, als er mit Philippa bei seinen Schwiegereltern speiste. Es war ihr an ihm nichts aufgefallen, als sein freundliches Wesen und seine rührende Aufmerksamkeit gegen Philippa. Instinktmäßig nahm sie für ihn Partei. Frauen, die ihren Männern davonlaufen, waren ihr bisher nur in Romanen begegnet. Sie war empört.

„Ich rate dir, verschone deinen Vater heute mit diesen Dingen. Er fühlt sich nicht wohl. Ich wollte mittags um den Arzt telephonieren, aber er ließ mich nicht."

Wo es sich um ihren Vater handelte, traten für Philippa alle anderen Sorgen und Gedanken in den Hintergrund. Sie sprang auf.

„Er ist doch nicht ernstlich krank?" Mit raschen Schritten durchquerte sie den Raum und öffnete leise die Tür zu dem Arbeitszimmer ihres Vaters.

Sir Herbert saß in eine Decke gehüllt am Kaminfeuer. Das Buch war ihm von den Knien geglitten, er hatte offenbar keine Lust zum Lesen. Sein hageres, fiebergerötetes Gesicht und sein fliegender Atem erschreckten Philippa. Aber er lächelte glücklich, als er sah, wer da kam.

„Mein Liebling, wie schön, daß du da bist."

„Ich bleibe ein paar Tage bei dir, Papa. Darf ich?" Sie nahm seine heißen Hände in die ihren. „Du siehst nicht wohl aus, Papa. Wäre es nicht besser, du legtest dich zu Bett?"

„Ich glaube beinahe, du hast recht. Christina wollte schon vorhin Doktor Hollis anrufen, aber ich ließ sie nicht."

Philippa konnte, wo sie eine Notwendigkeit sah, sehr tatkräftig sein. Sie klingelte dem Hausbeflissenen, ließ um den Arzt telephonieren und brachte ihren Vater zu Bett. Honoria kam gerade zurecht, um den einigermaßen beunruhigenden Befund des Arztes zu vernehmen. Sir Herbert hatte eine schwere Grippe, mit Gefahr einer Lungenentzündung. Man telephonierte sofort nach einer Pflegerin, und die Anordnungen für das Krankenzimmer hielten das ganze Haus so in Atem, daß es eine Weile dauerte, ehe Honoria fragen konnte, warum denn ihre Tochter so unerwartet und mit Gepäck gekommen war.

Philippa versuchte, obwohl innerlich vor ihrer Mutter zitternd, einen leichten Ton anzuschlagen.

„Ich bin meinem Mann durchgegangen," sagte sie. „Wir haben uns gestritten."

„Du hast doch deinem Vater nichts davon gesagt?" fragte Lady Morland erschreckt.

„Was denkst du! Nur Christina hab' ich es gesagt. Sie hat mir auch schon die Bücher gelesen." Philippa lachte schrill und gezwungen. Sie erwartete einen Sturm und rüstete sich zum Widerstand. Doch der Sturm blieb aus. Lady Morland, die durchaus nicht so überrascht war, beschloß diplomatisch vorzugehen.

„Ich habe wohl befürchtet, daß es dir nicht immer leicht fallen wird, mit Montague auszukommen," sagte sie teilnahmsvoll. „Geschäftsleute sind zu Hause oft mürrisch. Doch dergleichen Sachen gehen vorüber."

Durch diese unerwartet günstige Aufnahme ihrer Mitteilungen aus dem Konzept gebracht, begann Philippa zu stammeln:

„Nein, Mama . . . ich glaube, ich werde überhaupt nicht mehr zu ihm zurückkehren."

„Das wirst du dir nach überlegen, mein Kind. Es war klug von dir, daß du zu uns gekommen bist. Hier kannst du in aller Ruhe abwarten, wie die Dinge sich entwickeln. Du wirst nicht vergessen, daß Montague auch seine guten Seiten hat. Er liebt dich aufrichtig, und sein Reichtum im Verein mit deinen gesellschaftlichen Talenten sichern dir einen hervorragenden Platz in der Gesellschaft. Es wäre schade, das ohne Ueberlegung wegzuwerfen. Aber denken wir heute nicht mehr daran. Nimm dir Zeit, dich zu beruhigen."

Damit wandte sie ihre Aufmerksamkeit wieder den Anordnungen zu, die der Krankheitsfall erheischte. Sie fragte Philippa um Rat wegen der Arbeitsstunden und der Beköstigung der Pflegeschwester, und bestimmte die Reihenfolge der Nachtwachen bei dem Kranken. Und Philippa, deren Sorge um ihren Vater beständig zunahm, war sehr einverstanden, die Erörterung ihrer Beschwerden gegen Montague zu verschieben.

In Wirklichkeit jedoch war Lady Morlands Ansicht über Philippa und deren Angelegenheiten ganz anders: sie war nicht wenig beunruhigt und erbost. Aber sie ging aus Telephon, ließ sich mit Sir Montague verbinden und sprach dringlichst auf ihn ein. Sie benachrichtigte ihn von der Erkrankung seines Schwiegervaters: es wäre für sie eine große Erleichterung, wenn Philippa auf ein paar Tage dableiben könnte. Sie hätte von dem kleinen Zerwürfnis gehört und hoffe, daß Philippa seine Geduld nicht auf eine allzu harte Probe gestellt habe. Jedenfalls bitte sie ihn, die Sache nicht tragisch zu nehmen. Philippa bekäme leider mitunter den Rappel. Er solle es gewähren lassen, es werde bald alles wieder vorbeigehen. Sir Montague schien merklich begütigt durch ihren Zuspruch, sie jedoch läutete mit dem Gedanken ab, daß ihr dieser Schwiegersohn genau so auf die Nerven gehe, wie ihre Tochter.

In den nun folgenden Wochen machte Sir Herbert Morland seinen Leuten Sorge. Denn er war ernstlich krank. Und zum erstenmal entdeckte Honoria, was Herbert für sie bedeutete. Sie hatte seine unwandelbare Hingebung stets als eine Selbstverständlichkeit hingenommen. (Fortsetzung folgt.)

Das Experiment eines jungen Regisseurs

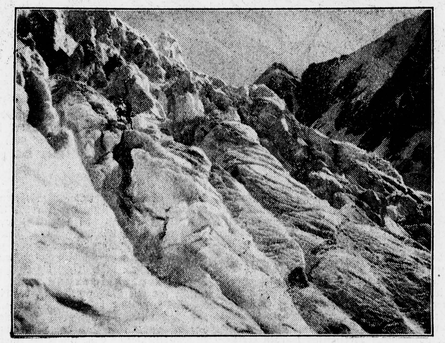
Schweizer Bauern vor der Filmkamera

Ein Film aus der Alpenwelt / Bauern spielen unter Führung ihres Ortsgeistlichen mit

Die Besetzungsliste des Films „Der goldene Gletscher" weist eigenartige Namen auf: mit Ausnahme von zwei Darstellern sind sie bisher gänzlich unbekannt. Neue Schauspieler? Nein: vielmehr Bauern und der Ortsgeistliche aus dem Lötschental in der Schweiz

Anton Kutter
der Regisseur des „Goldenen Gletschers"

Nach vor zwanzig Jahren verirrte sich in diese Gegend des Schweizer Kantons Wallis selten ein Fremder. Erst seitdem eine Kleinbahn das Tal mit der Außenwelt verbindet, kommen ab und zu Besucher dorthin. Nur die wenigsten haben seinen Namen gehört; kaum, daß sich jemand auf die Berge wagt: es ist beinahe noch unerschlossenes Touristengebiet. Als jetzt in das Lötschental eine Filmexpedition ausgerüstet wurde, da wandten sich die Ortsbewohner von ihrer sonstigen Tätigkeit ab und hatten auf einmal anderes zu tun: ihr Leben zu spielen, es darzustellen für einen Film. Anton Kutter, ein fast unbekannter Name unter den Filmregisseuren, wollte ein Experiment machen: er verlegte die Handlung des Drehbuchs in das Lötschental und suchte sich fast seine sämtlichen Darsteller unter den Einheimischen aus. Allein, trotz seiner Bitten wollten die Lötschentaler nicht mitmachen: erst als es ihnen gleichsam „gepredigt" wurde, waren sie plötzlich mit Feuer und Flamme bei der Sache: angefangen vom Geistlichen bis zu den Jüngsten. Selbst der Präsident des Orts, Eligius Rieder — wie sagen bescheidener nur ‚Gemeindevorsteher' — ließ es sich nicht nehmen, die Rolle des Ortsoberhauptes, also sich selbst darzustellen. Sogar der Ortsgeistliche, Pfarrer Josfen, mischte sich unter die Schar der Spieler. Er hatte es selbstverständlich nicht getan, wenn ihm nicht ausdrücklich sein Vorgesetzter, der Bischof von Sitten, die Genehmigung dazu erteilt hätte. Pfarrer Josfen war nicht nur ein pflichteifriger Darsteller — er scheute nicht einmal die Reise nach München, um bei einigen Aufnahmen im Emelka-Atelier Geiselgasteig dabei zu sein —, sondern er war auch derjenige, der die Bewohner des Lötschentales immer wieder durch sein Beispiel anspornte.



Blick auf den Anenglетscher
Foto aus dem Film „Der goldene Gletscher (Regie: Anton Kutter)

Sie hatten noch nie vor der Filmkamera gestanden: der Stephan Bloetzer und seine Schwester Franziska, Maria Murmann, Eligius Rieder, Pfarrer Josfen und die andern alle.

Stephan Bloetzer gab die „Hauptrolle", den Bauern Josap. Ein prachtvoller Naturbursch, wie seine Vorfahren echter Lötschentaler, selbstverständlich ein gewandter Bergsteiger und außerordentlich erfahren im Begehen der ungeheuren Gletscher. Unbefangen und ungekünstelt benahm er sich vor der Kamera. Er bewegte sich natürlich wie immer, ohne Rücksicht darauf, daß sein Bild vom Objektiv festgehalten wurde. Er zeigte sich für alles Neue und besonders für die Möglichkeiten der Filmkunst begeistert.

Franziska Bloetzer: im Leben seine Schwester, im Film seine Frau. Ernst und schlicht ihre Ausdrucksweise — sie war die denkbar beste Vertreterin der Lötschentalerinnen, die nur Treue, Pflichterfüllung, Gottesfurcht und Zurückgezogenheit kennen. Beinahe rührend mutet ihre Bescheidenheit an.

Eine andere Lötschentalerin, im Film Johanna geheißen, ist Maria Murmann, eine der reizvollsten Frauen aus der ganzen Gegend.

Außer Gustav Diehl, dem einzigen Berufsschauspieler unter den Bauern, war noch ein anderer „Fremder" da: Beny Führer. Nicht wie die übrigen Walliser, sondern ein Arofer; in Sportkreisen nennt man ihn „die Schwarze Rakete". Er ist nicht nur ein gesuchter Bergführer, er gilt auch als ausgezeichneter Skiläufer und -springer; kein Berg ist ihm zu hoch, kein Gletscher zu gefährlich. Er ist neben Diehl der einzige in diesem Film, der kein Neuling mehr vor der Filmkamera war: Dr. Fanck hat ihn schon als Zwanzigjährigen in der „Weißen Hölle von Piz Palü" und später in seinen anderen Filmen beschäftigt.

Die Besetzung des „Goldenen Gletscher" soll einmal mehr den Beweis erbringen, daß Urwüchsigkeit und Naturverbundenheit am schönsten da zum Ausdruck kommen, wo die Darsteller Rollen verkörpern können, die ihrem Wesen am nächsten liegen. Dann wird man auch etwas von dem Hauch der reinen Berg- und Gletscherwelt spüren, der dort, im Tale der Lonza, über den Matten des Lötschentals weht.

Inz.

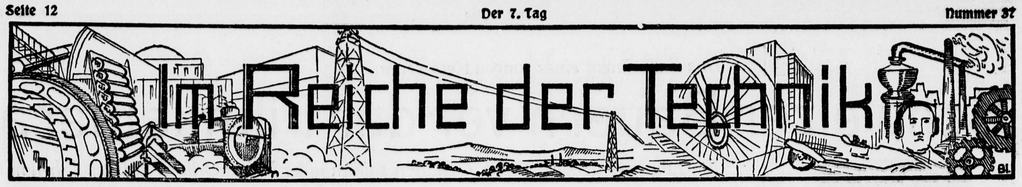
Foto: Bayer. Film-Ges., München

Eligius Rieder
der Gemeindevorsteher aus dem Lötschental, spielt in dem Film „Der goldene Gletscher" (Regie: Anton Kutter) die Rolle des Gemeindevorstehers

Der bekannte Skifahrer Beny Führer
spielt eine Hauptrolle in dem Film „Der goldene Gletscher" (Regie: Anton Kutter)

Maria Murmann
eine Lötschentaler Bäuerin, wirkt in dem Film „Der goldene Gletscher" (Regie: Anton Kutter) mit

Stephan Bloetzer
ein Lötschentaler Bauer, in dem Film „Der goldene Gletscher" (Regie: Anton Kutter)



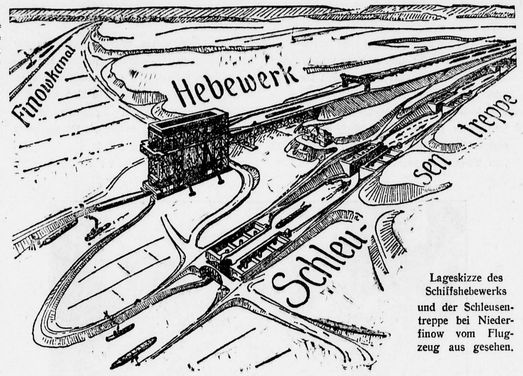
4200 to—36 m hoch

Niederfinows großes Schiffshebewerk

Warum das Hebewerk nötig war

Durch die stille Mark Brandenburg bei Niederfinow dröhnen ununterbrochen die Niethämmer, werden auf Schiffen und Schienen riesige Eisenträger, Maschinen und Baumaterial herbeigebracht, und hunderte von Männern regen sich unermüdlich in schwerer Arbeit. Zum siebten Male läßt der Herbst die märkischen Wälder im Goldkleid erstrahlen seit an dieser Stelle mit einem Werk, einzig in seiner Art, begonnen wurde. Das größte Schiffshebewerk der Welt geht seiner Vollendung entgegen.

Immer wieder hört man fragen: Wozu nur solch ein Schiffsfahrstuhl in der „ebenen" Mark? Fährt man aber einmal durch diese Gegend, so ergibt sich die Antwort von selbst. Von Stettin landeinwärts erstreckt sich in großer Breite ein sogenanntes Urstromtal. Die ungeheuren Gleischer der jüngsten Eiszeit formten diese Landschaft. Bei Niederfinow türmen sich die Endmoränen. Hier hebt sich plötzlich die Gegend um 36 Meter und läuft in dieser Höhe weiter. Der Großschiffahrtsweg Berlin — Stettin (Hohenzollernkanal) muß diesen Landstrich durchschneiden. Der betreffende Höhenunterschied wurde bisher durch vier Schleusenkammern von je 9 Meter Gefälle überwunden. Da aber der ständig wachsende Verkehr hierdurch stark gebremst wird — ein Schiff braucht zum Durchschleusen zwei Stunden — außerdem sich an den Schleusen erhebliche Bauschäden bemerkbar machten, entschloß man sich zum Bau dieses Riesenwerkes.



Lageskizze des Schiffshebewerks und der Schleusentreppe bei Niederfinow vom Flugzeug aus gesehen.

Seit 1904 . . .

Die ersten Entwürfe stammen aus dem Jahre 1904. Seit dieser Zeit arbeiten an diesem Riesenprojekt die fähigsten Köpfe Deutschlands. Galt es doch, den größten „Fahrstuhl" der Welt zu bauen. Manch schwieriges Problem mußte gelöst werden, ehe man mit dem Bau beginnen konnte; denn es lagen noch nirgends Erfahrungen über den Betrieb solcher Mammutmaschinen vor. Rastlos wurde gearbeitet; Modelle wurden gebaut; in Laboratorien und Versuchsstationen standen Gelehrte und Ingenieure, um ihre Konstruktionen zu erproben. Patente wurden in großer Zahl angemeldet. Endlich, im Jahre 1925, wurde mit den Gründungsarbeiten begonnen.

Auf dem Bauplatz

Nach siebenjähriger Arbeit ragt heute das fertige schlanke Stahlwerk majestätisch über die Mark empor. Weithin sichtbar steht es als ein Denkmal deutscher Ingenieurkunst da, fertiggestellt in ähnlicher, ungebrochener Schaffenskraft. Noch wird das mächtige Bauwerk umrahmt von einem gewaltigen Portalkran. Stolz steht er über dem eisernen Giganten und schaut sinnend zurück in die Zeit, in der er mit eisernen Krallen Stück für Stück erfaßte und kunstgerecht aufeinandersetzte, bis sich dieses Wunderwerk formte. Noch laufen seine „Krähen" geschäftig hin und her, um mit ihren langen dünnen Spinnenfingern die letzten Baustücke heraufzuheben. Nicht lange mehr, und dieser treue, nie versagende Helfer der schwachen Menschenkraft im Kampfe gegen die Erdenschwere wird abgerissen. Er wird sein mit viel Sorgfalt aufgetürmtes Werk sich selbst überlassen, denn dieses soll ja noch schwerere Lasten heben, als der alte Kran jemals zu buchten vermochte. In schwindelnder Höhe arbeiten unerschrockene Männer, in Wind und Wetter erprobt. Der Platz um das Hebewerk gleicht einem Bahnhof, auf dem die Wagen rangieren, um ihre Ladung an der richtigen Stelle abzugeben. Werkstätten wurden errichtet, in denen die letzten Paßarbeiten vorgenommen werden. Ingenieure und Bauführer kontrollieren und nivellieren, Richtmeister geben Kommandos, und die Arbeiter, alles Fachleute von Rang, bedienen Hilfsmaschinen. Vor dem Werke liegt ein Schwimmbagger und gräbt emsig am letzten Durchstich. Ein heraequickendes Bild fleißiger Arbeit — eine Oase in der Wüste der Arbeitslosigkeit.

Tönende Fundamente

Manch interessantes Problem fand beim Bau dieses einzigartigen Werkes eine geniale Lösung. Am schwierigsten gestalteten sich die Fundamentierungsarbeiten, weil der Baugrund denkbar ungünstig war. 21 Meter tief in die Erde reichen die Betonfundamente, um den Druck der Stahlmassen aufzunehmen. Diese gewaltigen Blöcke, so groß wie mehrstöckige Wohnhäuser, wurden im Druckluftverfahren mit Hilfe von Senkkästen nach unten gebracht, weil das Grundwasser sehr hoch steht und beim Bauen im Wege ist. Unter den Fundamenten sind Bodendruckdosen eingebaut, die jederzeit eine Kontrolle des Bodendruckes ermöglichen und bei Fehlern oder Ueberlastungen sichtbare und hörbare Signale geben. Man wird von Ehrfurcht ergriffen, wenn man sieht, wie der stählerne Koloß sein Gewicht wie auf einer Waage anzeigt und gegebenen Falles warnend oder hilferufend seine Signale ertönen läßt. Auch die Aufgabe der Katastrophensicherung wurde restlos gelöst: der mit Wasser gefüllte Trog, in dem die Schiffe gehoben und gesenkt werden, ist an 256 Seilen mit Gegengewichten befestigt, um wie bei einem Fahrstuhl den Massenausgleich zu bewerkstelligen. Eine sinnreiche Anordnung von Fahrstockleitern, Drehriegeln und Mutterbackensäulen lassen den Trog im Gefahrenfalle in jeder beliebigen Stellung absolut festsitzen. Eine ganze Reihe von Neukonstruktionen die bisher noch nirgends zu finden waren, mußte noch erwähnt werden, sind aber am leichtesten verständlich durch ein Studium an Ort und Stelle. D.

Zahlen

Es ist heute nicht leicht, mit technischen Zahlen zu imponieren, weil wir überfüttert sind mit Rekordziffern technischer Höchstleistungen. Dennoch erscheint es notwendig, einige Daten zu nennen. Das Schiffshebewerk, das eine Länge von 120 Metern und eine Höhe von 60 Metern hat, umfaßt drei große Hauptteile: das Hebegerüst, den Trog und eine Kanalbrücke, die den Anschluß an den 36 Meter höher liegenden Kanal vermittelt.

Der Trog ist ein in sich geschlossener, brückenartiger Stahlbau von rund 88 Meter Länge und 16 Meter Breite. Seine Wassertiefe beträgt 2,50 Meter. Das entspricht einer Wasserlast von 3600 Tonnen. Die Stahlbauteile und die auf dem Trog in Häuschen stehenden Antriebsmaschinen wiegen weitere 1000 Tonnen, so daß mit ihm eine Last von rund 4200 Tonnen (= 84 000 Zentner) insgesamt zu heben ist. Dieses Gewicht entspricht einer Ladung von sieben Güterzügen mit je 40 Wagen von 15 000 Kilogramm Tragfähigkeit. Der Trog ist an 256 Drahtseilen aufgehängt, 128 auf jeder Seite. Die Seile sind an den Quergurten der beiden Hauptträger des Troges befestigt und laufen über Seilscheiben, die oben auf dem Hebewerksgerüst in zwei langen Reihen nebeneinander stehen. Am anderen Ende der Seile hängen Gegengewichte, deren Gesamtgewicht genau der Troglast entspricht. Solch ein Seil kann 150 Tonnen tragen, ehe es reißt, alle 256 Seile zusammen können 38 400 Tonnen oder 750 000 Zentner heben und senken. Der Trog wird mit einer Geschwindigkeit von 12 Zentimetern in der Sekunde bewegt, in fünf Minuten werden also die 86 Meter Höhenunterschied zurückgelegt.

Aufgehängt ist der Trog im eigentlichen Hebewerksgerüst, das ebenfalls ganz aus Stahl errichtet ist. Das Hebewerksgerüst hat eine Länge von 112 Metern und eine Höhe von 60 Metern. Den Anschluß zwischen Trog und oberem Kanal vermittelt eine 156 Meter lange Kanalbrücke, die ausreichen würde, Ströme wie Oder oder Elbe zu überqueren. Diese Kanalbrücke ist gleichfalls aus Stahl. Vor der Ein- und Ausfahrt zum Hebewerk sind Vorhäfen angebracht, die eine Breite von 66 Metern aufweisen. Die Durchfahrt durch das Hebewerk einschließlich Ein- und Ausfahren der Schiffe, das eine eigene elektrische Lokomotive besorgt, dauert etwa 20 Minuten gegenüber zwei Stunden auf der Schleusentreppe bei nebeneinander offenen Türen. Damit ist das Hebewerk imstande, unter Berücksichtigung der zurzeit vorhandenen Schiffsgrößen und der nicht zu umgehenden Verkehrsschwankungen und Schiffahrtspausen einen Kahnraum von 10 Millionen Tonnen im Jahr zu bewältigen. Zum Vergleich des Schiffshebewerks sind nur zwei Mann erforderlich.

Wenn man bedenkt, daß seit dem Jahre 1925, in der Zeit der siebenjährigen Bauperiode, rund 1 500 000 Kubikmeter Boden bewegt, über 70 000 Kubikmeter Ton hergestellt, davon allein mehr als die Hälfte für den Hebewerksgrundbahn, und beinahe 20 000 Tonnen Stahl verbraucht wurden, dann kann man sich einen Begriff machen, wie umfangreich die Bauaufgaben waren, die bewältigt werden mußten, um das Riesenwerk, dessen Kosten auf rund 27 Millionen Mark veranschlagt sind, aufzubauen.

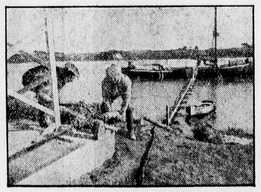
Das Schiffshebewerk Niederfinow ist der Schlußstein eines alten Kulturwerkes, das schon Friedrich der Große begonnen hat. Es bedeutet die Krönung des Wasserverbindungsweges Berlin—Ostsee. Noch ist das Werk nicht seiner Bestimmung übergeben, und schon plant man den Bau von zwei weiteren Hebewerken bei Magdeburg. Die Konstruktionspläne hierfür — das eine Werk soll 1000-Tonnen-Schiffe 15 Meter hoch heben — liegen fix und fertig beim Neubauamt Magdeburg.

Kabel im Alsensund

Eine neue 60000-Volt-Leitung für die Insel Alsen

Die Hochspannungsleitungen, die als Straßen der Energie die Länder durchqueren, finden ihren Weg versperrt, wo das Land zu Ende ist: am Meer. Zwar überbrückt man heute breite Ströme und Meerengen mit ihnen, doch wird eine solche Stromkreuzung meist ziemlich teuer, weil sie hohe Maste und allerlei Sicherungsmaßnahmen gegen die Gefährdung des auf dem Wasser sich abspielenden Verkehrs durch etwa reißende Seile erfordern. Weitaus betriebssicherer ist in solchen Fällen das Kabel. Als vor kurzem das Elektrizitätswerk Apenrade (Dänemark) sich genötigt sah, die Stromversorgung der Insel Alsen, die von ihm bestritten wird, auf eine breitere Basis zu stellen und die beiden, seit 10 Jahren der Versorgung der Insel dienenden 15 000-Volt-Kabel durch eine weitere Stromzufuhr zu ergänzen, entschloß man sich zur Verlegung eines dritten Kabels und verband diese Maßnahme mit einer Erhöhung der Spannung auf 60 000 Volt.

Dieses dritte Kabel, das vor kurzem durch den Alsensund verlegt wurde, ist für eine Betriebsspannung von 60 000 Volt bemessen. Es durchquert den Sund nördlich der nach Sonderburg führenden Brücke und verbindet die auf dem Festland wie auf der Insel vorhandenen Freileitungen miteinander. Die Anschlüsse an diese Freileitungen sind an den Ufermasten hergestellt, an denen diese Leitungen enden,



Ein 60 000-Volt-Drehstromkabel, das der Stromversorgung der Insel Alsen dienen soll, wird durch den Sund verlegt.

sie bestehen aus sogenannten Freileitungsverschlüssen.

Das Kabel selbst ist ein Drehstromkabel, das in der Form eines Dreimantelkabels ausgeführt ist. Bei dieser Ausführungsform liegen die mit ölgetränktem Papier isolierten Kupferleiter nicht in einem gemeinsamen Bleimantel, sondern jede Ader ist für sich mit Blei umpreßt. Die drei Einzeladern sind dann miteinander verseilt und mit Jute, Bandeisen und runden Stahldrähten umwickelt, so daß sie durch ihre Panzerung gegen Beschädigung durch Schiffsanker und dergl. geschützt sind. Das Kabel hat recht ansehnliche Abmessungen. sein Außendurchmesser beträgt 13 Zentimeter ein Stück Kabel von einem Meter Länge wiegt einen Zentner.

Das Kabel wurde vom Kabelwerk Oberspree, der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft in Berlin, in dem es hergestellt wurde, unmittelbar in das zu seiner Verlegung bestimmte Motorschiff verladen, indem man es auf Rollen durch den Fabrikhof unmittelbar auf die Trommel leitete, die den Mittelraum des Schiffes vollständig ausfüllte. Für den Bahntransport wäre diese Trommel viel zu groß gewesen, auch hätte sie nur bis Flensburg transportiert werden können, da in Sonderburg kein Kran von genügender Tragfähigkeit zur Verfügung steht. Auf dem Motorschiff wurde das Kabel dann über die Oder und die Ostsee zum Alsensund transportiert, um unmittelbar vom Schiff aus verlegt zu werden.

Bei gewöhnlichen Seekabelverlegungen läßt man das Kabel über das Heck des Schiffes ins Wasser gleiten. Da das Schiff aber in Meerengen leicht von der Strömung abgetrieben wird, weil es ja der Strömung seine Breitseite zukehrt, ging man hier anders vor. Man ließ das Kabel seitlich über eine Bordwand ins Wasser laufen während das Schiff auer zur Verlegungsrichtung über den Sund gezogen wurde. Das Schiff konnte dabei mit seiner Schraube gegen die Strömung arbeiten und dadurch die Verlegungsrichtung genau einhalten.

Da das Motorschiff wegen der flachen Ufer nicht dicht bis ans Land heranfahren konnte und die beiden Kabelenden auch nicht auf Booten oder schwimmenden Tonnen ans Land herangeführt werden konnten, mußte man von beiden Ufern aus feste Stege ins Wasser bauen. Auf diesen Stegen wurden dann die Kabelenden mit einer Winde auf Rollen ans Land herangezogen. Man entfernte dann die Stege und grub das Kabel bei niedrigem Wasserstand in der Nähe der Ufer ein. Das gewaltige Gewicht des Kabels erschwerte die Landungsarbeiten außerordentlich. Gleichwohl konnten sie, durch gutes Wetter begünstigt an einem einzigen Tage bewerkstelligt werden.

Die Erfindung der Puppen

Die Erfindung der Puppen, des lieblichen Kinderspiels, stammt aus der Zeit des blutigen römischen Kaisers Nero. Wer hätte das gedacht? Es war eine Epoche des verschwenderischen Luxus. Petronius war der tonangebende Schiedsrichter der männlichen Eleganz, und Poppäa, die Kaiserin, strebte darnach, der Weiblichkeit als Vorbild des guten Geschmacks zu dienen.

Poppäa Sabina wußte, wie schwer sie die Würde der Kaiserin erkämpft hatte. Sie heiratete zuerst den Rufus Crispinus, dann den Kaiser Otto. Den Kaiser Nero stachelte sie dazu an, seine Gemahlin Octavia zu verstoßen, nebenbei auch seine eigene Mutter Agrippina zu töten, und ward im Jahre 62 die Gemahlin des grausamen Nero. Diesen Rang zu wahren und sich die Gunst des Kaisers zu erhalten, verwendete Poppäa den halben Tag auf ihre Toiletten, badete jeden Morgen in der Milch von 500 Eselinnen, die ihr auf allen Reisen folgten, und kleidete sich mit unerhörtem Luxus. Dabei gab sie sich eine so steife und gezierte Haltung, daß sie den Spott der Römerinnen herausforderte und den Spaßmachern ihrer Zeit den Gedanken eingab, sie in Karikaturen zu verhöhnen.

So entstanden kleine weibliche Statuetten mit den Zügen der Kaiserin Poppäa und ebenso steif; sie wurden mit Stoffen umhüllt, die die Tracht der Kaiserin nachahmten, und deshalb nannte man diese Statuetten Poppäen.

Es waren die ersten Puppen. Und der Ursprung des Wortes hat sich so erhalten, daß am Rhein, wo damals jahrhundertelang die Römer hausten, die kleinen Kinder noch heute im Ortsdialekt „Poppen", wenn nicht „Bobbe" sagen in Nachahmung der römischen Kinder aus dem 1. Jahrhundert nach Christus, die

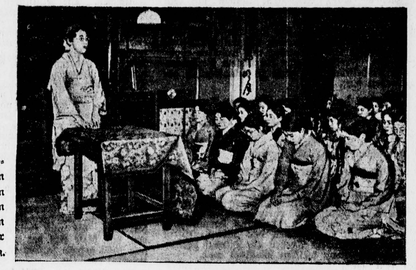
Käthe-Kruses-Puppen im Weihnachts-Schaufenster

fortfuhren, mit den „Poppäen" zu spielen, als die Kaiserin Poppäa, deren Glanzzeit nur drei Jahre dauerte, längst von ihrem Gemahl durch einen Fußtritt vom Leben zum Tode befördert worden war.

Im damaligen Rom ward es übrigens bald zum Brauch, daß die Mädchen, sobald sie erwachsen waren, ihre Poppäen mit dem übrigen Spielzeug in den Venustempeln aufhängten. Starb ein Mädchen im Kindesalter, so wurde ihre Puppe mit ins Grab gelegt. Natürlich waren die ersten Puppen aus Ton, und ihre kleinen Besitzerinnen ahnten nicht, daß dermaleinst die Puppen ihre Glieder verrenken und sprechen könnten. Aber die kleinen Römerinnen haben sich vermutlich mit ihren primitiven Puppen ebensogut vergnügt wie die anspruchsvollen Kinder des 20. Jahrhunderts.

Die Puppenindustrie stand bei uns in Deutschland von jeher in hoher Blüte. und auch heute noch werden vor Weihnachten gewaltige Mengen Puppen ins Ausland verkauft, namentlich nach den Vereinigten Staaten. Besonders geschätzt sind die (allerdings nicht billigen) Charakterpuppen nach Modellen von Käthe Kruse.

Eine Schule für Bräute



In Japan ist es üblich, die jungen Mädchen an einem Kursus teilnehmen zu lassen, auf dem sie die Pflichten der Hausfrau erlernen.

Die Früh-zu-Bett-Bewegung in England

Einführung in Deutschland dringend erwünscht

Der Deutsche, wenigstens soweit er in den Großstädten lebt, geht im allgemeinen nicht gerne früh zu Bett. Unser ganzes bürgerliches Leben ist so eingerichtet, daß auch ein wirksames Früh-zu-Bett-gehen an den Werktagen nur für verhältnismäßig wenig Menschen in Frage kommen kann, die völlig Herr über ihre Zeit sind. Unter ähnlichen Erscheinungen litt auch das Leben in den englischen Großstädten, in denen sich nun im Laufe der letzten Jahre die sogen. Früh-zu-Bett-Bewegung zahlreiche und begeisterte Anhänger erworben hat. Ausgehend von der vom ärztlichen Standpunkt durchaus richtigen Ueberlegung, daß ein Volk nur dann gesunden kann, wenn seine Glieder die nötige Zeit zum Schlafen haben, wurde in den englischen Städten ein ganz systematischer Werbefeldzug eröffnet, der die gesundheitlichen Vorteile des Früh-ins-Bett-Gehens in Bild und Schrift darzustellen versuchte. Dazu kam die mündliche Aufklärung, denn in fast allen größeren Städten wurden durch Aerzte und Sozialbeamte Vortragsreihen, oft unter Heranziehung von Lichtbildern und Kinovorführungen, abgehalten, die den Besuchern klar zu machen suchten, welche Schädigungen des körperlichen Wohlbefindens durch das späte Schlafengehen ausgelöst werden. Selbstverständlich wurde auch auf die volkswirtschaftliche Bedeutung eines ausreichenden Schlafes hingewiesen, man zeigte den englischen Volk, daß ein gesunder, gut ausgeschlafener Mensch viel mehr zu leisten vermag, wie ein anderer, der glaubt mit wenigen Stunden Schlaf auskommen zu können und der vielleicht seine Nächte in irgendwelchen rauchigen Vergnügungslokalen, Wirtschaften usw. verbringt. Die Argumente verstand der Engländer sofort. Er ließ sich überzeugen und so nahm die Früh-zu-Bett-Bewegung rasch große Ausdehnung an. Unter der Wucht der öffentlichen Meinung mußten sich die Theater entschließen, früher mit den Vorstellungen zu beginnen, überhaupt entwickelte sich im ganzen gesellschaftlichen Leben Englands, das meist viel stärker betont ist, wie bei uns, eine Umwandlung, viele Veranstaltungen wurden auf den Nachmittag verlegt und man konnte bald feststellen, daß sie dann ebenso publikumswirksam waren, wie am Abend.

Angesichts der guten Erfolge, die man mit dieser Reformbewegung des Schlafes in England festgestellt hat, könnte es nichts schaden, wenn auch bei uns in Deutschland ganz allgemein früher ins Bett gegangen würde. Schon die Schulkinder werden bei uns meist zu spät ins Bett gebracht. Wenn man sagt, ein Kind braucht zehn Stunden Schlaf und ein Erwachsener muß mit sieben bis acht Stunden auskommen, so kann diese Behauptung nur bedingt als richtig anerkannt werden. Solche gesundheitlichen Fragen lassen sich eben nicht generell entscheiden, es kommt da immer auf den einzelnen Menschen an, auf seinen Körperbau, sein Nervensystem, seinen Ernährungszustand usw. Es gibt große, kräftige Männer, denen sechs Stunden Schlaf mehr Erquickung bringen, wie anderen, die nach zehnstündigem Schlaf noch immer müde sind. Ungweifelhaft richtig ist an sich die Tatsache, daß auch das lange Schlafen anerzogen werden kann, genau wie das zu viel Essen. Da hat dann der alte Volksaberglaube, daß man vom Schlafen erst recht müde wird, eine gewisse Berechtigung. Wann aber ist nun das richtige Schlafquantum erreicht? Wenn der Mensch den Tag über seiner Arbeit nachgehen kann, ohne in den eingelegten Ruhepausen schläfrig zu werden. Das Schlafbedürfnis soll sich im allgemeinen beim gesunden Menschen erst gegen Abend einstellen, nicht schon unter Tage. Deshalb müßte auch das Mittagsschläfchen in den jüngeren und mittleren Lebensaltern überflüssig sein, älteren Leuten gestattet man es gerne, da das Schlafbedürfnis beim Menschen jenseits des 50. Lebensjahres zunimmt. Auch Kinder bis zum vollendeten 5. Lebensjahr sollten jeden Mittag eine oder zwei Stunden fest schlafen, selbst dem Schulkind wird ein Mittagsschlaf nur von Nutzen sein. Vielleicht findet sich nun auch bei uns ein organisatorisch begabter Mann, der die Früh-zu-Bett-Bewegung in die Wege leitet, wenn nicht, können wir sie auch ohne ihn ins Leben rufen, sobald wir von den schlechten Gewohnheiten des Daheimseins-Nichtgehens lassen.

Dr. med. F. Moser

Die neuesten Modelle in Handtaschen und Mänteln

Einige Taschen und ein Paar Handschuhe für den Weihnachtstisch

In diesem Jahre gebührt dem Mantel im Modebild eine bevorzugte Stellung. Er hat viel, viel Qualitäten in diesem Winter, sowohl was Pelze betrifft, als in bezug auf Schnitt und Knopfgarnituren. Man sieht oft Mäntel, die ganze oder halbe Aermel aus Pelz, kleine Achselklappen, Pelzkragen und breite Pelzaufschläge hat. Der Gürtel ist fast vollkommen verschwunden. Sämtliche Farben, vom Weinrot bis zum dunklen Grün sind modern; aber schwarz und graumeliert sind vorherrschend. An Pelzgarnituren bevorzugt man Persianer (echt und unecht), und da ist brauner Persianer am elegantesten. Die Taschen sind bei den neuen Mänteln natürlich eingeschnitten und sehr groß. Wer nicht ganz schlank ist, tut gut daran, den Mantel ein Stückchen länger und möglichst ungemustert zu nehmen.

Das Aufpolieren der Möbel

Von M. Trott

Möbel, die durch langen Gebrauch ihren schönen Glanz einbüßten, können mit ein wenig Arbeit und Mühe wieder wie neu aufpoliert werden, ohne zum Tischler zu wandern. Die einfachste Art und Weise des Aufpolierens ist das Abreiben mit frischer Milch. Es genügt ein Nachreiben mit weichem Wollappen. Freilich dürfen bei dieser Behandlung die Möbelstücke noch nicht zu unansehnlich geworden sein.

Ist das der Fall, so mischt man Terpentinöl, Pottasche und Alkohol mit heißem Wachs zusammen und reibt mit Hilfe eines Wollappens die Möbel ein. Dann hat freilich kräftiges Nachpolieren zu folgen, um den gewünschten Glanz hervorzurufen.

Eine weitere, sehr gute Politur für dunkelpolierte Möbel ist Rotwein, der zu gleichen Teilen mit Leinöl vermischt wird. Man macht aus alter, frischer Wolle einen sogenannten ten Polierlappen, gibt einige Tropfen von der gut durchgeschüttelten Mischung darauf und reibt damit die Flächen der Möbel kräftig, immer in derselben Richtung. Darauf poliert man mit einem weichen Wolltuch nach.

Für ganz hell polierte Möbel verwendet man am besten weißes Bohnerwachs, das recht dünn aufgetragen wird. Dann läßt man das Wachs ein Weilchen auf den Möbeln trocknen und poliert mit einem weichen, sauberen Wollappen kräftig nach.

Mahagoniemöbel poliert man mit folgender Mischung: Man gibt Benzol in Terpentin, das zuvor mit Alkannawurzel rot gefärbt wurde. Diese Flüssigkeit trägt man mit einem Flanellappen auf die Möbel auf und poliert mit einem zweiten gleichen Lappen kräftig nach. Die Wachsmasse muß ziemlich dünn sein. Die Möbel erhalten dadurch ein fast neues Aussehen.

Für das Auffrischen geheizter Möbel ist der sogenannte „Holzwurmstod" zu empfehlen. Die Gebrauchsanweisung befindet sich auf jedem Fläschchen. Die Flüssigkeit ist in allen einschlägigen Geschäften erhältlich.

Sollen schwarze Möbel aufpoliert werden, muß Holzkohle dazu verwendet werden. Zuerst bestreicht man das Holz mit einer Dampferlösung in Spiritus und unmittelbar darauf mit einer anderen Schicht, die aus einem Gemisch von Eisenvitriol und Galläpfeln besteht. Diese beiden Substanzen dringen in das Holz ein und geben ihm eine unzerstörbare, echte Färbung. Ist das Holz nach diesem Verfahren einigermaßen trocken geworden, reibt man die Oberfläche mit einer harten Bürste ab und darauf mit feingeriebener Holzkohle. Bei geschnitzten Stellen muß das Kohlenpulver sehr sorgfältig angewendet werden. Das Auftragen und Verreiben der Holzkohle geschieht mit einem Flanellläppchen, das man abwechselnd in Leinöl und Terpentinspiritus taucht. Man erreicht durch dieses Verfahren eine sehr schöne schwarze Farbe, wie sie durch Firnis und Lack niemals hervorgerufen werden kann. Es muß freilich offen gesagt werden, daß diese Art des Aufpolierens mühsam und nicht gerade sauber ist, doch ist das Endresultat prächtig.

Aufpolieren der Möbel nach holländischer Art: Man benutzt zum Aufpolieren im Wasserbade oder im Sandbade erwärmtes Petroleum, in dem man den feinsten Teil weißes Cerdmachs (Zerefin) aufgelöst hat. Nach dem Erkalten kann die Mischung sofort zum Putzen der Möbel verwendet werden. Reibt man sie nach dem Eintrocknen des Petroleums, etwa nach 24 Stunden, mit einem Flanellappen kräftig ab, erhalten sie einen wundervollen Glanz und leben wie neu aus.

Für helle Arten von Möbeln bereitet man aus pulverisierter Stärke und feinem Oel einen dicken Brei, taucht ein Stück Flanell oder einen Wattebausch hinein und reibt die Möbel damit ab. Mit einem weichen Wollluch wird darauf kräftig nachgerieben.

Allerlei Neues

aus Feld und Garten, Stall und Hof, Haus und Keller, Küche und Blumenzimmer

Einige Leckereien für den Weihnachtstisch.

In diesem Jahre hat man sich schon lange vorher gesagt: Nur das Nötigste, was ein jeder braucht, kommt in dieser schweren Zeit auf den Weihnachtstisch. Die Damen Strümpfe und Handschuhe liegen bereit und haben durch Schmuck von Bändern, Tannengrün und Lametta ein festliches Geschenkaussehen erhalten. Da denkt man noch, seine Lieben zu erfreuen, und meint, ein frischen was Leckeres soll doch auch noch die Festtreude erhöhen; man nimmt sich die Zeit und fertigt noch mit wenig Mühe herrliche Weihnachtsplätzchen an, die alles gut nach nachstehenden Rezepten gelingen.

Nußmakronen. 125 g fein gemahlene Walnüsse, 200 g feinen Zucker und drei zu Schnee geschlagene Eiweiß rühre man immer in derselben Richtung. Auf ein mit Fett bestrichenes Blech lege man davon kleine Häufchen, drücke in jeder Mitte einen Nußkern und backe sie bei mäßiger Hitze.

Nußtugeln. 125 g Puderzucker werden mit 125 g fein geriebenen Walnüssen und drei bis vier Eßlöffeln Milch über dem Feuer zu einem dicken Brei gerührt, in ein Schüsselchen getan und mit 100 g halb Kakao, halb Schokoladenpulver vermischt. Dieser Teig muß bis zum nächsten Tag stehen, dann werden kleine Kugeln davon gerollt, die in gehöriger Hitze trocken müssen. Danach werden sie flüchtig mit Eiweiß überpinselt und in groben Kandiszucker oder Schokoladenstreupulver gewälzt. In kleine Papierhülsen getan, sind sie gut geeignet für den Weihnachtsteller.

Kleine Brezeln für den Weihnachtsbaum. 250 g Mehl, 125 g Butter, 125 g Zucker werden mit einem Ei zu einem geschmeidigen Teig geknetet und Brezeln davon geformt. Man backt sie bei mäßiger Hitze und glasiert sie mit einer Zucker- oder Schokoladenglasur. Auch kann man sie mit Eiweiß bestreichen und mit buntem Zucker bestreuen.

Herzogskuchen. 150 g feinen Zucker rühre man mit fünf Eigelb schaumig, gebe 50 g feines Mehl, 100 g geriebene Haselnüsse, 50 g geschälte Mandeln, beides fein gerieben, 40 g zerlassene Butter, 30 g Schokoladenpulver und den steifen Schnee der Eier hinzu. Diese Masse knete man zusammen und lasse sie einige Stunden ruhen. Dann tut man mit einem kleinen Löffel kleine flache Plätzchen auf ein gefettetes Blech und backt sie bei mittlerer Hitze. Will man diese Plätzchen noch füllen, bestreiche man einen Teil mit feinem Gelee und lege ein anderes Stück darüber. Auch eine Schokoladenfüllung eignet sich gut dazu. 50 g feinste Butter wird schaumig gerührt, mit 30 g fein geriebenen Mandeln und 100 g Schokoladenpulver innig vermischt.

Schokoladentrüffeln. 125 g Butter muß man zu Sahne rühren und dann löffelweise 125 g Kochschokolade, einen Eßlöffel Kakao, einen Eßlöffel süße Sahne hinzugeben; alles muß man im kalten Zustande zusammenkneten, dann als Kugeln formen und diese in grobem Schokoladenpulver wälzen. Einzeln auf Papier gelegt, muß man sie dann trocknen lassen.

Gebrannte Mandeln. 500 g süße Mandeln werden mit einem Tuche gründlich abgerieben, darauf schüttet man sie in einen Topf und läßt sie auf heißer Herdplatte recht heiß werden. Inzwischen kocht man 500 g Zucker mit einem Glas Wasser, bis der Schaum gut ab und schüttet die heißen Mandeln hinein. Nun rührt man sie solange, bis sie zu knacken anfangen und allen Zucker aufgenommen haben, was in einer Viertelstunde der Fall sein wird. Vom Feuer genommen, werden sie mit Zimt und Vanille gewürzt und noch einmal überm Feuer unter tüchtigem Rühren, bis sie wieder trocken geistet, dann auf gefette Platten geschüttet, auseinandergebrochen und, bis sie genußfertig sind, mit einem Tuche zugedeckt. Gesgt.

Wirsingkohl und Cremesoße. (Für vier Personen.) **Zutaten:** 2 kleinere Köpfe Wirsingkohl, 50 g Butter, 50 g Mehl, 1 Maggi's Fleischbrühwürfel, 1 Tasse Vollmilch, 2 g gehackte Schinkenreste, 1 Eßlöffel gehackte Peterstilie. **Zubereitung:** Die Köpfe Wirsingkohl werden gewierteilt, vom Strunk und dicken Rippen befreit, in leichtem Salzwasser gar gekocht, abgetropft und grob zerschnitten. Aus der Butter und dem Mehl bereitet man eine helle Mehlschwitze, die man mit einer Tasse Kohlkochwasser, in dem der Maggi-Fleischbrühwürfel aufgelöst wurde, und der Tasse Vollmilch zu leicht gebundener Soße verkocht. In dieser Soße muß der Kohl kurz durchschmoren, zuletzt rührt man den gehackten Schinken und die gehackte Peterstilie darunter, schmeckt den Wirsingkohl sofort in tiefer Schüssel an. Er wird mit kleinen, in Butter und gehackter Peterstilie zugeschwenkten Kartoffeln umgeleat.

E. H.

Winterfütterung der Hühner. Im Winter, wenn die Hühner auch bei freiem Auslauf wenig Futter suchen können, müssen sie stets einen wohlgefüllten Futtertrog vorfinden. Für den kleineren Geflügelhalter empfiehlt sich im allgemeinen die Verwendung eines fertigen Legemehls, das im Handel erhältlich ist. Der Landwirt, der einen großen Teil der Futtermittelbreite selbst hat, solle aber der Billigkeit halber seine Futtermischung selbst herstellen. Sie soll sich ungefähr folgendermaßen zusammensetzen: 20 v. H. Weizenkleie, 42 v. H. Getreideschrote (Gersten-, Hafer- und Weizenschrot im Gemisch, evtl. auch etwas Roggenschrot), 25 v. H. Dorschmehl (das auch z. B. durch Fleisch- oder Blutmehl ersetzt werden kann), 3 v. H. Schlämmkreide, 10 v. H. Sojakuchenschrot. Diese Mischung kann entweder ganz trocken gefüttert werden, oder sie wird jeden Morgen frisch mit einer gleichen Menge gekochter Kartoffeln und etwas Wasser- oder Sauermilch gemischt. Für ein warmes Futter als erste Mahlzeit morgens sind die Hühner ganz besonders dankbar. Gegen Abend erhalten die Hühner je Kopf 50 bis 55 Prozent Körner

Dr. Alb.

Achtet bei der winterlichen Bodenbearbeitung auf den Schachtelhalm. Der Ackerschachtelhalm bevorzugt lehmigen Sandboden, doch tritt er auch in anderen Bodenarten mit Vorliebe auf trockenen Untergrund auf. Häufig ist das Vorhandensein des Schachtelhalms ein Zeichen dafür, daß der Boden versauert ist. Sorgfältiges Rigolen und reinliches Herausfischen aller erreichbaren Wurzelstöcke sowie recht häufiges Düngen und reichliches Kalken sind zu seiner Vernichtung unerläßlich. Auch durch den Anbau von Lupinen, Wicken und Klee läßt sich der Schachtelhalm bekämpfen. Man recht licht gesät wird, erstickt der Schachtelhalm und geht zugrunde. Vielfach hört man, daß der Anbau von Kartoffeln den gleichen Zweck erfülle. Diese Annahme ist jedoch falsch. Durch das Hacken des Kartoffelkraut im Herbst leat, bietet es dem Schachtelhalm Gelegenheit, sich auszubreiten. Auf Wegen und Plätzen empfiehlt es sich, den Schachtelhalm mit einem überall im Handel befindlichen fertigen Unkrautvertilgungsmittel zu vernichten. Man muß aber darauf achten, daß nichts von dem Mittel auf die Kulturen gelangt, da diese sonst sofort abgetötet würden.

Montag. 12. Dezember

10.10: Weltdorfenderlei.
14.00: Kunst- und Filmberichte.
14.30: Gewerbeschulenberatung.
14.45: Rudolf Heubner liest eigene Werke.
15.10: Erika Mohr: Neue Bücher für den Weihnachtstisch der Haustrau.
16.00: Gertrude Feuerabend. Wir stellen uns vor: Gertrude Feuerabend, Sopran; Erich Purkuft, Klavier; H. Nerlich (Klavier), Grethe Nerlich G. Freitag (Violine).
18.00: Studienrat Wolf: Eltern- und Lehrerlorgen um die Jehn- bis Vierjährigen.
18.30: Dr. Hilbich: Jahrtausend deutscher Dichtung. Das Märchen.
18.50: Wir geben Auskunft . . .
19.00: Prof. Dr. Hirschfeld: Aus der Arbeit des modernen Gerichtschemikers.
19.30: Unterhaltungskonzert des Sinfonieorchesters.
21.00: Nachrichtendienst.
21.10: Hamburg: Heldische Flucht. Hörspiel.
22.25: Nachrichtendienst.
Anschl. Sinfoniekonzert des Sinfonieorchesters.

Dienstag. 13. Dezember

10.10: Schulfunk: Eigentümliche Zerlegung von Jahren in Jahrzehnte.
14.00: Frau Fähler: Basteln im freiwilligen Arbeitsdienst.
15.00: Frau Hermann: Jahrbücher und Kalender für die Jugend.
16.00: 6. Kasper: Vogelschutz tut not!
16.30: Nachmittagskonzert des Sinfonieorchesters.
18.25: Französisch.
18.50: Einführung in das Gewandhauskonzert.
19.00: Forstmeister Heinrich Wald: Harte.
19.30: Vier Geschichten von Johann Peter Hebel.
20.00: Robert-Schumann-Stunde.
21.00: Student in Not! Erlebnisse der Selbsthilfe von Werkstudenten und Jungakademikern.
21.50: Unterhaltungskonzert des Ende-Orchesters.
22.05: Nachrichtendienst.

Mittwoch, 14. Dezember

10.10: Schulfunk: Spaß im Spielzeugladen. — Ein Spielzeugmacher-Märchen. — Puppenabenteuer.
10.50: Dienst der Hausfrau: Iltrone oder Essig?
14.00: Erwerbslosenfunk.
15.00: Dr. Trautwein: Die deutsche Malerschule „Klostarener" in Mittelbrustschland.
16.00: Für die Jugend: Amadeus Vetter spielt. — Zwero Nase. Märchenspiel.
18.10: Das gute Buch. Einleitung: Dr. Koch.
18.35: Englisch.
18.55: Wir geben Auskunft . . .
19.05: Dr. Wilsdorf: Die wirtschaftspolitischen Strömungen in der modernen Türkei.
19.30: Rotkäppchen Märchenoper von A. Boieldieu.
21.00: A. D. Weiher: Blick in die Zeit.
21.15: Sollen wir unsere Kinder ins Theater schicken? Gespräch.
22.05: Nachrichtendienst
Anschl. Unterhaltungskonzert. (Schallplatten).
22.45: München: Unterhaltungskonzert.

Donnerstag. 15. Dezember

14.00: Filmberichte
14.30: Prof. Senfkerl u. Dr. Roth: Das Dresdner Museum für Heimatkunde.
15.00: Vorlesung aus Karl Röthers Buch: Orientfahrt der Stürmvogelsten.
16.00: Nachmittagskonzert des Sinfonieorchesters
18.00: Dr. Heise: Was sind Blutgruppen?
18.15: Steuerrundfunk
18.30: Spanisch
18.55: Wir geben Auskunft
19.05: Erna Lemke und die Hörer: Zu dem arbeitslosen Problemkind: Durfte Erna Lemke seitlos entlassen werden?
19.30: Gewandhauskonzert.
21.30: Von Warren, Sheimen und ernsthaften Leuten. Heiteres Hörspiel aus deutschen Schwankbüchern des 16. Jahrhunderts.
22.20: Nachrichtendienst

Rundfunkprogramme

vom 11. bis 17. Dezember 1932

Sendung Leipzig (389.6)

Zwischensender: Dresden (319)

Gleichbleibende Wertags-Vortragsfolge. 6.15: Turnstunde. ● 6.30: Frühkonzert. ● 9.40: Wirtschaftsnachrichten. ● 9.45: Wetter, Wasserstand, Verkehr, Tagesprogramm. ● 9.55: Was die Zeitung bringt. ● 11: Werbenachrichten. ● 12: Konzert. ● 13: Nachrichten, Wetter, Zeit. ● 13.15: Konzert. — anschl.: Börsenberichte. ● 15.35 und 17.50: Wirtschaftsnachrichten (So. nur 15.35). ● 17.30: Wetter, Zeit (außer So. Mi. u. Fr. ca. 17.55).

Sonntag. 11. Dezember

6.15: Funkgymnastik.
6.35: Frühkonzert. Notgemeinschaftsorchester Dresden.
8.00: Landwirtschaftsfunk.
8.30: Orgelkonzert a. d. Matthäikirche.
9.00: Morgenfeier des Dresdner Kammerchors.
10.45: E. A. Lutter: Vom Winterhort.
11.15: Einführung in die folgende Sendung.
11.30: Bach-Kantate
12.15: Mittagskonzert anläßlich der 100-Jahrfeier der Städtischen Kapelle Chemnitz.
14.00: Wetter- und Zeit
14.05: Das Programm der Woche.
14.25: Der Positivregungsschutz für die Landwirtschaft. Vortrag.
14.35: Eiverantz.
15.00: Felix Draeseke: Quintett für Klavier, Violine, Bratsche, Violoncello und Horn (B-Dur), Werk 48. Aust.: Leipziger Streichtrio.
15.30: Will Erich Peukert liest eigene Werke.
16.00: Hausmusik mit Musik für Cello und Klavier.
16.30: Der Fremde. Hörspiel von Ernst Wiechert.
17.45: Unterhaltungskonzert des Sinfonieorchesters.
19.00: Das Buch der Woche. Mannesgelprich.
19.30: Zeitfunk auf Platten.
20.10: Hamburg: Drei Wiener Meister: Suppé, Strauß, Lehar. Aust.: Philharm. Orchester.
21.00: A. v. Weiher: Blick in die Zeit.
22.05: Nachrichtendienst.
Anschl. Wetter: Tanzmusik der Kapelle M. Weber.

Montag. 12. Dezember

10.10: Weltdorfenderlei.
14.00: Kunst- und Filmberichte.
14.30: Gewerbeschulenberatung.
14.45: Rudolf Heubner liest eigene Werke.
15.10: Erika Mohr: Neue Bücher für den Weihnachtstisch der Haustrau.
16.00: Gertrude Feuerabend. Wir stellen uns vor: Gertrude Feuerabend, Sopran; Erich Purkuft, Klavier; H. Nerlich (Klavier), Grethe Nerlich G. Freitag (Violine).
18.00: Studienrat Wolf: Eltern- und Lehrerlorgen um die Jehn- bis Vierjährigen.
18.30: Dr. Hilbich: Jahrtausend deutscher Dichtung. Das Märchen.
18.50: Wir geben Auskunft . . .
19.00: Prof. Dr. Hirschfeld: Aus der Arbeit des modernen Gerichtschemikers.
19.30: Unterhaltungskonzert des Sinfonieorchesters.
21.00: Nachrichtendienst.
21.10: Hamburg: Heldische Flucht. Hörspiel.
22.25: Nachrichtendienst.
Anschl. Sinfoniekonzert des Sinfonieorchesters.

Dienstag. 13. Dezember

10.10: Schulfunk: Eigentümliche Zerlegung von Jahren in Jahrzehnte.
14.00: Frau Fähler: Basteln im freiwilligen Arbeitsdienst.
15.00: Frau Hermann: Jahrbücher und Kalender für die Jugend.
16.00: 6. Kasper: Vogelschutz tut not!
16.30: Nachmittagskonzert des Sinfonieorchesters.
18.25: Französisch.
18.50: Einführung in das Gewandhauskonzert.
19.00: Forstmeister Heinrich Wald: Harte.
19.30: Vier Geschichten von Johann Peter Hebel.
20.00: Robert-Schumann-Stunde.
21.00: Student in Not! Erlebnisse der Selbsthilfe von Werkstudenten und Jungakademikern.
21.50: Unterhaltungskonzert des Ende-Orchesters.
22.05: Nachrichtendienst.

Mittwoch, 14. Dezember

10.10: Schulfunk: Spaß im Spielzeugladen. — Ein Spielzeugmacher-Märchen. — Puppenabenteuer.
10.50: Dienst der Hausfrau: Iltrone oder Essig?
14.00: Erwerbslosenfunk.
15.00: Dr. Trautwein: Die deutsche Malerschule „Klostarener" in Mittelbrustschland.
16.00: Für die Jugend: Amadeus Vetter spielt. — Zwero Nase. Märchenspiel.
18.10: Das gute Buch. Einleitung: Dr. Koch.
18.35: Englisch.
18.55: Wir geben Auskunft . . .
19.05: Dr. Wilsdorf: Die wirtschaftspolitischen Strömungen in der modernen Türkei.
19.30: Rotkäppchen Märchenoper von A. Boieldieu.
21.00: A. D. Weiher: Blick in die Zeit.
21.15: Sollen wir unsere Kinder ins Theater schicken? Gespräch.
22.05: Nachrichtendienst
Anschl. Unterhaltungskonzert. (Schallplatten).
22.45: München: Unterhaltungskonzert.

Donnerstag. 15. Dezember

14.00: Filmberichte
14.30: Prof. Senfkerl u. Dr. Roth: Das Dresdner Museum für Heimatkunde.
15.00: Vorlesung aus Karl Röthers Buch: Orientfahrt der Stürmvogelsten.
16.00: Nachmittagskonzert des Sinfonieorchesters
18.00: Dr. Heise: Was sind Blutgruppen?
18.15: Steuerrundfunk
18.30: Spanisch
18.55: Wir geben Auskunft
19.05: Erna Lemke und die Hörer: Zu dem arbeitslosen Problemkind: Durfte Erna Lemke seitlos entlassen werden?
19.30: Gewandhauskonzert.
21.30: Von Warren, Sheimen und ernsthaften Leuten. Heiteres Hörspiel aus deutschen Schwankbüchern des 16. Jahrhunderts.
22.20: Nachrichtendienst

Freitag. 16. Dezember

10.10: Schulfunk: Eine Engländerin und ein Deutscher unterhalten sich über englische Weihnachtslieder und -gebräuche.
14.00: Kunstberichte
15.15: Tierst der Landtrau.
16.00: Dr. Meyer: Die weiße Mistel.
16.30: Nachmittagskonzert. Dresdner Philharmonie.
17.30: Stunde mit Büchern
18.00: Sil-Heil Landheimjugend wirbt für den Winterhort
18.25: Englisch
18.50: Wir geben Auskunft
19.00: Prof. Dr. Sievers: Was kennt das Ausland von deutscher Kunst?
Das Emdé-Orchester spielt zum Tanz.
19.30: Das Emdé-Orchester spielt zum Tanz.
20.30: Tagesfragen der Wirtschaft.
20.45: Beethoven-Abend: Lieder mit Musik von Ernst Johannsen.
22.15: Nachrichtendienst
Anschl. Orchesterkonzert des Sinfonieorchesters.

Sonnabend. 17. Dezember

14.00: Funkbratung
14.10: Funknachrichten.
14.30: Kinderstunde: Spielen und Basteln.
15.15: Funschach.
16.00: Musikberatung des Mitteldeutschen Rundfunks.
16.15: Franz Liszt-Stunde. (Schallplatten).
17.00: Praktische Rechtskunde.
17.30: M. Bauer: Vom Mißbrauch des Wortes: Arbeit.
17.50: Gegenwartslexikon.
18.00: Sechsen: Weihnachts-Oratorium von J. S. Bach. Aust. Werk 23.
19.30: S. Bauer: Der Kampf um den Mount Everest.
20.00: Berlin: Großes Funkpotpourri: Berlin singt. Aus Oxern.
22.05: Nachrichtendienst.
Anschl. Die Comedian-Harmonists singen. (Schallplatten).
23.00: Berlin: Großes Funkpotpourri: Berlin singt. Aus Operetten.
Dazwischen ca. 22.15: Nachrichtendienst.

Montag. 12. Dezember

8.20: Adventsmorgenfeier
15.20: Marianethe Vater: Eine Hausfrau macht Vorschläge für Weihnachten.
15.35: Konzert
16.15: H. Nowack: Die Feier der Einsamen.
16.30: Unterhaltungsmusik.
17.30: Die neue Gesellschaft der kleinen Gelegenheiten. Zwei Gespräche unter sich.
17.50: Zugendbücherstunde: Bücher der Luftfahrt
18.10: Fortsetzung der Unterhaltungsmusik.
18.55: Die Funkstunde teilt mit . . .
19.00: Stimme zum Tag.
19.10: J. Mittia: Wir dürfen auch heute noch Feste feiern.
19.30: Unterhaltungsmusik. Kapelle Eddy Matis.
20.00: Der Nut Funkdichtung von H. Wilhelm. Musik von R. Knauer.
21.00: Wir erinnern an: Fürst von Metternich.
21.10: Orchesterkonzert des Funkorchesters.
22.10: Wetter, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik. Kapelle Anton Gronau.
24.00: Donaumont Funkdrama von E. W. Möller.

Dienstag. 13. Dezember

15.20: Gertrud Mielck: Feiern am Krankenbett.
15.35: Alte Klaviermusik
15.55: Lieder von Liszt und Brahms.
16.15: Margret Dikeberg-Bana: Von der Verlegenheit beim Feiern.
16.30: Leipzig: Nachmittagskonzert.
17.30: P. Kindhahn: Die Freundschaft in der Romantik.
17.45: Kinderkalender: Dezember.
18.05: Unterhaltungsmusik.
18.55: Die Funkstunde teilt mit . . .
19.00: Stimme zum Tag.
19.10: Bücherstunde
19.35: Fortsetzung der Unterhaltungsmusik.
19.55: Mitteilungen des Arbeitsamtes.
20.00: Übertragung der Komische Oper von Lortzing.
21.15: Tages- und Sportnachrichten.
21.25: Zeitgenössische Musik.
22.10: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Flensburg: Spätkonzert.

Mittwoch, 14. Dezember

15.20: L. Leiser: Blumen schmücken das Fest.
15.35: Sonate für Violine und Klavier a moll von Beracini. Bearbeitet von O. Neipiahl.
15.55: Lieder von Max v. Schillings
16.15: Eva Maria Cranz: Das Weihnachtssummer.
16.30: Flensburg: Nachmittagskonzert
17.20: Es kommt Besuch. Gastgeber unter sich.
17.50: Für die Jugend: Das Wochenend-Haus. Hörspiel.
18.20: Unterhaltungsmusik.
18.55: Die Funkstunde teilt mit . . .
19.00: Stimme zum Tag.
19.10: Kurt Lothar Tank: Ein Bericht.
19.35: Fortsetzung der Unterhaltungsmusik.
20.00: Mitteilungen des Arbeitsamtes
20.05: Ein Sch Bach: Aria mit 30 Veränderungen (Goldberg-Variationen). Der Klavierübung 4. Teil.
21.00: Tages- und Sportnachrichten.
21.05: Stella Trouerspiel von Goethe.
22.30: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik

Donnerstag, 15. Dezember

15.35: Künstlernachwuchs (Staatliche Akademie für Kirchen- und Schulmusik)
15.50: Zeitgenössische Operetten.
16.15: Esther v. Kirchbach: Meine Kinder laden ein.
16.30: Orchesterkonzert
17.30: Abendteestunden von E. H. Burg.
17.45: Mir Mädels von heute Unterhaltung.
18.05: Fortsetzung des Orchesterkonzertes.
18.55: Die Funkstunde teilt mit . . .
19.00: Stimme zum Tag
19.10: Wertbeständigkeit von Käthe Krule.
19.30: Zum Mitsingen Weihnachtslieder.
20.00: Wir stellen vor: Ernst Jünger.
20.10: Vom Berliner Weihnachtsmarkt.
20.45: Schöne und Schallplatten
21.15: Erste Sinfonie D-Dur von Gustav Mahler. Berliner Funkorchester
22.10: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik Kapelle Adalbert Lutter.
24.00: Opernpraxis Komische Oper von Lortzing.

Freitag, 16. Dezember

10.10: Erste Hahle: Wochenmarkt-Allerlei.
15.20: Hilde Hecker: Spielhahen aus Nichts.
15.35: Sonate für Cello und Klavier D-Moll. Von Claude Debussy.
15.55: Ungarische Volkslieder.
16.15: Blasorchesterkonzert
17.15: Zehn Minuten Sport.
17.25: Wiener Gitarren-Kammermusik-Trio spielt.
18.00: Fortsetzung des Blasorchesterkonzertes.
18.55: Die Funkstunde teilt mit . . .
19.00: Stimme zum Tag
19.10: Funkkalender: Dezember.
20.00: Berlin singt Großes Funkpotpourri: Oper.
22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.30: Tanzmusik vom Ball des Deutschen Segler-Verbandes. Kapelle Ring-Gathe.
23.00: Berlin singt Gr. Funkpotpourri: Operette.

Sendung Berlin (419)

Mit Gleichwellensender Berlin D—Magdeburg Stettin (288)

Gleichbleibende Wertags-Vortragsfolge. 6.15: Gymnastik. Konzert. ● 8.15 Di., Fr.: Werbenachrichten. ● 10.10: Markthallenpreise ● 10.15: Wetter, Nachrichten. ● 10.35: Werbenachrichten (a. Di., Fr.). ● 11.25: Zeitzeichen der Berliner Vorbörse (So. 11). ● 11.30: Konzert. ● 12.30: Wetter bzw. Mitteilungen für den Landwirt. ● 13.05: Werbenachrichten. Mo., Mi., Sa. 13.15). ● 13.30: Wetter Nachrichten. Wasserstände. ● 14: Konzert. ● 14.55: Tendenzbericht der Berliner Börse. ● 15: Landwirtschaftliche Börse.

Sonntag. 11. Dezember

6.15: Funkgymnastik
6.35: Bremer Hafenkonzert.
8.00: Für den Landwirt.
8.10: Wie kann ablaufwirtschaftlich mein Betrieb? Gespräch.
8.35: H. H. Richdfeld: Nächlich der Woche.
8.55: Morgenfeier
Anschl. Glockenclaut des Berliner Doms.
10.05: Wettervorhersage.
11.30: Leipzig: Bach-Kantate.
12.15: Wagner-Matinee Aust.: Sinfonieorchester d. Schutzpolizei Berlin.
14.00: Elternstunde: Wir feiern mit den Kindern.
14.30: Meister Lampes Weihnachtsände. Hörbericht von einer Hasenjagd. (Schallplatten)
15.00: Maria Seidler erzählt Märchen.
15.30: Populäres Orchesterkonzert.
16.30: Operetten-Gesänge (Schallplatten)
17.00: Fortsetzung des Orchesterkonzertes.
18.00: N. Krauß spricht mit jungen Verkäufern.
18.30: Lieber Berlin oder lieber Provinz? Gespräch.
18.45: Erbsefürst o Emstede. Ein Gedenkwort lebenden Sohnes Christian.
19.00: Advent Mitw.: Berliner Funkchor.
19.55: Sportnachrichten
20.05: Konzert des Berliner Philharm. Orchesters Stiftin: Alice Mertens (Alt).
ca. 20.55: Tages- und Sportnachrichten.
22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
ca. 22.20: Hörbericht vom Eisbahenkampf Wiener Eislaufverein — Berl. Schlittschuh-Club.
Anschl. Tanzmusik der Kapelle Marek Weber.

Montag. 12. Dezember

8.20: Adventsmorgenfeier
15.20: Marianethe Vater: Eine Hausfrau macht Vorschläge für Weihnachten.
15.35: Konzert
16.15: H. Nowack: Die Feier der Einsamen.
16.30: Unterhaltungsmusik.
17.30: Die neue Gesellschaft der kleinen Gelegenheiten. Zwei Gespräche unter sich.
17.50: Zugendbücherstunde: Bücher der Luftfahrt
18.10: Fortsetzung der Unterhaltungsmusik.
18.55: Die Funkstunde teilt mit . . .
19.00: Stimme zum Tag.
19.10: J. Mittia: Wir dürfen auch heute noch Feste feiern.
19.30: Unterhaltungsmusik. Kapelle Eddy Matis.
20.00: Der Nut Funkdichtung von H. Wilhelm. Musik von R. Knauer.
21.00: Wir erinnern an: Fürst von Metternich.
21.10: Orchesterkonzert des Funkorchesters.
22.10: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik. Kapelle Anton Gronau.
24.00: Donaumont Funkdrama von E. W. Möller.

Dienstag. 13. Dezember

15.20: Gertrud Mielck: Feiern am Krankenbett.
15.35: Alte Klaviermusik
15.55: Lieder von Liszt und Brahms.
16.15: Margret Dikeberg-Bana: Von der Verlegenheit beim Feiern.
16.30: Leipzig: Nachmittagskonzert.
17.30: P. Kindhahn: Die Freundschaft in der Romantik.
17.45: Kinderkalender: Dezember.
18.05: Unterhaltungsmusik.
18.55: Die Funkstunde teilt mit . . .
19.00: Stimme zum Tag.
19.10: Bücherstunde
19.35: Fortsetzung der Unterhaltungsmusik.
19.55: Mitteilungen des Arbeitsamtes.
20.00: Übertragung der Komische Oper von Lortzing.
21.15: Tages- und Sportnachrichten.
21.25: Zeitgenössische Musik.
22.10: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Flensburg: Spätkonzert.

Mittwoch, 14. Dezember

15.20: L. Leiser: Blumen schmücken das Fest.
15.35: Sonate für Violine und Klavier a moll von Beracini. Bearbeitet von O. Neipiahl.
15.55: Lieder von Max v. Schillings
16.15: Eva Maria Cranz: Das Weihnachtssummer.
16.30: Flensburg: Nachmittagskonzert
17.20: Es kommt Besuch. Gastgeber unter sich.
17.50: Für die Jugend: Das Wochenend-Haus. Hörspiel.
18.20: Unterhaltungsmusik.
18.55: Die Funkstunde teilt mit . . .
19.00: Stimme zum Tag.
19.10: Kurt Lothar Tank: Ein Bericht.
19.35: Fortsetzung der Unterhaltungsmusik.
20.00: Mitteilungen des Arbeitsamtes
20.05: Ein Sch Bach: Aria mit 30 Veränderungen (Goldberg-Variationen). Der Klavierübung 4. Teil.
21.00: Tages- und Sportnachrichten.
21.05: Stella Trouerspiel von Goethe.
22.30: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik

Donnerstag, 15. Dezember

15.35: Künstlernachwuchs (Staatliche Akademie für Kirchen- und Schulmusik)
15.50: Zeitgenössische Operetten.
16.15: Esther v. Kirchbach: Meine Kinder laden ein.
16.30: Orchesterkonzert
17.30: Abendteestunden von E. H. Burg.
17.45: Mir Mädels von heute Unterhaltung.
18.05: Fortsetzung des Orchesterkonzertes.
18.55: Die Funkstunde teilt mit . . .
19.00: Stimme zum Tag
19.10: Wertbeständigkeit von Käthe Krule.
19.30: Zum Mitsingen Weihnachtslieder.
20.00: Wir stellen vor: Ernst Jünger.
20.10: Vom Berliner Weihnachtsmarkt.
20.45: Schöne und Schallplatten
21.15: Erste Sinfonie D-Dur von Gustav Mahler. Berliner Funkorchester
22.10: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik Kapelle Adalbert Lutter.
24.00: Opernpraxis Komische Oper von Lortzing.

Freitag, 16. Dezember

10.10: Erste Hahle: Wochenmarkt-Allerlei.
15.20: Hilde Hecker: Spielhahen aus Nichts.
15.35: Sonate für Cello und Klavier D-Moll. Von Claude Debussy.
15.55: Ungarische Volkslieder.
16.15: Blasorchesterkonzert
17.15: Zehn Minuten Sport.
17.25: Wiener Gitarren-Kammermusik-Trio spielt.
18.00: Fortsetzung des Blasorchesterkonzertes.
18.55: Die Funkstunde teilt mit . . .
19.00: Stimme zum Tag
19.10: Funkkalender: Dezember.
20.00: Berlin singt Großes Funkpotpourri: Oper.
22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.30: Tanzmusik vom Ball des Deutschen Segler-Verbandes. Kapelle Ring-Gathe.
23.00: Berlin singt Gr. Funkpotpourri: Operette.

Sendung Deutsche Welle (1635)

Deutsche Welle: Gleichbleibende Wertags-Vortragsfolge. 6.15: Gymnastik. ● 6.30: Wetter für die Landwirtschaft. — anschl.: Frühkonzert. ● 10: Neueste Nachrichten. ● 11: Deutscher See-Wetterbericht. ● 12: Wetter für den Landwirt. — anschl.: Konzert. — Wiederholung des Wetterberichts ● 12.55: Bauener Zeit. ● 13.35: Nachrichten. ● 14: Konzert. ● 15.30: Wetter. Börse. ● 18.55: Wetter für die Landwirtschaft. — Kurzbericht des Drahtlosen Dienstes. ● 22.45: Deutscher See-Wetterbericht

**

Eine Seite Kurzweil

Kleines Geburtstagsgeschenk

Eine Geschichte der Ueberraschungen

Knülle schwärmt für echte Romneys. Englische Damen mit großen Federhüten vor weiten Parklandschaften und einigen Hunden sind nun mal sein Schönstes.

Knülle sieht im Schaufenster eines finsteren Antiquitätenladens einen prima Romney. „Ganz nettes Bild haben sie da", sagte er beiläufig zu dem Antiquar. „Nicht wahr?" sagt jener, „und billig, mein Herr, billig!"

„Wieviel?"

„Zweitausend."

„Lächerlich! Zweitausend! Na, vielleicht überlegen sie es sich mal. Herr Antiquar! Hier ist meine Telephonnummer. Wiedersehen."

*

„Paul hat morgen Geburtstag", denkt Frau Knülle sorgenvoll. „Was schenke ich ihm bloß?" Und sie sieht zufällig im Schaufenster eines Antiquitätenladens einen prima Romney.

„Was kostet das hübsche Bild?" fragt sie.

„Zweitausendzweihundert, gnädige Frau! Aber dafür ist es noch geschenkt!"

„Scheint mir doch etwas reichlich", sagt Frau Knülle. „Vielleicht lassen sie mir etwas am Preise nach. Herr Antiquar. Notieren Sie sich doch mal meine Telephonnummer . . ."

*

„Der gnädige Herr wird am Telephon verlangt", sagt Knülles Perle.

„Herr Knülle persönlich? Hören sie, ich habe einen seriösen Reflektanten auf meinen

Romney, sie wissen schon. Ja, er bietet mir zweitausendfünfhundert. Soll ich ihn . . ?"

„Ich bin in einer halben Stunde bei ihnen", sagt Knülle und hängt an.

*

„Die gnädige Frau wird am Apparat verlangt", meldet ein paar Minuten später das Mädchen.

„Gnä Frau sind selbst am Telephon? Ja. Verzeihung, ich wollte ihnen nur sagen, daß sich eben ein Käufer für einen Romney bei mir gemeldet hat. Gewiß, Gnä Frau, es ist ein Kunstkenner. Er sagt, mit zweitausendachthundert sei das Bild noch unterbezahlt! Sind sie noch dort, gnä Frau?"

„Ja, meinen sie denn, daß er ihnen das zahlt?"

„Aber, ich bitte sie, gnädige Frau. Der Herr ist doch vorn bei mir im Laden! Er ist ganz wild auf das Bild!"

Also dann kaufe ich ihn für dreitausend. Herr Antiquar. Ich kann mich doch darauf verlassen? Nein, ich lasse ihn abholen!"

*

„Bedaure", sagt der Antiquar ein paar Minuten später zu Herrn Knülle. „Das Bild wurde soeben verkauft. Verzeihung, mein Herr, sie gaben mir keinen direkten Auftrag. Sie sagten nur, sie kämen in einer halben Stunde vorbei . . . Ja, dreitausend Mark hat der Käufer gezahlt . . ."

*

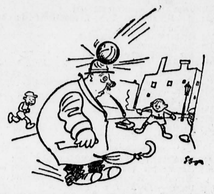
„Und hier ist mein Geburtstagsgeschenk, Schätzchen", sagte Frau Knülle und enthüllt den Romney.

„Wieso?" fragt Knülle. „Du warst der seriöse Käufer? Unglückliche . . . Dreitausend Mark kostet mich mein eigenes Geburtstagsgeschenk!"

*

„Wo hast du denn den alten Schinken aufgegabelt?" fragt am Abend Knülls bester Freund Max. Feuchtet einen Taschentuchzipfel an und wischt in der Ecke rechts unten behutsam den Namenszug von dem prima Romney herunter.

P—H.



Die Austragung der Straßenmeisterschaften steht vor dem Abschluß.

Zeitgemäße Rede

Ein junger Mann soll in der Werbeabteilung eines großen Betriebes eingestellt werden. Der Direktor fragt ihn beim Antritt: „Wichtig ist natürlich, daß sie ungezwungen und frei sprechen können. Haben sie denn schon mal vor einem größeren Publikum . . . prochen?"

„Gewiß, Herr Direktor!"

„Und was?"

„Ich bin unschuldig!!"

„Ich dachte du wolltest nie heiraten, Bob?"

„Stimmt. Aber siehst du, da traf ich Lisy, und da die auch nicht heiraten wollte, haben wir uns so gut verstanden, daß wir geheiratet haben."

Der Patient

„Nun, haben sie meine Vorschrift befolgt: täglich drei von den Tabletten und jedesmal einen Schluck Kognak hinterher?"

„Ja, Herr Doktor, mit den Tabletten bin ich im Rückstand, aber mit dem Kognak bin ich schon drei Wochen voraus."

*

„Sie glauben garnicht, wie dick ich war, bevor ich die Kur mitmachte. Die Leute machen jetzt noch aus alter Gewohnheit einen Bogen, wenn sie an mir vorbeigehen!"

Ein ganz Schlauer

Nikolaus: „Ja, sag' mal, Peter, das alles willst du haben?"

Peter: „Ja: ich möchte die Wirtschaft mit ankurbeln!"

Ein angenehmer Mieter

Frau Lemke, die schon seit Jahren einige Zimmer ihrer Wohnung möbliert vermietet, hat leider schon mehrfach mit ihren Mietern Pech gehabt und ist daher sehr vorsichtig geworden. Sie war zwar erfreut, daß der Weihnachtsmann ihren Wunsch erfüllte und ihr zum Fest einen Mieter für das große Vorderzimmer, das schon seit drei Monaten leer stand, bescherte, aber . . . aber die richtige Freude war es nicht, denn sie brachte dem neuen Hausgenossen ein instinktives Mißtrauen entgegen, für das ihr zunächst jede Begründung fehlte.

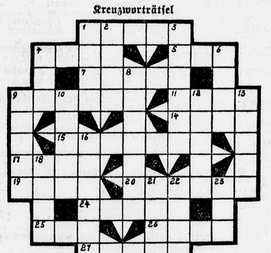
nach (Ort) Hirschberg i. Rsgb. (Straße – Platz)

lfd. Nr.	Vor- und Zuname (bei Frauen auch Geburtsname und gegebenenfalls: Name der letzten früheren Ehe)	ob ledig, verheiratet, verw. mitwerl. verschieden	a) Beruf b) Berufsstellung (selbständig, Angestellter, Arbeiter usw.)	Geburts- Tag	Mon.	Jahr	a) Ge b) Re c) Sta
1	Waldtraut Frank	ledig	a) Artistin b) Tänzerin	7	III.	13	kath
2.	Ehepaar Hl. S. R.						

Kaum hatte der mit auffälliger Vornehmheit gekleidete Herr, der, seinem Aeußeren nach, das zu sein schien, was er zu sein behauptete, sein polizeiliches Anmeldungsformular ausgefüllt, als Frau Lemke damit selbst zur Polizei lief, um zu fragen, ob ihr diese Persönlichkeit bekannt sei. Die Beamten betrachteten daraufhin die Anmeldung sehr genau, wurden stutzig, befragten sofort weitere Nachforschungen und stellten fest, daß es sich tatsächlich um einen gewerbsmäßigen Pensionsdieb handelte, der zweifellos einen neuen Beutezug bei Frau Lemke im Schilde führte.

Was war den Beamten bei obiger Anmeldung sogleich aufgefallen?

Kreuzworträtsel



Die Wörter bezeichnen: Waagerecht: 1. Name des Teufels, 4. arabischer Hafen, 5. Erzkönigin von Spanien, 7. Stadt in Frankreich, 9. Wagenschuppen, 11. vorspringender Rand, 14. Bruder Jakobs, 15. Heilpflanze, 17. Kröte, 19. Ausgestirn, 20. Eiland (Mehrzahl), 24. Hauptstadt von Französisch Indochina und Tonking, 25. Lobenshund, 26. Kriegsgott, 27. soviel wie Vergeltung. — Senkrecht: 1. Astrologe Wallensteins, 2. Knochenwürze, 3. grobes Gewebe, 4. englisches Bier, 6. weiblicher Vorname, 8. Heilmittel, Arznei, 9. Mittelart, 10. Stadt in Arabien, 12. Nebenfluß der Rhone, 13. Landschaft in Mittelafrika, 16. flüchtige, entzündbare Flüssigkeit, 18. Riechorgan, 21. männliche Gestalt aus dem Alten Testament, 22. französische Anrede für Majestät, 23. Lotterieanteil.

Buchstabenrätsel.

Stadt—, Spree—, Ur—, Ren—, Kamm—, Blut—.

Wenn man an Stelle der Striche Hauptwörter setzt, welche in Verbindung mit den obigen neue bilden, so ergeben die zu suchenden Wörter in ihren Anfangsbuchstaben den Namen eines deutschen Dichters.

Buchstabenveränderung.

Barde, Eimer, Gaben, Grimm, Haben, Kante, Krapp, Magie, Maden, Messe, Stirn, Sturm.

Man ändere in jedem der vorstehenden Wörter ein Buchstaben, so daß neue Hauptwörter entstehen. Die eingesetzten Buchstaben nennen nach richtiger Ordnung der Wörter ein Schauspiel von Gerhart Hauptmann.

Silbenrätsel.

I.

da, ter, ge, men, der, fier, ger, se, gel, gen, ne, le, heit, he, burg, ma, he, land, der.

II.

ir, neu, eng — al, pu, pe — ar, da, na — eb, i, nid — ma, al, em — o, ha, ci — ei, fu, in — ein, ho, norr — re, e, ge — fin, ti, hun — it, na, do — la, lü, en — tie, en, i — i, nien, neu — ei, hel, ei — de, en, ma — son, ur, ton — sal, er, lau — ul, ri, die.

Jede Silbe unter I ist die Endsilbe von drei zweisilbigen Wörtern, deren Anfangssilben sich in einer der Gruppen unter II befindet. Man bilde z. B. aus der ersten Silbe unter I mit den drei Silben der vierten Gruppe unter II die Wörter: **Oda, Ida, Hilda.** Auf diese Weise bilde man 57 Wörter zu je zwei Silben, deren Anfangsbuchstaben ein Zitat von Bismarck nennen. Die Reihenfolge der Silben unter I bleibt unverändert, dagegen können die Silben unter II auch innerhalb einer Gruppe geändert werden.

Weihnachts-Problem

Von einem bestimmten Buchstabenfeld in gleichmäßigen Zwischenräumen fortschreitend, erhält man eine Strophe aus einem Weihnachtslied.

Bilderrätsel.

Auflösungen aus Nummer 36

Lösung: Lokaltermin. Der Ueberfall muß, da der Verletzte vier Monate im Krankenhaus gelegen hatte, im Hochsommer verübt worden sein. Zu dieser Zeit aber waren die Bäume vor dem Landhaus so stark belaubt, daß der Zeuge die angebliche Beobachtung vom Balkon seines Hauses nicht gemacht haben konnte.

Lösung des Kreuzworträtsels: Waagerecht: 2. Reep, 5. Amor, 7. Omar, 8. Rad, 9. Hero, 10. Elan, 13. Dieb, 15. Saline, 17. Ulas, 19. Arola, 21. Erato, 24. Lena, 26. Adonis, 29. Tara, 32. Luna, 33. Seil, 34. Mai, 35. Oger, 36. Rede, 37. Gene. — Senkrecht: 1. Mond, 2. Rabe, 3. Erebus, 4. Prosa, 5. Adel, 6. Oran, 11. Lima, 12. Nebo, 14. Irr, 16. Aesu, 18. Kali, 19. Aral, 20. Ozon, 22. Ration, 23. Tor, 25. Essig, 27. Duse, 28. Name, 30. Ase, 31. Askra.

Lösung des Logogryphs: Aepfel, Thorn, Beet, Winsen, Dis, Bari, See, Grad, Fracht, Kanon, Saag, Gast, widar, Ceara, Cola, Terz. — Hat der Bauer Geld, hat es die ganze Welt.

Lösung der Lyra: Eli, Goliath, Ges, Jea, Achan, Artot, Duett, Junge, Posse, Peter, Kropp, Ida, Inmaul, — Liechtenstein.

Lösung der Füllaufgabe: a — b Gorilla, c — d Rhodium, a — d Gymnasium, b — e Alexander.

Lösung der Stafauflgabe: Hinterhand gibt die Karo-Sieben zu. Keinesfalls darf er Kreuz-Neun abwerfen, weil er mit dieser Mittelstand, der 36 bereits hatte, ans Spiel zu bringen verhindern muß. Pik und Herz darf nicht abgeworfen werden, weil andernfalls unter Umständen ein Stich verschenkt wird.

Verantwortlich für den Gesamtinhalt: Chefredakteur Fritz Walter, Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt AG., Paderborn

1. Jahrgang – Blatt Nr. 38 — Sonntag, 18. Dezember 1932
Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Freude am Schenken

Weihnachten ist das Fest, an dem das Schenken und das Beschenktwerden eine einschneidende Bedeutung gewinnen. Es gibt wohl kein Kulturvolk auf der Erde, das nicht ein Fest mit ähnlicher Sitte aufzuweisen hätte. Freude bereiten gehört zu den besten und tiefsten Trieben, die in der Brust des Menschen verankert sind. Welches Fest hätte besser für diesen Zweck gewählt werden können als Weihnachten, der Tag, an dem der ganzen Menschheit vor fast zwei Jahrtausenden das kostbarste Geschenk zuteil wurde.

Für das Kind ist ja Weihnachten das Fest schlechthin, das Fest, bei dem schon die Vorfreude eine außerordentliche Rolle spielt. Wünsche werden geäußert, hier stürmisch, dort bescheiden, je nach dem Temperament.

Die ganz Kleinen wollen nur beschenkt sein, sie sind noch ganz egoistisch, ihre Freude bezieht sich nur auf sich selbst. Sie umfassen strahlend, mit weit geöffneten Armen, ihre Geschenke, drücken sie an die Brust, jauchzen vor Wonne, und das Glück der andern kümmert sie nicht.

Aber nach einiger Zeit kommt es anders. Kaum hat sich das Bewußtsein ein wenig in den Kindern gemeldet, kaum sind sie mit ihren ersten Regungen zum Dasein erwacht, so wollen sie nicht nur Freude genießen, sondern auch Freude bereiten, sie möchten nicht nur beschenkt sein, sondern auch schenken, der uremige Trieb, Freude an der Freude der andern zu haben, steigt schon mit aller Macht in ihnen empor. Und sie haben das Bedürfnis, sich diese Freude zu erarbeiten. Die kleinen Mädchen ziehen sich, im Vollgefühl ihrer wichtigen Aufgabe, in die verschwiegensten Zimmer des Hauses zurück und sticken heimlich an einer zierlichen Decke für die Mutter; die Knaben stellen mit ihren Laubsägen, deren Gesumm aus verschlossenen Stuben dringt, allerlei merkwürdige Gegenstände her, die nachher niemand gebrauchen kann, sie zimmern und kleben Puppenstuben für ihre Schwestern, und alles geschieht mit solcher Verschwiegenheit und so bedeutsamem Getue, daß man glauben muß, die unerhörtesten Dinge, nie gesehene Herrlichkeiten bereiten sich vor . . .

Je älter der Mensch wird, desto lebhafter ergreift die Freude am Schenken bei ihm Platz, und das Glück des wahrhaft gereiften Menschen beruht eigentlich nur noch im Schenken, das heißt, nur noch in der Freude, die er genießt, wenn er andern zu einem Glück verhilft. Was bedeutet einem Vater die Freude an den erhaltenen Geschenken gegen die unendlich viel größere Freude, seine Kinder mit staunenden Augen und gerösteten Wangen über die Gaben des Weihnachtstisches gebeugt zu sehen; zu fühlen, wie die Seligkeit über die empfangenen Kostbarkeiten die kleinen Herzen wärmt; zu belauscht, daß der Zeuge die angeblich Beobachtung vom Balkon seines Hauses nicht gemacht haben konnte.

Die Weihnachtsmärkte in den großen Städten verschwinden leider mehr und mehr. Auf diesen von der Poesie des winterlichen Festes seltsam umwitterten Weihnachtsmärkten konnte sich auch der weniger Begüterte am Heiligen Abend mit Leichtigkeit die Freude machen, Seligkeit in den Augen anderer aufglänzen zu sehen. Er brauchte nur von den armen Kindern, den ärmsten unter ihnen, die mit großen, verwunderten Augen in den bunten Tand der Verkaufsläden starrten, ein paar von diesen billigen Dingen, in denen sie märchenhafte Herrlichkeiten sahen, in die Hände zu legen, — und sie meinten staunend, ein Wunder sei geschehen, ein Abgesandter des Christkindes habe sich ihnen genaht, und klopfenden Herzens gingen sie heim, das rätselhafte Geschenk fest umklammernd, damit es ihnen nicht etwa ebenso plötzlich wieder entschwände, wie es gekommen war . . .

Menschen, die ihr in kleinen Städten wohnt, wo die Weihnachtsmärkte der guten alten Zeit noch stattfinden, denkt daran, wie mit geringen Mitteln ihr diesen armen Kleinen, den ärmsten unter ihnen, ein Stückchen goldenes Glück in ihr Herz zaubern könnt! Beim Himmel, nichts lohnt sich mehr als diese harmlosen, unerwarteten Geschenke an die Kinder der Armen.

Das Schenken ist eine Kunst. Nicht nur, was man schenkt, hat Bedeutung, sondern auch wie man schenkt, kann von Wichtigkeit sein. Kindern etwas schenken, das ist nicht schwer, sondern eine einfache und dankbare Aufgabe. Aber es gibt gewisse verschämte Arme, die sich nur ungern etwas schenken lassen, obwohl gerade sie Geschenke notwendig brauchen, und es gibt gewisse andere eigenwillige Charaktere, denen es schwer fällt, zu danken. In diesen Fällen erfordert das Schenken Geschicklichkeit, Takt und Diskretion; es ist schwierig und will auf eine besondere Art verstanden sein; es muß so scheinen, als habe man da etwas höchst Ueberflüssiges, das man auf alle Fälle los sein möchte, der andere tät einem wirklich einen Gefallen, wenn er die Freundlichkeit hätte, diese Dinge zu übernehmen . . .

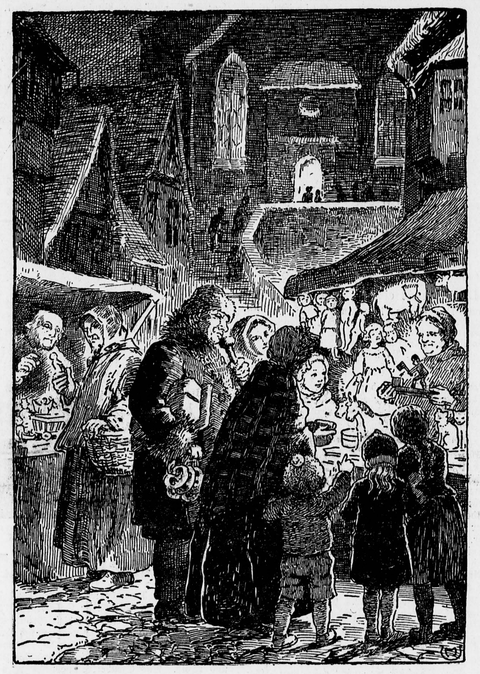
Die größte Freude bereitet man immer den Unbemittelten. Es gibt deren heute genug. Man kann ja fast immer beobachten, daß die Kinder der ärmeren Schichten eine viel ursprünglichere Freude an ihren einfachen Geschenken empfinden als die übersättigten Altersgenossen aus den reichen Familien an den unter pompösen Lichterbaum aufgetürmten Kostbarkeiten, die ihnen nicht viel bedeuten, da sie ja schon alles besitzen.

Sehr weitschichtig ist das Thema, was man schenken soll. Die Läden sind voll gestopft mit Waren, es gilt das Richtige herauszufinden. Es gibt banalen Kitsch — und es gibt gut gemachte Dinge, die geschmacklich erziehend wirken. Manche Menschen verstehen es, mit wunderbarem Geschick einzukaufen, mit wenigen Mitteln gerade das, was der andere nötig hat, worüber er also auf alle Fälle Freude empfinden wird. Es gehört ein gewisses psychologisches Gefühl zu einem glücklichen Einkauf von Geschenken — und vor allem natürlich Liebe. Man darf es sich nicht zu leicht machen. Liebe macht es sich niemals leicht.

Man muß vor allem das Wesen, den Geschmack, die kleinen Liebhabereien des anderen kennen. Dann kann man oft schon mit Kleinigkeiten Entzücken hervorrufen, — o, es gibt wahre Virtuosen und Virtuosinnen des Einkaufs, mit sicherstem Instinkt begabt, mit einem wahren Fingerspitzengefühl für die Bedürfnisse, die Launen, auch die Schwächen des anderen. Die ungeschickten Einkäufer sind fast immer auch die, denen es im tiefsten Innern gar nicht daran gelegen ist, wahrhaft Freude zu erwecken, diesen kühlen Menschen fehlt das starke Gefühl für innige Verbundenheit, sie haben keine Hingabe, keine Liebe.

Ohne Liebe aber ist wahre Freude an diesem Fest nicht möglich. Wo die stärkste Liebe das Fest überflutet, da wird auch das seligste Glänzen in den Augen der Feiernden sein. Geh hin, schenke das Beste aus dir heraus, — und wenn es das Christkind beschenken soll, mit dem du meinst, so wird es dir die reinste aller Weihnachtsfreuden bescheren: die Freude der andern heiter zu genießen.

***



Weihnachtsmarkt

Mit einer großen Hartnäckigkeit haben sich die Weihnachtsmärkte erhalten. Selbst in der Reichshauptstadt, wo jedes Warenhaus einen Weihnachtsmarkt bildet, wo ganze Straßenzüge mit ihren Schaufensterauslagen Wunder an Licht und Farbe darbieten, werden in allen möglichen Stadtteilen in den Wochen vor Weihnachten die luftigen Leinwandzelte und Buden aufgeschlagen, ein Oellämpchen wird davorgehängt, und ganz wie in alten Zeiten wandelt man auf engstem Raum zwischen den Händlern, von Geschrei, Gekreisch, Jodlern, gelegentlich auch Schimpfworten begleitet. Fast scheint es, als bereite es den Großstädtern ein besonderes Vergnügen, mal nicht die lichtstrahlenden Kaufhäuser aufzusuchen, sondern sich im Licht einer Oelfunsel von echten Berliner Originalen bedienen zu lassen, die meist ihre Kundschaft großartig zu fassen verstehen und als Rabatt auf die gekaufte Ware stets ein paar witzige Späßchen mitgeben. Man glaubt sich in eine alte kleine Stadt versetzt — in eine Zeit vor vielleicht 100 und mehr Jahren.

Damals, als die Schaufenster bereits begannen, der Reklame nutzbar zu werden, war in ihnen dennoch von dem Weihnachtsfest nichts zu bemerken. Es gab für die Ladenbesitzer kein Weihnachtsgeschäft — außer sie schlugen an den Tagen des Weihnachtsmarktes auch irgendwo eine Bude im Freien auf. Das Weihnachtsgeschäft spielte sich ausschließlich am Weihnachtsmarkt ab. Nur da wurde gekauft. Die Bedeutung dieses Weihnachtsmarktes aber kann kaum hoch genug eingeschätzt werden. Er war die „Messe", an der das Publikum sah, was der Gewerbefleiß im Laufe des Jahres alles geschaffen hatte, an dem die Konkurrenten ihre Kräfte maßen; er war maßgebend für die Preisgestaltung, er schuf Geschmack und Mode, er war das große Spiegelbild alles Handels und Wandels. Sehr langsam wandelten sich ja in jenen Zeiten Mode und Geschmack, der Weihnachtsmarkt war fast immer der Anstoß zum Neuen. Wo hätte das Publikum sonst auch einen Ueberblick über das Gebotene erhalten sollen? Zwar gab es damals, wie gesagt, schon Schaufenster. Diese waren aber mehr dazu da, Licht in den sonst recht dunklen Laden hereinzulassen, als Warenauslagen aufzunehmen. Sie waren außerdem auch in ihrer Größe durch Polizeibestimmungen begrenzt. Größere Fenster als zwei Meter hoch und ein Meter breit waren meist nicht zugelassen, in manchen Städten bestand für jedes einzelne Gewerbe ein bestimmtes Höchstmaß an Glasfläche. Vielfach ließ man das Publikum überhaupt nicht in den Laden herein, sondern verkaufte durch eine Oeffnung in der Tür oder im Fenster. Und wenn die Waren in das Fenster hineingelegt wurden, dann lagen sie wohlverwahrt in Pächchen da, auch gelegentlich einmal in Stapeln — die Innungen und Zünfte wachten mit großem Eifer darüber, daß kein Zunftgenosse sich irgendeine, nur ein wenig auffällige Reklame leistete. In München wurde einem Schuster, der zu Weihnachten ein Paar „Märchenschuhe", d. i. in Silber und Gold angestrichene Pantoffelchen, in sein Fenster stellte, dies polizeilich untersagt, weil der Auflauf, der vor dieser Auslage entstand, angeblich die öffentliche Sicherheit gefährdete!

Unter diesen Umständen ist es nicht verwunderlich, daß dem Weihnachtsmarkt stets mit größter Spannung entgegengesehen wurde. Da sah man alles offen daliegen, statt der dunklen engen Läden freie offene Buden, man konnte anfassen, probieren, schmecken. Kurz, es war eines der wichtigsten Ereignisse des Jahres, ein Markstein des Kulturfortschrittes. So alte Traditionen haben ein zähes Leben. Vielleicht ist dies der Grund, daß sich der Weihnachtsmarkt auch heute, wo er meist kaum noch viel Sinn und Bedeutung hat, selbst in Weltstädten mit größter Beharrlichkeit hält.

Tierfreunde sind schlechte Menschenkenner

Begegnung mit einem Hochstapler

Als ich in der Nacht des ersten Oktobersonntags von einer holländischen Vortragsreise nach Berlin zurückkam, stand auf meinem Tesekombot die Notiz: Dr. Heinz Schleicher aus Stuttgart in Zoo-Angelegenheit. Ruft Montag früh an. Dringend!

Aber ich hatte an jenem Montag morgen eine dringende Verabredung, kam erst um 3 Uhr nach Hause. Da saß im Sessel neben meinem Schreibtisch ein hübscher, rothaariger Mann mit blonden Locken, vielleicht 28 Jahre alt. „Sie müssen entschuldigen, daß ich so lasopp angezogen erscheine; ich bin mit meinem Motorrad unterwegs, von Stuttgart aus auf einer Rundreise durch die deutschen Zoos und Tierhandlungen. Die Herren Hagenbeck lassen sie grüßen, Professor Brandes aus Dresden auch, ebenso die Direktoren von Nürnberg, Halle, Düsseldorf. Ich wollte heute eigentlich in Hannover sein. Aber das Wichtigste ist mir doch, sie zu sprechen, den Tiermenschen P. E., der ja ein gebürtiger Stuttgarter ist. Es handelt sich um . . ."

Nun erfuhr ich von Dr. Schleicher, daß meine Vaterstadt Stuttgart endlich einen richtigen zoologischen Garten bekommen solle, weil die württembergische Regierung das Gelände von Schloß Rosenstein kostenlos dafür zur Verfügung gestellt habe. Mit größter Beschleunigung werde ans Werk gegangen. Hagenbeck, Ruhe, der Leipziger und der Münchener Zoo würden leihweise Löwen, Rhinozerosse, Affen und Kamele schicken; eben deswegen sei er, Dr. Schleicher, als Geschäftsführer einer großen Stuttgarter Handels-AG. mit seinem Motorrad unterwegs in Deutschland. In Düsseldorf habe er auch den Bildhauer Pallenberg besucht, der gerade aus Detroit zurückgekommen sei, wo er den Amerikanern die Felsenanlagen eines Riesen-Tierparks nach Hagenbeckschem Muster gebaut habe.

Wenn ich je Zweifel an meinem Gast gehabt hätte, müßten sie durch diese Erzählung verschwunden sein. Denn er sprach vollkommen informiert über die verschiedenen deutschen Zoo, auch wußte ich, daß Pallenberg in diesen Tagen tatsächlich aus Amerika zurückerwartet wurde. „Nun, es scheint ja alles in guter Entwicklung zu sein", sagte ich. „Nur, was soll ich dabei helfen? Hier von Berlin aus?"

Dr. Schleicher sah mich an. „Sehr viel. Ich komme nämlich nicht nur als Geschäftsführer der Handelsgesellschaft zu ihnen, sondern auch als Abgesandter eines großen Stuttgarter Vereins. Wir wollen eine Werbezeitschrift machen in sechs Heften, deren erstes Anfang Dezember erscheinen soll, die übrigen in monatlichen Pausen. Sie wissen, die Schwaben sind heimattreu, wollen am liebsten nur mit ihresgleichen zu tun haben. Ich bin beauftragt, zu fragen, ob sie, der Stuttgarter und Tierschriftsteller, diese sechs Hefte für uns machen wollen."

Ich sagte meinem Gast, daß dies mindestens die Arbeit eines Vierteljahres sei und eine große, verantwortungsvolle Aufgabe, die auch teuer sein werde. Wie er sich denn die Illustrationen denke? Und wieder verblüffte Dr. Schleicher durch größte Sachkenntnis. Er nannte eine württembergische Papierfabrik, die das Papier stiften wolle, kannte auch die ebenso gesonnene Klischeeanstalt, holte noch mehr Photos aus seinen Taschen und erzählte mir, welche Tierphotographen er in Berlin bereits besucht und zur Mitarbeit gewonnen habe. Es waren die Besten des Fachs. Einige fehlten, und ich sagte ihre Namen und Adressen. Auch empfahl ich, für die Umschlagbilder keine Photos zu verwenden, sondern farbige Zeichnungen, nannte ihm einen Berliner Künstler, der ganz besonders dafür in Frage käme.

Dr. Schleicher war begeistert, trank ausgiebig Tee bei mir und ging erst gegen 8 Uhr abends fort mit der Zusicherung, daß ich in vier Tagen den Vertragsentwurf aus Stuttgart bekommen würde.

Eine halbe Stunde später läutete die Hausglocke. Dr. Schleicher stand noch einmal an der Tür, diesmal erhitzt. „Ein dummes Mißgeschick; Motorpanne in Dahlem. Nicht genügend Geld in der Tasche, („Man nimmt auf Motorfahrten nicht allzuviel mit!") unglücklich, erst ins Hotel zu fahren! Ob ich ihm nicht zwölf Mark leihen könne bis morgen früh. „Gerne" sagte ich und zog den Geldbeutel. Es waren nur Fünfmarkstücke drin. „Ach, geben sie mir bitte fünfzehn Mark, damit ich dem

Deutschlands einzige Gefängnisärztin

Frau Dr. Hanna Neumann-Kollibay ist die einzige Gefängnisärztin in Deutschland. Sie amtiert seit 1931 am Frauen-Gefängnis des gemeinsamen norddeutschen Strafvollzuges in Lübeck-Lauerhof.

Monteur ein Trinkgeld geben kann", sagte Dr. Schleicher, schrieb mir eine Quittung aus, bedankte sich und ging.

*

Am anderen Morgen rief mich mein Freund, der Tiermaler, an. „Wunderschön, daß sie mich nach Stuttgart empfohlen haben. Das ist eine fabelhafte Sache, Dr. Schleicher sitzt neben mir, ich fixiere eben die Umschlagbilder". Gegen Mittag telefonierte Dr. Schleicher selbst. Er sei immer noch bei dem Zeichner, der vorzügliche Arbeiten mache. In etwa zwei Stunden käme er mit den Skizzen zu mir und erledigte die Kleinigkeit von gestern abend. Mit Stuttgart habe er bereits telefoniert; alles sei perfekt.

Drittes Telefongespräch. 6,30 Uhr abends. Diesmal wieder der Zeichner. Die sechs Bilder seien schon fertig; eben gehe Dr. Schleicher von ihm fort, zu mir. „Gut", sagte ich, „er muß sich aber beeilen; ich fahre um 7,30 Uhr weg." Um dreiviertel Acht ging ich fort, Dr. Schleicher war nicht gekommen. „Gesetz der Serie", meinte meine Frau, „hoffentlich hat der arme Teufel nicht wieder eine Motorradpanne".

Die Zeichnungen bekam ich nicht zu sehen. Dafür läutete am nächsten Morgen wieder das Telefon. Ein Polizeigraph bedankte sich dafür, daß ich ihn an Dr. Schleicher empfohlen habe. Das sei wie ein Geschenk des Himmels in diesen schlechten Zeiten; er habe ihm 25 Photos mitgegeben. Ich freute mich über die Freude des von mir geschätzten Photographen, wunderte mich aber, warum er nicht aufhörte, immer wieder von Dr. Schleicher zu sprechen. Schließlich fragte ich ihn geradeheraus. Erst zögerte er, dann meinte er stotternd: „Eine Kleinigkeit nur! Dr. Schleicher hatte gestern eine Motorradpanne, nachdem er von mir fortgefahren war. Er brauchte fünf Mark; ich hatte nur drei im Hause. Die gab ich ihm, weil er versprach, sie mir heute um 9 Uhr wiederzubringen. Jetzt ist es 10 Uhr. Dr. Schleicher hat sich nicht gemeldet.

Erst verschlugs mir die Sprache; dann habe ich herzlich gelacht. „Schöne Motorradpanne!"

Nun, dann stand das Telefon zwei Tage nicht mehr still bei mir. Zehn, zwölf, fünfzehn bekannte und unbekannte Menschen, die irgendwie mit Tieren zu tun haben, riefen bei mir an. Ueberall das Gleiche: Besprechung, Mitnahme von Photos, Motorradpanne, Geldverlegenheit, geglückter Pump von 3, 5, 7, 8, 15 Mark 50 Pfg.

*

Anfragen in Stuttgart ergaben, daß weder die Handelsgesellschaft noch der Verlag einen Dr. Schleicher kannten. Wir waren alle somit einem Spitzbuben aufgesessen, der in 14stündiger Arbeit Berlins Tierfreunde abgeklopft hatte und nun verschwunden war.

Eine Woche später wieder mein Telefon. Ein Doktor der Zoologie bedankte sich bei mir, daß ich ihm die Niederschrift jener zwei Hefte der Stuttgarter Tiergartenzeitung überlassen wolle, die ich selbst nicht schreiben könne. Herr Dr. Nägeli käme heute abend zwischen 6—7 Uhr zum Vertragsabschluß zu ihm. „Na, da lassen sie ihn man verhaften", sagte ich, „das ist nämlich ein Hochstapler." Das Telefon spielt in dieser Geschichte eine große Rolle. Etwa zehn Anrufe bei Polizeibehörden und Kriminalstellen waren nötig, um den Gauner in der Wohnung des Zoo-Doktors festzunehmen. Aber Herr Nägeli kam nicht zur verabredeten Stunde, obschon seine Gastgeber einen festlichen Abendbrottisch hatten decken lassen. Zehn Minuten später läutete im Haus das Telefon: Herr Dr. Nägeli entschuldigte seine Verspätung, sei mit dem Motorrad unterwegs.

Er kam nun tatsächlich nach zehn Minuten, aß mit dem liebenswürdigen Ehepaar Abendbrot, und als er sich eben zum zweitenmal kompott nahm, ging die Tür auf, ein Herr störte die tiergärtnerische, angeregte Tischunterhaltung. „Sieh mal an, das ist ja ein alter Bekannter, hinter dem schon lange ein Steckbrief läuft", sagte er und zeigte seine ominöse Dienstmarke.

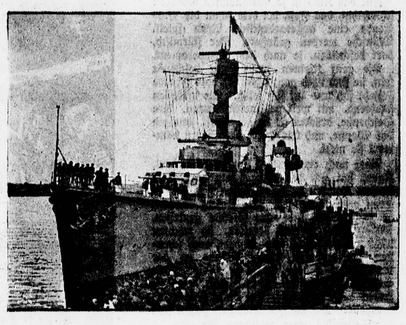
Herr Dr. Nägeli berlor nicht die Haltung. „Der Krug geht solang zum Brunnen, bis er zerbricht", meinte er und verbeugte sich gegen die Dame des Hauses, „Gnädige Frau, würden sie die Güte haben, ins Nebenzimmer zu gehen? Ich lasse mir nicht gern in Gegenwart von Damen Handschellen anlegen". Aber beim Hausherrn bedankte er sich, daß man ihn zu Ende habe essen lassen; das sei für lange Zeit sein letztes bürgerliches Abendbrot gewesen.

*

Der Tiermaler erhielt vor wenigen Tagen eine polizeiliche Vorladung . . . zur Empfangnahme der sechs Zeichnungen, die behördlicherseits einem gewissen „Bricks" abgenommen worden sind.

Und meine Vaterstadt Stuttgart bekommt also wohl doch keinen großen Zoo!

Von der Weltreise zurück



Der deutsche Kreuzer „Karlsruhe" hat, wie bekannt, eine einjährige Weltreise ausgeführt, vornehmlich in die amerikanischen Gewässer. Die Heimkehr des Kreuzers ist insofern von Interesse, als der Hellseher Hanussen ihm bei seiner Ausfahrt den Untergang prophezeit hatte. Diese Prophezeiung hatte bei den Angehörigen der Besatzung begreifliche Beunruhigung ausgelöst, hat sich jedoch als haltlos erwiesen.

Wochenrundschau

Mittwoch, 7. Dezember: Der Reichstag setzt seine Beratungen fort. Zur Debatte steht das Stellvertretungsgesetz für den Reichspräsidenten. Während der Aussprache entwickelte sich durch kommunistische Zwischenrufe und Beleidigungen Hindenburgs eine wüste Schlägerei zwischen links und rechts. Das Stellvertretungsgesetz wird in erster und zweiter Lesung angenommen. — Arbeitsminister Stegerwald spricht vor dem Deutschen Industrie- und Handelstag über den FDD. „Der Arbeitsdienst muß freiwillig bleiben." — Bei Explosion eines Schweißapparates im A. G.-Farbenwerk Premnitz kommen zehn Arbeiter ums Leben. — Neurath erklärt sich in Genf zum Ostasienkonflikt.

Donnerstag, 8. Dezember: Hochbetrieb in Genf: Die Fünf-Mächte-Konferenz behandelt zwei wichtige Fragen des deutschen Außenministers, ob Deutschlands Rechtsgleichheit in der Konvention praktische Anwendung finde und der Begriff „Sicherheit" sich auch auf die allgemeine Abrüstung beziehe. — Minister Gürtner unterbreitet dem Reichstag den Amnestieentwurf der Regierung. — Schleicher empfängt Otto Braun sowie Abgeordnete des Zentrums und der NSDAP zur Besprechung der Preußenfrage. — Vertreter der Christlichen Gewerkschaften berichten Hindenburg über die Arbeiternot.

Freitag, 9. Dezember: Der Reichstag verabschiedet das Gesetz zur Stellvertretung des Reichspräsidenten, hebt die sozialpolitischen Ermächtigungen der Septembernotverordnung auf und beschließt ein weitgehendes Amnestiegesetz für politische Urteile. Alle Anträge auf Bewilligung von Winterhilfen werden an die Ausschüsse überwiesen. Das Parlament vertagt sich darauf bis zum Januar. — Der nationalsozialistische Führer Gregor Strasser legt wegen verschiedener Differenzen mit Adolf Hitler die innerhalb der NSDAP übernommenen Aemter nieder. Auch der Abg. Feder erbittet um „Urlaub".

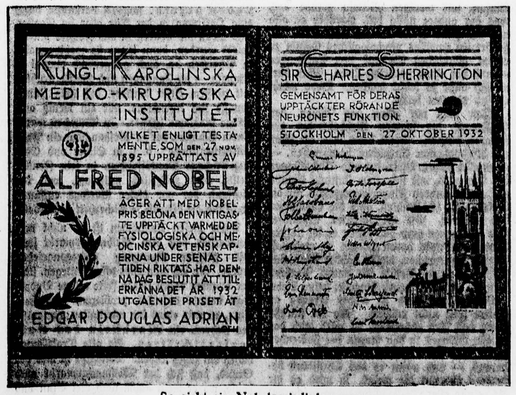
Samstag, 10. Dezember: Die Auseinandersetzungen in der NSDAP ziehen weite Kreise. Hitler erläßt eine Verfügung, die ihm die Leitung der politischen Organisation selbst überträgt und dem Abg. Ley zu seinem Stellvertreter und Stabsleiter ernennt. Alle inneren Ausbauarbeiten, so heißt es darin weiter, treten ab sofort zurück zugunsten einer äußersten Verstärkung unserer Propaganda. — Reichskanzler Schleicher hält dem Reichspräsidenten Vortrag. — Kommunistische Umtriebe und Demonstrationen im ganzen Reich. — Neue Revolte des Militärs in Mexiko.

Sonntag, 11. Dezember: Einigung auf der Fünfer-Konferenz in Genf: Deutschlands Gleichberechtigung wird Grundsatz und Ausgangspunkt der weiteren Abrüstungsverhandlungen. Auf Grund der von allen Mächten unterzeichneten Erklärung nimmt Deutschland wieder an den weiteren Arbeiten der Konferenz teil. Die deutsche Oeffentlichkeit beurteilt diese Einigungsformel sehr verschieden. Die Pariser Presse ist unzufrieden. — Freiherr von Neurath reist wieder nach Berlin.

Montag, 12. Dezember: Bei Hindenburg verhandeln Reichskanzler von Schleicher, Präsident Goering und Landtagspräsident Kerrl über die Entwicklung der Preußenfrage. Man spricht von der Bildung eines Preußenkabinetts, dessen Führer zugleich Reichsminister wird. — Kammerdebatte in Paris über die Zahlung der fälligen Kriegsschuldenrate. Herriot bringt seine Vorlage ein, die bedingte Zahlung vorschlägt, während fast alle Parteien sich gegen Entrichtung der Rate aussprechen. England will zahlen. — Im Hause Doorn wird ein Attentat auf den Exkaiser verhütet.

Dienstag, 13. Dezember: Der Haushaltsausschuß des Reichstages beschließt mit sozialistischer Mehrheit die Aufhebung der Notverordnung vom 14. Juni und weitere sozialpolitische Maßnahmen. — Ministerpräsident Herriot unterbreitet den Kammerausschüssen einen neuen Vorschlag zur Schuldenregelung, den diese aber ablehnen. Die einsetzende Kammerdebatte zeigte die bedrohte Lage des Kabinetts. — Die belgische Regierung tritt zurück, beschließt aber vorher, die amerikanische Schuldenrate nicht zu zahlen. — Polen, Lettland und die Tschechoslowakei wollen zahlen.

Mittwoch, 14. Dezember: Die Reichsregierung hebt die sozialpolitische Verordnung vom 8. Sept. auf. In langer Sitzung befaßt sich das Kabinett mit dem neuen Studentenwerkhaus und den Winterhilfe-Anträgen. — Der Preußenlandtag stimmt über zahlreiche Agitationsanträge der Sozialistenparteien ab und beschließt Aufhebung einiger Kommissar-Verordnungen. — Das Kabinett Herriot wird durch die Kammer gestürzt. — Große Unterhausdebatte über die Schuldenfrage.



So sieht ein Nobelpreisdiplom aus

Ansicht der Nobelpreisdiplome für die beiden englischen Mediziner Sir Charles Sherrington und Edgar Douglas Adrian, die ihnen in diesem Jahre vom schwedischen König überreicht wurden.

Streifzug durch die Woche

Nonni auf der Feuerinsel — 1000 Jahre Parlament — Das nationalistische Deutschland — Freue dich — Andacht im Dom — Zwei füreinander . . .

Soll ich es sagen oder nicht? Es ist wirklich beschämend. Als gebildeter Mensch darf man doch so etwas nicht eingestehen. Zwar bin ich überzeugt, daß es andern ähnlich geht. Aber selbst sie werden mir meine Meinung übel nehmen. Wenn da z. B. ein Vortrag von Einstein gehalten wird, so wird doch kein Anwesender zugeben, daß er von der ganzen Sache nichts verstanden habe. Sie werden alle Beifall klatschen, sie werden alle tun als ob. Sie werden einander helfen, unter allgemeinen Redensarten ihre völlige Unwissenheit auf diesem Gebiete zu verhüllen. So ist einmal der Mensch, und so sind die Urteile entstanden, daß die Gesellschaft den Einzelnen oft verlogen mache. Mein Fall liegt umgekehrt. Ich habe nämlich Freude, diebische Freude an dem neuen Spenffon, der doch eigentlich für Knaben geschrieben sein soll. Diesen Schriftsteller habe ich durch alle seine Bücher hin begleitet. Er wird mir bestimmt keine neuen Offenbarungen bringen. Und doch wie packend weiß er wieder

Elbkahn-Unglück bei Magdeburg

Bei Hohenwarthe, unterhalb Magdeburgs, fuhr ein Motorschiff einem Elbkahn, der mit 4000 Zentner Zucker auf der Fahrt nach Hamburg war, in die Flanke. Durch das eindringende Wasser wurde die gesamte Ladung vernichtet.

von seiner Heimat zu erzählen, von der „Feuerinsel" im Nordmeer. Wie kommt Jon Svensson zu diesem Buch? Nun, das irische Parlament hat „Nonni" zu seinem tausendsten Geburtstag eingeladen. Stell dir vor, oben im Nordmeer gibt es ein Parlament, ein Volksparlament, das so alt geworden ist und immer noch blüht. Ist es anderswo anders, so sagt man natürlich, es liege am Parlamentarismus, obwohl es doch offensichtlich allein an den Parlamentariern und an ihren Wählern liegen muß, wie könnte in Island ein Parlament 1000 Jahre alt werden! Wahrscheinlich beruht es darauf, daß in Island bei aller feinen Bildung doch noch mehr gesunder Bauernverstand im Spiele ist, und daß infolgedessen die Reden im Parlament sich durch diesen gesunden Sinn auszeichnen. Dann gibt es in Island noch mehr Familiengeist, was sich ebenfalls bis ins Parlament hin auswirkt. Also darüber ist Nonni gereift, und er hat das moderne Europa recht glücklich jenem Eiland gegenübergestellt, das eine so herrliche Geschichte und Literatur besitzt. Nun ist es heraus, was Kindern Freude macht, ist auch mir noch ein Vergnügen. Ein infantiler Komplex — ich werde zu einem Psychoanalitiker gehen!

Doppelt spürte ich das, da ich vorher den Walter Gerhart gelesen hatte, der auch bei Herder herausgekommen ist, ein Buch voller Probleme. Es zeigt den Geist deutscher Jugendtracht, wie er heute wieder aufflammt. Wer wäre es nicht langsam leid geworden, alle die Aufsätze über den autoritären, den totalen Staat und über das „Reich" zu lesen, die in den verschiedensten Gruppen erscheinen. Unser Verfasser sagt recht gut, daß sich der autoritäre Staat gegen die Parlamentsherrschaft wende, der totale gegen die Ausschaltung des Volkes aus der Politik das Reich aber gegen die weltlerisch-demokratische Denkart. Das ist sein Verdienst, daß er alle diese neuen Dinge in ein Gesamtbild vereinigt hat, daß er den Durchblick durch die Gegenwart gibt. Es wird nicht weiter kritisiert, es wird eigentlich nur erklärt, was da ist und wie es gekommen ist. Ich aber freue mich gerade angesichts dieses Buches, ein Kind noch zu sein. Wird es mir allzuhart mit den Zeitströmungen, dann denke ich, daß alles ein Spiel vor Gott ist. Es muß doch bisweilen gesagt werden, daß sich die Problemträger oft zu wichtig vorkommen. Sie meinen zu regieren, und es regieren ganz andere, viel brutalere Kräfte. Wie viele Probleme werden verschwinden, wenn die Not sich lindert. Wie wird einer der Religion gegenüber zum Beispiel ganz anders gestimmt, wenn er die Erfahrung gemacht hat, daß die religiösen Menschen, denen er begegnete, besser und liebevoller waren, als andere! So auch beim Vaterland. Ist es irrsinnig ein Vaterland, sorgt es für die Gerechtigkeit, sucht es für seine ärmsten Kinder zu tun, was immer möglich ist, so werden alle dieses Vaterland lieben, und es wird mit jeder Revolution bald ein Ende nehmen. Ein vorzügliches Buch liegt hier vor, sehe ich das Eine oder das Andere auch nicht gerade wie der Verfasser, so suche ich auch das Politische immer noch einzubetten in etwas Umfassenderes, Menschliches. Alle, die sich ein Urgriff machen wollen von dem heutigen nationalistischen Deutschland, müssen zu diesem Buche greifen. Namentlich müssen es die Politiker und Männer und Frauen des öffentlichen Lebens lesen und geradezu studieren.

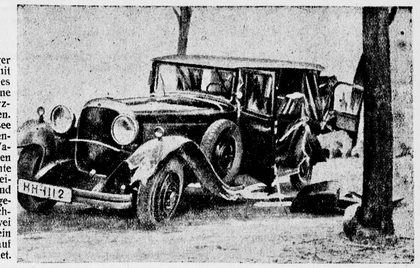
Ich bin schon ganz erfüllt von dem Weihnachtsgedanken. Der dritte Adventssonntag hat zur Freude aufgefordert. „Freue dich, Jerusalem, mit großer Freude". Das lasse ich mir nicht zweimal sagen. Der Glaube ist wie ein Mann mit einem großen Licht. Er zündet mit seinem Licht alles an, was nur brennen will. Dringt sein Feuer in die Seele, so ist gar kein Raum mehr für irgendetwas Anderes. Selbst unser Elend wird in ihm schön, so wie ja der falsche arme Sonnenbaum zu einem Herrlichen und Märchenhaftem wird, wenn man die Lichtlein auf ihm entzündet. Ich weiß, daß wir alle unsern Zoll an das Leben, an das Tal der Tränen, an die Schwäche der Natur zu zahlen haben, ich weiß doch auch, daß da eine Quelle der Freude ist, die immer fließt. Ich weiß doch auch, daß Menschen, die von echter Weihnachtsfreude ergriffen sind, gleich herumgehen und allenthalben Krippen und Christbäume aufstellen, daß sie für die armen Brüder und Schwestern sammeln, daß sie mitteilen und auf die Erde pflanzen wollen, was ihnen der Himmel schenkt. Im Lande herumgehen und die Menschen lehren, wie man sich in Gott freuen kann, einfach freuen, weil der Erlöser da ist, weil er die Botschaft der Liebe und des Friedens bringt, das möchte ich.

Ach, ich wollte noch etwas gestehen. Oft genug muß ich den Besuch feierlicher Gottesdienste im Dom andern überlassen, die nicht so viele Bücher lesen müssen und nicht so viel reisen und so fort. Aber vor kurzem habe ich doch einmal miterlebt, was es ist, um den Anschluß des Mitmenschen Gebetes. Es ist schon eine Zeit her, und doch steht dieses gewaltige Schauspiel mir immer noch vor der Seele. Zu Tausenden gedrängt sah man das fromme Volk in schöner Andacht und Sammlung, unmittelbar vor den Herzen, das mit sanftem Scheinen durch Dämmerung und Schatten drang. Dieses Volk beugte sich vor seinem Gott, es war eine einzige, von einem wunderbaren Glauben durchleuchtete Gemeinschaft. Niemand hatte da einen Gedanken an irdische Händel, alles aber war erfüllt von dem Frieden, der aus einer andern Welt kommt. Und ich dachte der Jubiläen, die vor diesem hier gefeiert hatten, Jahrhunderte hindurch. Da ist kein Stein, auf den nicht schon die Träne eines leidenden und betenden Menschen gefallen ist. Da ist kein Heiliger an den Säulen, zu dem nicht schon der sehende Blick eines müden Erdenpilgers hinaufgewandert ist. Weiß leuchtend steht da die Mutter, der Mutterschmerz der Menschheit. Die Mater dolorosa, und sie hütet in unermessen Schweigen all das unaussprechliche Weh, das man ihr bringt den langen Tag von der ersten Frühe bis zur späten Nacht. Dieses Menschen, die dort im Schiff des gewaltigen Domes beisammen sind, sich genau so wenig nicht als Heilige. Es mögen schlimme Klatschweiber dazwischen sein und zänkische Männer und ich weiß nicht was alles. Hier aber sind sie gebändigt, sind sie umstrahlt von dem Herzenslicht, das mit sanftem Scheinen durch Dämmerung und Schatten drang. Dieses Volk beugte sich vor seinem Gott, es war eine einzige, von einem wunderbaren

Die Heimkehr des Australienfliegers Klausmann

Der eine der beiden deutschen Australienflieger, Fritz Klausmann, ist jetzt in Bremen eingetroffen, wo ihn unser Bild im Kreise seiner Familie mit Braut und Bruder zeigt (Klausmann ×). Klausmanns Nerven haben sehr gelitten, so daß zeitweise Wahnvorstellungen auftreten.

Das traurige Ende einer Schwarzfahrt



Ein Hamburger Chauffeur hatte mit dem Wagen seines Arbeitgebers eine nächtliche Schwarzfahrt unternommen. Auf der Chaussee Perleberg—Wittenberge stieß der Wagen plötzlich gegen einen Baum, drehte sich um seine eigene Achse und blieb in der entgegengesetzten Richtung liegen. Zwei Mädchen und ein Mann wurden auf der Stelle getötet.

Amerika bestellt Weihnachtsbier

Abbild eines Originaltelegramms des Bismarck-Hotels in Chikago, des größten deutschen Hotels in Chikago, in dem bei der Löwenbrauerei in München für die Weihnachtszeit 20 000 Faß „feinstes Löwenbräu hell und dunkel" bestellt werden. Näheres kündigt das Hotel in einem Brief an. Voraussetzung ist natürlich, daß bis Weihnachten die Bestimmungen des amerikanischen Prohibitionsgesetzes gemildert werden, wofür allerdings nicht viel Aussicht vorhanden ist. Immerhin hat dieses Telegramm in Fachkreisen beträchtliches Aufsehen erregt.

029 Telegramm **Deutsche Reichspost**

178 CHICAGO ILL 105 25/11 1237 P WUNEM

= LOEWENBRAEU MUENCHEN =

1834

Amt München

STRONG POSSIBILITY FOR BEER IMPORTATION BY CHRISTMAS
PREPARE TWENTY THOUSAND BARRELS FINEST LOEWENBRAEU HELL
UND DUNKEL „DETAILS FOLLOW BY LETTER = BISMARCK HOTEL CO ++++

Bild rechts:

Der Weihnachtskarpfen

Bild links:

Nun muß der Weihnachtsbaum geholt werden

Der Mann im Monde.

Aus fernen Zonen

Wie wir den Aconcagua eroberten!

Im Februar zog die deutsche Andenexpedition hinaus nach Peru und ist vor kurzem mit dem Hapag-Dampfer „General Antigas" heimgekehrt. Eine Serie interessanter Messungen und Forschungen, sensationelle Bergbesteigungen, wissenschaftliche Beobachtungen auf allen einschlägigen Gebieten — von den kosmischen Strahlen bis zur Gletscheruntersuchung — das sind oberflächlich gesehen, die Ergebnisse und Erfolge dieser deutschen Expedition. — Die Unterredungen unseres Hamburger H.-K.-Mitarbeiters mit dem Leiter der Expedition, vor allem mit Regierungsrat Dr. Borchers, ergaben ein interesantes und spannendes Bild von den neuen großen Erfolgen in Südamerika.

„Das Wetter ist diesig bei Cuxhaven. Der ‚General' wird nicht so schnell hier sein . . ."

Seeleute sind immer ein wenig pessimistisch. So starrte man denn vom Hapag-Kai aus ein wenig fröstelnd über den verregneten und dunkel verhängten Spiegel der Elbe in Richtung Cuxhaven.

Der „General" kam doch noch pünktlich. Vielleicht meinte der Kapitän des Schiffes auch, daß es unhöflich sei, die vielen, vielen Neugierigen noch länger in diesem unfreundlichen Wetter warten zu lassen.

Als der „General" festmachte, stürmten die ganz Unentwegten schon an Bord. „Wo ist Dr. Borchers — ist Schneider da?"

„Was für ein Schneider?" — „Na, Erwin Schneider, den Bergsteiger, meine ich!" — „Ach — die Herren aus Peru meinen Sie! Da hinten sind sie doch . . ."

„Nun erzählen Sie mal!"

So sind die Menschen: da ist jemand monatelang draußen gewesen, hat ganze Pakete und Koffer mit Akten und Notizen, — und soll jetzt in zehn Minuten erzählen, was er alles erlebt hat . . .

„Welches sind die interessantesten Resultate der Reise?"

„Nun, die Besteigung des Aconcagua, die Auffindung einer sehr interessanten Inkastadt, unsere Messungen wegen der Höhenstrahlen, die karthographischen Photos nicht zu vergessen . . ."

Dr. Borchers erzählt. Er braucht nur Resultate zu nennen. Denn die deutsche Anden-Expedition 1932, die vom Deutsch-Oesterreichischen Alpen-Verein und der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft unternommen wurde, war ein ganz großer Erfolg.

Freilich war die Expedition auch ganz hervorragend organisiert: „Sehen sie sich doch nur die Liste der Leute an, die wir hatten. Sie haben alle große Erfahrung gehabt, sie kamen alle als Fachleute zu uns. Da ist der Kartograph Lukas, der zusammen mit Dr. Kinzl kein höheres Ziel hat, als auf der Landkarte recht viel weiße Flecken durch genaue Vermessungen und Berechnungen auszutilgen. Hoerlin mit seinen Tiefen- und Höhenmessungen, mit seiner Konkurrenzangst mit Prof. Piccard in bezug auf die kosmischen Strahlen, ist noch nicht fertig geworden drüben und blieb zurück. Er wird allerlei Ueberraschungen mitbringen. Doch er ist sehr vorsichtig und überstürzt nichts, um nachher nicht gerade in der Frage der ja jetzt überall erörterten kosmischen Strahlen — den Fragen und Einwürfen Stand halten zu können . . ."

Tatsächlich: sie hatten prächtige Kerle mit nach Südamerika, um die Anden und besonders den Aconcagua in diesem größten Gebirge der Welt zu erobern.

Dr. Borchers, seines Zeichens Regierungsrat in Bremen, ist aber außer dieser sehr exakten und fachlichen Eigenschaft ein immens tüchtiger Alpinist. Seine Teilnahme an der bekannten und mit Recht später berühmt gewordenen Pamir-Expedition im Jahre 1928 geschah nicht von ungefähr. Er hat auf dieser neuen Fahrt ins Unbekannte erneut seine Führereigenschaft, seine organisatorischen Talente und wissenschaftlichen Eignungen bewiesen.

Er spricht wenig von sich, dafür aber plaudert er gern über seinen Reisegefährten, Erwin Schneider, den Bergsteiger. Der sieht wohl aus einer beruflichen Angewohnheit immer hoch zum Himmel hinauf, als wenn er auch hier im Hamburger Hafen im Geiste die Gebirgskette der Anden oder einen anderen jener Bergriesen vor sich sähe, die er in seinem Leben schon bezwang.

Ein Bergsteiger-Phänomen

Erwin Schneider ist immer von einer ruhigen, gleichmäßigen Lebendigkeit. Er bildet sich absolut nichts darauf ein, der beste und erfolgreichste Bergsteiger der Gegenwart zu sein . . .

„Ihn reizen nur die Gipfel über 7000 Meter — so ein kleiner Himalaya oder etwas ähnliches! Allzuviele Berge dieser Höhenlage gibt es ja nicht. Die Menschen haben bis jetzt davon zehn erklettert. Und hier hält Schneider seinen Rekord: er hat von diesen bisher erstiegenen zehn Bergen über 7000 Meter ganze fünf überhaupt als erster Mensch bezwungen . . ."

„Wie ist das nur möglich?" — „Ja, wir glauben, — er hat einen sechsten Sinn. Er klebt an den Steinwänden — bis er oben ist. Sie werden verstehen, daß ihn die Aufgabe reizte, den Aconcagua zu besiegen.

6970 Meter hoch, 32½ Grad südlicher Breite, der höchste Berg der Kordilleren Südamerikas, ein alter erloschener Vulkan — eine Sache, die sich rein Alpinist, der von der Leidenschaft zum Berg besessen ist, entgehen lassen darf. Geschweige — Erwin Schneider! Wir hatten da schon einen deutschen Vorkämpfer — Güßfeldt. Er kam schon 1883 bis auf 6400 Meter hinauf. Aber bei Bergen kommt es ja immer auf die letzten 100 Meter an. Wir haben sie jetzt gehabt!"

Der Aconcagua wurde auf dieser Expedition zum ersten Mal wissenschaftlich erforscht. Eine der interessantesten bergsteigerischen Leistungen war ohne Zweifel auch die Besteigung des Huascaran, eines 6700 Meter hohen stark vergletscherten Berggipfels. Gar nicht zu reden von den vielen bezwungenen Bergen weiter im Norden der Kordilleren. Und dabei muß erwähnt werden, daß in mehreren Fällen die schweren eisenumspannten Apparate zur Messung kosmischer Strahlen bis in die höchsten Höhen hinaufgebracht worden sind. Es galt, unendliche Schwierigkeiten zu überwinden.

Erwin Schneider gebührt gewiß ein Großteil des Ruhmes, den anderen Alpinisten den Weg mit seiner phänomenalen instinktsicheren Begabung für die Bezwingung der Bergriesen gewiesen zu haben.

Rückkehr aus den Schneeregionen der Anden

Die Teilnehmer der von der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft und dem Deutsch-Oesterreichischen Alpenverein ausgerüsteten Anden-Expedition: In der vorderen Reihe von links nach rechts: der Münchener Student Dr. Schneider, der Kapitän des Dampfers, Frau Dr. Borchers und der Führer der Expedition, Regierungsrat Borchers.

Das Spiel mit der Gefahr

Es ist schwer zu sagen, welches das interessanteste Ereignis dieser Expedition gewesen ist. Ob man die Gefahren bei einzelnen Bergtouren hierhin rechnet, oder eine plötzliche hochbedeutsame wissenschaftliche Feststellung. Für den Wissenschaftler ist das eine, für den Alltagsmenschen die Sensation der Gefahr das Interessantere.

Man ist in den Anden auf eine Inkastadt gestoßen, hat staunenswerte Funde gemacht, wie man sie bisher selten in dieser außerordentlichen, unbeschädigten Qualität fand. Daß heute noch derartige Funde möglich sind, dürfte ein Beweis dafür sein, daß die Anden durch uns heutige Menschen noch nicht durchforscht wurden . . . Daß es hier noch vieles zu erkennen und kennen und zu lernen gibt . . .

„Es ist verblüffend, wie man ein paar Schritte neben den großen Eisenbahnlinien, die sich mühsam durch das Gebirge ihren Weg bahnen, auf einmal wieder auf die uralten Fußpfade stößt, die einst die Inkas in mühsamer Arbeit aus dem härtesten Gestein formten. Sie machen sich keine Vorstellung, wie man sich heute, als Mensch des Maschinenzeitalters, — trotz allem arm vorkommt, gegenüber den Zeugnissen einer vergangenen großen Kultur. Wir lassen mit unseren wissenschaftlichen Erkenntnissen Schritt für Schritt vorwärts und hoffen, eines Tages ein geschlossenes Bild zu erhalten."

Die Gletscher haben sie gemessen, in verwegenen Flügen rückten sie den Hochgebirgen zu Leibe, sie haben Pflanzen gesammelt, Höhen gebucht und Karten gezeichnet. Weiße Flecken sind verschwunden auf der Landkarte von Peru, auf dem Gebiet der Anden, der höchste Gipfel der Nordlieren ist uns kein unbekannter Berg mehr.

Das ist eine kleine Bilanz aus dem, was eine deutsche Anden-Expedition in diesen Jahr zustande brachte: deutsche Erfolge in einer fernen unerforschten Welt!

Unbekanntes Zukunftsland

Was den Auswanderer in Angola erwartet — Deutsche Pflanzer — Forschungsreisende nur noch im Auto — Strafe für Steuerschuldner — Möglichst viele Frauen — Seltsame Leckerbissen

Ein Land, das Menschen aus dem überfüllten Europa aufnehmen könnte, ist Angola. Der Norden, in der Aequatorialzone gelegen, hat heißes und feuchtes Klima; nach Süden hin wird es jedoch immer trockener, für den Europäer eignet sich am besten der mittlere und südliche Teil. In diesem Land, das etwa zweimal so groß ist wie Deutschland, leben heute etwa 350 Deutsche. Angola ist ein zivilisiertes Land; Forschungsreisen wie die des Professors Jeffen sind der dieser Tage von der Gesellschaft für Erdkunde berichtete, werden nur noch im Auto und Lastkraftwagen erledigt, die Lastträger sind entbehrlich geworden. Das Reisen ist auf den guten Fahrstraßen der Portugiesen leicht und angenehm. Die gutangelegten Autowege werden von den Schwarzen gebaut, die ihre Steuern nicht bezahlt haben und sie nun durch Arbeit für die Allgemeinheit abgelten müssen.

Die weite innerafrikanische Hochfläche ist überstäut von großen Felserhebungen mit absonderlichen Formen, die als Kegel oder Kuppeln nackt und steil oft bis zu 100 Meter hoch emporragen. Im Westen erreichen einzelne Bergspitzen Höhen von 2500 Meter. Die Hänge ist wenig gegliedert und hat nur einzelne Täler; denn unablässig schlagen breite Dünnungswellen ans Ufer, die jede Landung unmöglich machen. Wollen die Eingeborenen aufs Meer hinaus, so benutzen sie bootähnliche Flöße, die im Grunde nichts anderes sind als zehn mit Bast verbundene Holzäste, so elastisch, daß ihnen auch die stärkste Brandung nicht anhaben kann. Durchstreift man Angola von Norden nach Süden, so kommt man zunächst durch eine Zone des Feuchtwaldes, dessen schlanke, immergrüne Bäume, umgeben von viel Unterholz, ein ständiges Dämmerlicht erzeugen, unerträgliche Schwüle herrscht hier. Diese Waldungen sind nichts für die Weißen, die sie als Brutstätte von Schlafkrankheit und Malaria zu meiden suchen. Die eingeborenen Bantus dagegen leben von Maniok und Blättern, sie sammeln Engerlinge, Ratten, Raupen, und eine Delikatesse bildet für sie die Frucht der Oelpalme, deren Mehel ihnen zum Brot ihrer primitiven Hütten dienen. Weniger wichtig sind bei diesen Behausungen der Neger die Seitenwände aus das dichte Regendach; denn kühle Temperaturen sind im Feuchtwald unbekannt, während die Regengüsse einander in kurzem Abstand folgen. Gesünder und reicher an wirtschaftlichen Möglichkeiten ist das Savannengebiet mit seinen weiten Grasflächen. Die dortigen Eingeborenen sind freilich mißtrauisch und verschlossen, den Europäern haben sie oft genug mit ihrer Neigung zu Aufständen Sorge bereitet, und man darf im Verkehr mit ihnen nie vergessen, daß sie die Nachkommen von Kannibalen sind. Mais, Fleisch und Heuschrecken bilden ihre Nahrung.

In Mittelangola gibt es einzelne Kaffeeplantagen, die deutschen Pflanzern gehören, denen die Einsamkeit dieser Gegend nichts anhaben konnte. Für tropenkranke Kolonisten gibt es sogar ein kleines deutsches Spital. Besser aber als alle Krankenpflege ist für den Europäer die Vorbeugung, die darin besteht, daß er alle zwei Jahre Heimatsurlaub nimmt und seine Gesundheit in der gewußigten Zone wieder auffrischt. Mit den portugiesischen Kleinsiedlern kommen die Deutschen gut aus. Die Neger sind vielfach ihre Plantagenarbeiter, wenn die modernen Eingeborenen es nicht vorziehen, eine eigene Landwirtschaft zu betreiben und ihre Erzeugnisse an die portugiesischen Händler zu verkaufen, denen sie oft hundert Kilometer weit entgegengehen, um ihnen eine geringe Menge Honig oder drei Hühner zu verkaufen. Geht der Neger auf eine solche Reise, so nimmt er nicht nur seine bedauerliche ganze Wirtschaft mit, sondern er legt vor allem auch europäische Kleidung an. Die entscheidende Rolle spielt für ihn die lange Hose, dann folgt als höhere Eleganz der steife Hut, und wer ganz vornehm sein will, trägt beim Betreten einer Stadt sogar Schuhe. Nicht selten kann man im Innern Afrikas heute schon beobachten, wie sich zwei Neger nach europäischem Vorbild mit Händedruck und Verbeugung begrüßen, jeder Zoll ein Gentleman.

Noch weiter südlich bieten sich in Angola so vorzügliche Lebensbedingungen, daß der Mais sogar jahrzehntelang dort leben kann, ohne die Europatour antreten zu müssen. Dort kann er Gemüse, Erdbeeren und Aepfel ziehen, doch bleiben die Früchte im allgemeinen wegen der Trockenheit ziemlich klein. Im äußersten Süden der Kolonie wandelt Trockenheit und Hitze das Land zur regelrechten Steppe, der Schirmakazie und Affenbrotbaum ihr typisches Gepräge gebend. Das ist das Land der großen Brände, die die Eingeborenen anlegen, um später schöne Weiden zu bekommen. Viel Wild gibt es in Südangola; Leoparden, Wildkatzen und Geparden sind beliebte Jagdtrophäen. Der Ackerbau muß naturgemäß unter der Dürre und den häufigen Heuschreckeneinbrüchen leiden. Mais und Hirse sind die beliebtesten Bodenprodukte. Aus der Hirse wird ein eigentümliches, wohlschmeckendes Bier hergestellt. Wo der Eingeborene sich zur Viehhaltung entschließt, ist er ein vorzüglicher Züchter, für den das Rind eine mindestens ebenso große Rolle spielt wie die Frau. Sein Viehbestand ist für ihn unantastbar. Die Neger leben in Familiensiedlungen, die sorgfältig in Wohn- und Viehkrale eingeteilt sind. Die Frauen der Viehzüchter können sich an Schmuck nicht genug tun, und turmhohe Frisuren, zusammengeklebt aus Oel, Erde und den einem Boxer selten als Zeichen besonderer Vornehmheit. Diese Stämme sind erheblich selbstbewußter als die nördlichen.

Kommt der Europäer auf einer Fahrt durch Angola schließlich wieder an die Küste so fällt ihm immer von neuem die dürftige Vegetation dieser Landstrecke auf deren Bewohner sich einzig von dem Fischreichtum ernähren können, der an Ort und Stelle in modernen Fabriken zu Konserven und Räucherwaren verarbeitet wird. Das Hinterland hat nur wenige Oasen mit Palmenbestand. Die Siedlungen außerhalb dieser Oasen sind mit starken Mauern versehen, die den Wüstensand abhalten sollen.

Landschaftliche und wirtschaftliche Bedingungen sind nicht unbedingt günstig für deutsche Auswanderer und Arbeitslose, bilden aber eine Fülle von Möglichkeiten für den, der ein gewisses Kapital mitbringt, körperlich geeignet ist und sich dem Klima mit der Einsamkeit, ohne Freunde, ohne Anregung, ohne die geringste menschliche Hilfe gewachsen fühlt.

„Bitte Tür öffnen!"
bedeuten bei unserem Muschel diese bittenden Laute.

Ein Kater kommt nach Haus

Von Will Scheller

Daß alle Hoffnung schon aufgegeben gewesen — nein, das war zuviel gesagt. Es gibt ja auch so manche verbürgte Nachricht über wundersamste Heimkunft Entschwundener nach Wochen und selbst nach Monaten, daß die Möglichkeit ähnlichen Ausgangs für den eigenen Fall nicht von der Hand zu weisen war, wenigstens nicht unbedingt. Und es schwelgte sich doch so schön in der träumerischen Vorstellung, daß er eines Abends wieder sein helles Gesicht, von graubraunen Ohren und der grauen, von schwarzen Streifen durchfurchten Stirn überschattet, oder eines Morgens die nicht eben laute, aber unverkennbare Stimme in dem bei ihm üblichen kurz abgestuierten Rufen im Hof hören lassen oder daß er, als wäre nichts gewesen, mittlerweile, durch die gerade geöffnete Flurtür hereinspazieren würde in dem geschmeidigen, spielenden Gang, den er von seinen königlichen Vorfahren in Aegypten her immer noch an sich hatte.

Ja, das war angenehm zu denken, wenn auch andererseits die Wahrscheinlichkeit nicht völlig bestritten werden konnte, daß ein getreuer Nachbar und desgleichen, der ihm wie seinen Artgenossen längst ein greuliches Sterben schwur, dieses Wort in eine mindestens ähnliche Tat umgesetzt oder daß ein Spaßvogel ihn eingefangen und zur Zielscheibe des Wurf- oder Schießsports gemacht, oder daß ein bellender Zeitgenosse ihm mit einem — freilich humaneren — Genickbiß den Garaus bereitet habe. Das alles war gewiß nicht außerhalb einer Wahrscheinlichkeit gelegen, die in Stunden pessimistischer Vernünftigkeit denn auch gründlich erreichnet wurden, und was in eben diesen Tagen an neuen Erfahrungen über verlaufene und mißhandelte Katzen eingebracht wurde, erschien allenfalls geeignet, eher jede Befürchtung als eine noch so bescheidene Hoffnung zu nähren. Die halb tot geschundene Katze mit dem Strick am Schwanz, die am Stadtrand zu Tode erschöpft von tierfreundlichen Leuten aufgenommen werden war, wirkte als ein kennzeichnendes Beispiel für das Katzenschicksal schlechthin.

Gleichwohl — die Hoffnung war nicht aufgegeben. Irgendwo glomm noch ein Fünfchen, das nicht verlöschen wollte. Und wahrhaftig, ein Sonntagmorgen ließ es regelrecht einen leuchtende Flamme aufgehen, denn — auf einmal war er wieder da, wirklich und leibhaftig erschien er auf dem Hofe, beträchtlich weniger geworden im Volumen, verstaubten Angesichts, mit blutigen Pfoten und äußerst gedrücktem Wesens — aber doch in eigener Person, an deren Identität kein Zweifel war. Das Wunder ist also geschehen: daß ihm jemand zuhilfe zu kommen brauchte, hat er, Musch, der graus-weiße Kater, nach achttägiger Abwesenheit heimgefunden. Das Sorgen und Suchen einer Woche ist nicht umsonst gewesen . . .

Groß, offengesagt, überschwänglich ist die Freude, die ihn mit Zärtlichkeit und guten Gaben umbaut, alles Erdenkliche herantränt, ihn von den Spuren der überstandenen Abenteuer zu säubern, seine Wunden zu pflegen, und was für einen Hunger mag er haben und was für einen Durst! Alle Hände weteifern — er aber achtet all dessen nicht sonderlich, es ist ihm offenbar peinlich. Mittelpunkt einer allgemeinen Erregung zu sein (er hat sich allerdings nie viel aus geräuschvoller Gesellschaft gemacht), und mit den bei Katzen so eigentümlichen Zeichen der Verlegenheit entzieht er sich den Ovationen, schenkt den dargebotenen Leckereien, dem rohen Fleisch, der warmen Milch nicht mehr als einen — immerhin noch ein wenig verstörten — Seitenblick, widerstrebt nachdrücklich einer weiteren Behandlung der verwundeten Pfoten und schreitet, ohne Ueberstürzung, aber zielbewußt, zur Küche, wo er auf dem Ummeg über den Herd, zur Wasserleitung sich begibt. Jeder weiß, was das bedeutet. Also wird der Hahn aufgedreht, und es erfolgt nun, die kleine rote rauhe Zunge in den langsamen, dünnen Silberstrahl gehalten, ein lustvolles Schlampampen — kaum glaublich, wieviel Wasser in so einen kleinen Katzenbauch hineingeht! — und dann erst, als er sich, schluckend noch, ein paar schillernde Tröpfchen auf der Oberlippe, umschaut, erwacht in seinen schwarzumränderten, grünen Augen das Gefühl des Zuhauseseins.

Weg von meinem Futternapf!
Als Fleischfresser mit engem Wohngebiet ist die Katze gezwungenermaßen asozial; sie muß, um ihren Lebensunterhalt zu sichern, Artgenossen aus ihrem Lebensraum wegbeißen.

Nun erst erfolgt das Recken auf gekrümmten Hinterbeinen und gestreckten Vorderpfoten mit eingesenktem Rücken und wonnigliches Aufreißen des kleinen Raubtierrachens im Gähnen der Zufriedenheit, jetzt erst wird ihm die Heimat der Wohnung wieder zur Welt, Fleisch und Milch zu Dingen der Wirklichkeit, angenehm zu genießen, und die Aufmerksamkeit der Menschen eine Sache, aus der sich, unter Umständen, etwas Erträgliches machen läßt — — ein behagliches Halbschlummern auf dem Schoße oder auf den Knien, die kleinen Erheiterungen des Kraulens unter dem Kalb oder hinter den Ohren und andere Lustbarkeiten, deren Wert, obgleich wandelbar nach Maßgabe der eigenen Stimmung, im Regelmaß des Stundenlaufs nicht zu unterschätzen ist.

So wächst er denn, durchaus nach persönlichem Ermessen, der Mensch hat da nur staunend zuzusehen, wieder in die Welt hinein, die ihn solange entbehrt hat, weil sie sich ohne ihn nicht mehr gefällt. Was sie aber auch empfinden mag um seinetwillen: sie wird für ihn, Musch, den Kater, erst wieder Welt, wesentliche Wirklichkeit, nach Maßgabe seiner unbeirrbringlichen Entschließungen, sie anzuerkennen, sie gelten zu lassen oder nicht. Er baut sie sich selber auf, ganz von neuem, wenn es auch etwas schneller geht als das erste Mal, vor Jahren, so ist sie doch, wie sie allmählich, Raum um Raum, Stück für Stück wieder in sein Bewußtsein strömt durch Auge und Ohr, durch die Berührungen des Fells und der empfindlichen Tastbaare, durch Schleichgänge und hochbeinige Wanderungen, durch Sprünge hinauf und hinab, durch Ruhe und Traum, sein Werk, seine Schöpfung, um deren letzte, eigentliche Bedeutung für ihn selbst, für sein Lebensgefühl der Mensch so wenig weiß wie vom Leben auf dem Mars. Indessen, was für Rätsel auch auf dem Grunde der mitunter so eindringlich blickenden Augen lauern mögen: er ist wieder da, das ist die Hauptsache, und wenn er auch selber nicht viel Wesens davon macht — denen, die um ihn sind, dünkt es wie ein freundliches Geschenk des Schicksals oder wie ein Lächeln jener Göttin, die die Alten mit einem Füllhorn abgebildet haben.

„Da haben wir's: falsch wie eine Katze!"
Wer sich dieser landläufigen Meinung anschließt, verrät wenig Tierverständnis. Die Katze hat sich die Unabhängigkeit des Wildtieres bewahrt, und sie spielt daher mit dem Menschen nur dann, wenn — sie will.

Der Dichter und sein Kater

Wenn er sich neigt, um des Gedankens Blitz
in die geschliffne Form des Worts zu schlagen,
bezieht sein Kater den gewohnten Sitz
in Dichters Nacken auf dem Joppenkragen.

Und während sacht ihm in der Feder Fluß
wie Tropfen Golds die ewigen Verse fallen,
schlägt in den Kragen, schnurrend vor Genuß,
der Kater Musch die feingeschwungnen Krallen.

Und stockt des Dichters Feder am Papier,
und sinnt er einem Wort nach, traumverloren,
dann stutzt auf seinem Sitz das Katertier
mit fragend hochgestellten, spitzen Ohren.

Setzt kratzend sich die Feder neu in Lauf,
fügt emsig wieder Zeile sich an Zeile,
nimmt Musch vergnügt das Schnurren wieder auf,
und kostet tief des Nichtstuns Langeweile.

So kommt geruhsam das Gedicht zur Welt,
der Dichter lächelt, ein beglückter Vater;
katzbuckelnd und die Rute hochgestellt
schnurrt selbstzufrieden auch sein grauer Kater.

Willi Lindner

Von Katzen

Theodor Storm

Vergangnen Maitag brachte meine Katze
Zur Welt sechs allerliebste kleine Kätzchen,
Maikätzchen, alle weiß mit schwarzen Schwänzchen.
Eürwahr, es war ein zierlich Wochenbettchen!
Die Köchin aber – Köchinnen sind grausam,
Und Menschlichkeit wächst nicht in einer Küche –
Die wollte von den sechsen fünf ertränken,
Fünf weiße, schwarzgeschwänzte Maienkätzchen
Ermorden wollte dies verruchte Weib.
Ich half ihr heim! – der Himmel segne
Mir meine Menschlichkeit! Die lieben Kätzchen,
Sie wuchsen auf und schritten binnen kurzem
Erhobnen Schwanzes über Hof und Herd;
Ja, wie die Köchin auch ingrimmig drein sah,
Sie wuchsen auf, und nachts vor ihrem Fenster
Probierten sie die allerliebsten Stimmchen.
Ich aber, wie ich sie so wachsen sah,
Ich pries mich selbst und meine Menschlichkeit. –
Ein Jahr ist um, und Katzen sind die Kätzchen,
Und Maitag ist's! – Wie soll ich es beschreiben,
Das Schauspiel, das sich jetzt vor mir entfaltet!
Mein ganzes Haus, vom Keller bis zum Giebel,
Ein jeder Winkel ist ein Wochenbettchen!
Hier liegt das eine, dort das andere Kätzchen,
In Schränken, Körben, unter Tisch und Treppen,
Die Alte gar – nein, es ist unaussprechlich,
Liegt in der Köchin jungfräulichem Bette!
Und jede, jede von den sieben Katzen
Hat sieben, denkt Euch! sieben junge Kätzchen.
Maikätzchen, alle weiß mit schwarzen Schwänzchen!
Die Köchin rast, ich kann der blinden Wut
Nicht Schranken setzen dieses Frauenzimmers;
Ersäufen will sie alle neunundvierzig!
Mir selber! ach, mir läuft der Kopf davon –
O Menschlichkeit, wie soll dich bewahren!
Was fang' ich an mit sechsundfünfzig Katzen! –

Wie ein Teufel
fuhr Muchel auf die Filmmaus los.

Unsere Hauskatze ist ein Kind der Tropen
Daher bevorzugt sie auch heute noch als Ruheplatz die Heizanlagen, deren Temperatur sie an ihre Urheimat, an die glühenden Sandgefilde des nördlichen Afrika erinnert.

Legende von Pudel, Katze und Maus

Einem Pudel, den man grausam naßgegossen,
nahte sich die Katze mit der Maus,
und sie sprachen: Wir sind Leidgenossen,
Angst und Hunger stehn wir aus.

Frierend in der Winterkälte
— ach, der Mensch hat's warm und satt —
irren wir im Wind auf hartem Felde,
fortgejagt von Napf und Ofenstatt.

Nach Naturgesetzen müßten wir uns fressen
gierig gleich mit Haut und Haa. –
Doch der Löwe hat sich selbst vergessen,
als der Täufer in der Wüste war.

Laßt uns Tiere nicht dem Schöpfer fluchen,
wenn die Menschen grausam sind,
laßt uns irgendwo ein Eckchen suchen,
einen Schutz vor Menschen, Frost und Wind.

Auf gewärmtem Mist in einem Stalle,
nah bei Rind und Schaf ruhten sie aus,
schmiegte sich am Hund die Katz, in ihrer Kralle
hielt sie zärtlich sanft die Haselmaus.

Johan Luzian

Der Splitter nahe dem Herzen

Von H. A. Berger

Sie waren nun schon eine Reihe von Jahren miteinander verheiratet, der Lehrer Theodor Kramer und seine Frau Helene. Bald nach dem Kriege hatten sie sich die Hand fürs Leben gereicht — so sehr war er in Eile, den unfreiwilligen Bund mit dem Tode wie einen ungültigen Vertrag durch einen Federstrich zu vernichten. Dem Augenschein nach körperlich völlig unversehrt und auch sonst ein stattlicher junger Mann mit seinen 26 Jahren, ergriff er die neugeschenkte bürgerliche Welt mit allen Fasern seines Wesens. Den festen Boden eines so gut wie unverlierbaren Amtes unter den Füßen zu haben, das hätte auch ein anderes, anspruchsvolleres Mädchen, als Helene es war, reizen können, um mit einem solchen Manne eine gemeinsame Zukunft darauf aufzubauen.

Ein Goethedenkmal in Newyork

Im Newyorker Bryant-Park ist jetzt eine Goethe-Büste aufgestellt worden. An der Feier nahmen (von links nach rechts) der deutsche Botschafter v. Prittwitz und Gaffron, der provisorische Bürgermeister von Newyork, Mac Kee, und Dr. Baruch, der Präsident der amerikanischen Goethe-Gesellschaft, teil. Die Newyorker Schillerloge war mit ihrem Banner auf der Feier vertreten.

Eines freilich hatte er seiner Braut verschwiegen, wie sehr er auch im übrigen jede kleinste Unaufrichtigkeit haßte: daß er in seinem Körper den Tod beherbergte. So nannte er wenigstens selber seinen körperlichen Zustand, das nach Millimetern zu berechnende Stück Eisen, das von seiner Verwundung her an einer gefährlichen Stelle in ihm stak. Mit keinem Wort hatte er jemals davon gesprochen, außer zu seinen Freunden, wenn sie in ihren Kriegserinnerungen glaubten sich gegenseitig überbieten zu müssen, was sie alles durchgemacht und wie oft sie mit knapper Not dem Tode entronnen waren. Diesem oder jenem sah man es auch an, an der verstümmelten Hand oder sonst einem Körperteil. Er aber trug sein Wundmal, den Bissen entgegen, ganz dicht unter dem Herzen, wo ein winziger Granatsplitter, der sich inzwischen in einer Rippe verkapselt haben mußte, sein Leben buchstäblich um Fingersbreite bedroht hatte.

Wers bezweifelte, dem zeigte er die deutlich sichtbaren Spuren, dann riß er Rock und Hemd auf, damit sie ihn nicht etwa für einen Drückeberger oder Aufschneider hielten und nur immer mit ihren Erlebnissen prahlten.

Vor seiner Frau pries er ein über das andere Mal das große Glück, daß ihm der lange Krieg nichts anhaben konnte, als wäre es so Bestimmung gewesen. Ob doch etwas Wahres daran sei an dem „Sonntagskind"? Und sie bestätigte die Frage dann wohl mit einem feierlichen Kuß, der sie zugleich den frohen Besitz des Mannes fühlen ließ.

In seinem Schreibtisch verwahrt lag sein Militärpaß, in dem die Art seiner Verwundung genau beschrieben war, ebenso die vielen Etappen seiner kriegerischen Laufbahn an den verschiedenen Fronten. Dieses Papier hütete er wie ein Geheimnis, damit es ja nicht seiner Frau vor die Augen käme. Sie sollte einfach nicht wissen, wie es in Wahrheit um ihn stand, denn er kannte sie zu gut, als daß er sich nicht sagte, wie sehr sie sich um ihn sorgen würde, wenn sie davon erführe. Eine augenblickliche Gefahr für sein Leben bestand gewiß nicht; aber aus ähnlichen Fällen, die er sich damals von Aerzten und Kameraden hatte schildern lassen, wußte er, daß ein Zufall, eine heftige Bewegung oder körperliche Anstrengung genügte, um den Eisensplitter aus seiner Ruhelage aufzuscheuchen, so daß er eine gefährliche Wanderung durch den Körper begann. Wer bürgte dafür, daß er sich nicht das nächste Ziel aussuchte, sein Herz, und es mit einem einzigen tödlichen Schlag anritze? Darum enthielt er sich mit vollem Bedacht jeder sportlichen Betätigung, auch wenn er manchmal verlegen wurde, einen glaubhaften Grund dafür namhaft zu machen. Seine Frau, obwohl in den Jahren, da mans einem Modegesetz zufolge sich schuldig zu sein glaubte, Sport und immer wieder Sport zu treiben, fand sich mit seiner Bequemlichkeit, wie sie es nannte, gutmütig ab, zumal unterdessen zwei Kinder ihre freie Zeit vermehrt in Anspruch nahmen.

An diesen Kindern hing nun sein ganzes Vaterherz. Er hatte sie sich so sehnlich, wie nur eine Mutter es kann, gewünscht. Auf sie wollte er seinen ungebrochenen Willen zum Leben übertragen, zu einem Leben, das ihm gleichsam nur mit der Uhr in der Hand zu fristen möglich war. Mochten sie so kräftig gedeihen, wie bei ihrem Vater es den äußeren Anschein hatte. Das war sein Vermächtnis an die Zukunft, das beste und einzige Erbe, das er seiner Frau hinterließ.

An den Wänden seines Zimmers hingen die Bilder der Kriegszeit, fröhliche, glückliche Bilder sozusagen, denn sie waren stufenweise nach dem Grad seiner militärischen Beförderung bis zum Leutnant geordnet. Vor sie führte er oft die Kinder hin, die sich freilich nur an den schmucken Uniformen erfreuten, ohne den tieferen Sinn zu erfassen. Auch war als Erwachsener lediglich den Auftritt des Leutnants Kramer anhand der Bilder verfolgt und nicht die feldgrauen Gestalten seiner Kameraden darauf sah, für den hatten die Photographien fast etwas Heiteres, Lebensbejahendes, der konnte unmöglich die dumpfen Schicksale ahnen, denen jeder entgegenging oder ein und mehrere Male bereits mit genauer Not, wenn auch nicht mit heiler Haut, entgangen war. Und doch saß fast an derselben Stelle, wo auf einem der Bilder die höchste Kriegsauszeichnung die Uniform schmückte, der gefährliche Splitter. Dafür waren aber auch die Bilder dem dauernden Anblick entzogen und hingen in seinem Arbeitszimmer, das er möglichst ungestört für sich allein beanspruchte.

Manchmal, wenn vom vielen Rauchen leichte Herzbeschwerden sich einstellten, übersah er geflissentlich diese Ursache, redete sich vielmehr ein, sie rührten von jener Kriegsverletzung her. Diese Einbildung steigerte sich jedesmal zur Gewißheit, so oft er bei einem Stich in der Herzgegend den Fremdkörper fast greifbar zu fühlen meinte. Niemals kam es ihm in den Sinn, etwa einen Arzt zu Rate zu ziehen — wie sollte er auch anders befinden, als daß höchste Gefahr im Verzug sei? Seine irdischen Dinge hatte er längst geregelt, das Testament war gemacht.

Hin und wieder fragte er sich, ob er seiner Frau nicht doch lieber die Wahrheit sagen, das Geheimnis enthüllen solle, das ihn je länger, desto mehr beunruhigte. Aber mußte er sich dann nicht dem Vorwurf aussetzen, seine Frau ehrlos getäuscht und unter falschen Voraussetzungen die Ehe geschlossen zu haben? — Jetzt war es zu spät dazu: ein Geständnis müßte alles gemeinsam genossene Glück in den vergangenen Jahren nachträglich in Frage stellen, es mit dem bitteren Geschmack, durch eine List getäuscht worden zu sein, durchsetzen. Also war es schon besser, alles beim Alten zu lassen.

Dieser Zwiespalt in seinem Innern führte langsam zu einer erst unmerklichen, dann immer deutlicheren Entfremdung zwischen den Ehegatten. Es lag ihm auf einmal nichts mehr daran, seine Frau in alles einzuweihen, was ihn bewegte, in seine beruflichen und allgemeinen Sorgen, wie sie die Zeit mit sich brachte. Wozu sich auch darüber aufzuhalten, wenn doch eines Tages, und zwar ganz plötzlich alles aus sein würde? Scheinbar gesund und wohlauf ging er vielleicht von zu Hause weg, und leblos wie eine Attrappe von Mensch brachte man ihn wieder: aufgelesen von der Straße, mit einem dumpfen Aufschlag umgesunken im Schulzimmer. Besorgte Fragen, ob ihm etwas fehle und wo denn, tat er damit ab, daß er eben wieder mal Aerger in der Schule gehabt habe. Ja, es konnte geschehen, daß er heimlich vergossene Tränen der Frau damit beantwortete, daß er sich jäh erhob und wortlos die Tür zu seinem Zimmer hinter sich zuschlug.

Solche Szenen wiederholten sich umso mehr, als sich zur körperlichen Bequemlichkeit allerlei Schrullen des zunehmenden Alters gesellten. Aber das, worauf er mitunter mit angehaltenem Atem wartete, daß das Stück Eisen in ihm seine Wirkung tue, trat nicht ein.

Eines Tages wurde es notwendig, seinen kränkelnden Sohn durch einen Facharzt gründlich untersuchen zu lassen. Lang aufgeschossen und wenig widerstandsfähig, wie er mit seinen achtzehn Jahren war, hatte sich eine kurz hinter ihm liegende Grippe offenbar nicht recht ausheilen können. Der Vater begleitete ihn in die Sprechstunde mit der Absicht, gleich die volle, ungeschminkte Wahrheit zu erfahren. Das Ergebnis war vollkommen beruhigend, die Lunge selbst nicht im mindesten in Mitleidenschaft gezogen: das sagte die Röntgenaufnahme zweifelsfrei aus.

Und weil sein Vertrauen zu dem Arzt und seiner Methode einmal geweckt war, nahm er keinen Anstand, nun auch seinen eigenen Fall vorzutragen. Mochte der Befund lauten, wie er wolle, er war auf das schlimmste gefaßt. Die Untersuchung war so gründlich wie möglich — aber das Röntgenbild ergab nichts anderes, als daß der gefürchtete Splitter geradezu organischer Bestandteil einer Rippe geworden war und der Arzt nicht umhin konnte, seinem Patienten lachend auf die Schulter zu klopfen: „Herr Kramer, ihre Gesundheit möchte ich haben . . .!"

Hier wurde der Versailler Vertrag revidiert

Blick in den großen Konferenzsaal des Hotels Beau Rivage in Genf, in dem die Schlußbesprechungen in der Gleichberechtigungsfrage stattfanden, die schließlich mit einer Erklärung der beteiligten Mächte endeten, in der Deutschland die militärische Gleichberechtigung im Prinzip zugestanden wird. Diese Erklärung stößt die bisherigen militärischen Bestimmungen des Versailler Vertrages um und bedeutet einen weiteren Schritt auf dem Wege zur Revision des Friedensvertrages.

Einsteins Abfahrt von Europa

Prof. Einstein mit seiner Gattin an Bord des Hapagdampfers „Oakland", mit dem er seine Reise nach den Vereinigten Staaten angetreten hat.

Die Nobelfeier in Stockholm

In der schwedischen Hauptstadt fand, wie alljährlich, die Verleihung der diesjährigen Nobelpreise statt, die diesmal im Zeichen der englisch-amerikanischen Wissenschaft stand. Auf unserem Bilde überreicht der König von Schweden dem bekannten amerikanischen Physiker Prof. Langmuir das Ehrendiplom. Neben dem König die Prinzessinnen Sybille (aus dem Hause Coburg) und Ingrid.

Ein berühmter Rembrandt gefährdet

Eins der berühmtesten Gemälde der Welt, Rembrandts „Staalmeesters", das im Amsterdamer Reichsmuseum hängt, ist einer Reinigung unterzogen worden, die allerdings so gründlich ausgeführt wurde, daß verschiedene übermalte Partien wieder zum Vorschein gekommen sind. Auch die koloristische Wirkung des Bildes hat verloren.

Welchen immensen Wert dieses Bild hat, geht schon daraus hervor, daß es mit dreizehn Millionen versichert ist. — Unser Bild ist eine Wiedergabe dieses berühmten Gemäldes, das die Wardeine der Tuchmacherzunft darstellt.

Intrigen um Christina

7. Fortsetzung

GESELLSCHAFTSROMAN VON ACEITUNA GRIFFIN

Berechtigte deutsche Bearbeitung von Wilhelm Entz / Copyright 1932 by Literarisches Büro W. Geppert-Plosu, Salzburg 1

Jetzt bekam sie eine Ahnung davon, wie es wäre, wenn sie das nicht mehr hätte. Philippa, Pearl und Christina waren ängstlich bemüht, sie zu unterstützen, und die gemeinsame Sorge brachte die drei Frauen einander näher. Lionel Comberton mietete ein Zimmer in Brighton und kam jeden Tag herüber, und Montague Harris, als er hörte, wie schwer der Zustand seines Schwiegervaters war, kam eiligst herbei; und da er Philippa in Tränen fand, war er gerührt und bemühte sich, sie zu versöhnen.

Mehrere Tage schwebte Sir Herbert zwischen Tod und Leben. Dann trat die Krisis ein, und bald konnte der Arzt ihn als außer Lebensgefahr erklären.

In Nöten und Gefahren pflegen die Menschen ihre besten Eigenschaften zu entfalten. So auch hier in den Wochen banger Sorge. Als dann aber die Gefahr vorbei war, trat die natürliche Reaktion ein.

Biddles fand, als er nach einer kurzen Abwesenheit wieder zurückkam, allerseits eine gereizte Stimmung vor.

„Ihr habt alle Luftveränderung nötig," sagte er zu Honoria. „Gört, was ich mir ausgedacht habe: Ihr wißt, daß meine Jacht instandgesetzt wird. In etwa vierzehn Tagen ist sie segelfertig. Kommt mit mir auf eine Kreuzfahrt. Wir haben alle Platz genug auf dem alten Kasten."

Dieser Vorschlag fand bei dem Rekonvaleszenten, der sehr für Seereisen schwärmte, großen Beifall. Nach einigem Hin und Her ward beschlossen, an Bord zu gehen, sobald Sir Herbert reisefähig war. Christina wurde jetzt nicht benötigt, und Philippa, die eine Morliebe für sie gefaßt hatte, lud sie ein, eine Zeitlang bei ihr in London zu verbringen. Während Sir Herberts Krankheit hatte Christina sich glänzend bewährt, sogar Lady Morland war ihr dankbar.

Nichtsdestoweniger hielt sie den psychologischen Moment für gekommen, ihrer jungen Nichte den Abschied zu geben. Die sechs Monate waren längst vorbei, und Herbert brauchte im Augenblick keine Sekretärin. War es da nicht am besten, für Christina eine andere Stelle zu suchen?

Da aber stieß die Lady auf Widerstand. Herbert Morland erwartete die Niederschrift seines Buches. Sobald er wiederhergestellt war, wollte er mit einer neuen Arbeit beginnen. Eine Sekretärin wie Christina würde er nie wieder finden. Sie war eingearbeitet und eine intelligente Arbeiterin. Lady Honoria wagte mit Rücksicht auf seinen Zustand keinen Widerspruch. Dazu kam noch, daß Lionel auch Christina einlud, an der Kreuzfahrt teilzunehmen.

Das war nun wieder eine jener unbegreiflichen Taktlosigkeiten, die dieser junge Mann sich von Zeit zu Zeit leistete. Lady Morland hatte ihre ganze Selbstbeherrschung aufbieten müssen, um nicht loszulachen. Aber Christina selbst kam ihr zu Hilfe. Sie legte eine nervöse Abneigung an den Tag, die Reise an Bord der Jacht mitzumachen. Die Sache wurde an einem Nachmittage besprochen, als gerade Cornelia zu Besuch war.

„Könnte ich nicht unterdessen bei Onkel Jasper bleiben?" fragte Christina.

Aus dem Regen unter die Traufe, dachte Honoria bei sich selbst. Sie sah Christina bereits als Mr. Lumleys dauernde Hausgenossin. Wie lästig doch solche Mädels sind — selbst die allerbesten!

„Ich werde dich aber schon vor meiner Rückkehr brauchen," sagte der Rekonvaleszent.

„Wird es dir nicht schaden, Onkel, wenn du schon so bald wieder anfängst zu arbeiten?" mandte Christina schüchtern ein.

„Ich werde lange vor unserer Rückkehr wieder vollkommen hergestellt sein," entgegnete Sir Herbert gereizt. „Fang nicht du auch noch an, Schwierigkeiten zu machen." —

„Ich habe einen guten Plan," kam jetzt Cornelia zu Hilfe. „Geh du auf deine Seereise, Herbert, und ich komme später mit Christina nach. In drei Wochen muß ich meine Wohnung räumen, ich habe sie bis Ende April vermietet, denn ich habe die Absicht, nach Italien und dann nach Dalmatien zu fahren. Wir wollt nach Griechenland und Korfu, da könnten wir uns in Nagula treffen. Nachher kann Christina mit euch wieder zurückfahren."

Honoria überlegte und kam zu dem Schluß, daß der Plan Vorteile bot. Die ganze Reise würde ihnen allen sehr wenig kosten, denn sie führen ja als Lionels Gäste. Vielleicht würde Onkel Jasper für Christina einspringen, und wenn nicht, so war es noch immer besser, für sie zu zahlen, als sie hier bei Jasper zu lassen, oder sie die ganze Zeit mit an Bord in Lionels Nähe zu haben.

„Da wären wir dir sehr dankbar, Cornelia," sagte sie gnädig. „Wir bieten Christina gerne ein Vergnügen nach den Anstrengungen der letzten Wochen. Philippa nimmt sie zuerst schon nach London mit, aber sie wird gewiß nichts gegen Italien und Dalmatien als Draufgabe haben." Christina war überglücklich. Ihre Tanten erschienen ihr als die gütigsten Wesen in der Welt, und sie sagte es ihnen auch, wobei sie der verblüfften Honoria die Hand küßte. Herbert fiel es jetzt auf, daß er das Mädchen in der letzten Zeit nie mit einem so glücklichen Lächeln, ja überhaupt selten mit einem Lächeln gesehen hatte.

Alle waren jetzt zufrieden und sagten es auch. Alle, nur Biddles nicht, der eben angekommen war und ohne etwas zu erwidern an der Fensterscheibe trommelte, als man ihm die getroffene Einteilung bekannt gab.

Dreizehntes Kapitel

Mr. Lumley berät sich mit Christina

Alle Leute bereiten ihren Angehörigen mitunter dadurch Verlegenheit, daß sie sich ängstlich scheuen, an ihren Tod zu denken, und es deshalb verabsäumen, letztwillige Verfügungen zu treffen. Zu diesen gehörte Mr. Lumley nicht. Er hielte im Gegenteil mit dem Gedanken an seinen Tod und sprach gerne davon, mit einer Art schauriger Lust, die ihn ein zynisches Vergnügen daran finden ließ, die Wirkung solcher Gespräche auf den Gesichtern seiner Freunde und Verwandten zu studieren.

So wandte er sich, als Christina am folgenden Sonntag bei ihm zu Besuch war, auch an diese.

„Du bist jung und unerfahren, mein Kind," sagte er. „Deshalb will ich dich um einen Rat fragen, ohne dir zu versprechen, deinem Rat auch zu folgen. Aber ich beginne alt und kindisch zu werden, und dieses Fragen ist ein Spiel meiner zweiten Kindheit."

„Gut," lächelte Christina, „ich spiele gern mit."

„Es handelt sich um folgendes," fuhr Jasper fort. „Du weißt, daß ich einigermaßen mit irdischen Gütern gesegnet bin. Weib und Kind habe ich nicht, und meine Geschwister sind nicht mehr am Leben. Wem soll ich also mein Vermögen hinterlassen? Und was soll mit meinen Sammlungen geschehen? Das ist die Frage, die ich an verschiedene meiner Freunde richte. Ich bitte auch dich um deine aufrichtige Meinung."

Es war ein regnerischer Nachmittag, und sie saßen nach dem Tee am traulichen Kaminfeuer. Jasper, der seit Herberts Erkrankung durch mehrere Wochen Christinas Gesellschaft hatte entbehren müssen, hatte heute ihren Besuch kategorisch gefordert.

„Denk darüber nach," sagte er, „es ist mir ernst mit meiner Frage."

Christina zog die Stirn kraus. Sie empfand ein unbestimmtes Mißbehagen. „Was soll ich dir sagen?" antwortete sie. „Ich habe an solche Dinge nie gedacht."

„Darum gerade frage ich dich. Ich will die Meinung der Weisen ebensowohl wie die der Toren hören. Es macht mir Spaß, und du mußt einem alten Manne seinen Willen lassen."

Christina blickte ihn an, sah, daß es sein Ernst war und tat ihr Bestes.

„Nun gut, fangen wir bei den Sammlungen an," sagte sie. „Die liegen dir mehr am Herzen, als dein Geld. Ich würde sie zusammen mit einer Jahresrente von 500 Pfund Mr. Teesdale vermachen."

Jasper war sprachlos.

„Teesdale? Liegt dir der noch immer im Sinn? Weißt du auch, daß ich ihm eben erst eine Auslandsreise bezahlt habe, und zwar, wie ich dir verraten darf, dir zuliebe?"

„O, Onkel, ich weiß es, und es ist entzückend von dir, daß du das getan hast."

„Freut mich. Aber deine Idee ist monströs."

„Du hast mich gefragt," sagte Christina.

„Hast du eine Ahnung, was diese Sammlungen wert sind?"

„Nein, aber ich weiß, daß darin die hingebungsvolle Arbeit von Mr. Teesdales ganzem Leben steckt. Jeder andere würde sie wahrscheinlich verkaufen; er nicht, denn er liebt sie beinahe wie etwas Lebendiges."

„Hm," brummte Onkel Jasper. „Nun zum nächsten Punkt, und sieh zu, ob du nicht etwas vernünftiger sein kannst. Was soll deine Mutter erhalten?"

„Meine Mutter? Sie reich zu machen, wäre zwecklos," sagte Christina nachdenklich. „Aber schön wäre es, wenn sie ein sorgenfreies Leben hätte. Sie kümmert sich furchtbar, wenn Papa krank ist und sie nicht die Mittel für seine Kuren hat. Auch ein behagliches, anständiges Heim und hübsche Kleider wünsche ich ihr, denn sie hat Freude an schönen Sachen."

„Das ist schon besser, wenn auch nicht übertrieben generös gegen deine Mutter," sagte Jasper. „Aber hören wir weiter."

„Tante Cornelia muß du gut bedenken," sagte Christina. „Ich weiß, daß sie mit jedem Pfennig rechnen muß, sie vermietet ihre Wohnung zu Zeiten, wo sie selbst noch gern dein wohnen möchte, und ihr Einkommen wird von Jahr zu Jahr geringer. Sie hat mir das einmal anvertraut."

„Einverstanden. Und was verlangst du für dich? Laß dich durch Bescheidenheit nicht abhalten. Vergiß nicht, daß du mein Testament auf meinen eigenen Wunsch machst."

„Doch über diesen Punkt weigerte Christina sich, Auskunft zu geben. Sie strähnte ihr Gesicht wie ein Vogel, den man reizt.

„Du wirst doch heiraten wollen, wie jedes junge Mädchen," bemerkte Mr. Lumley. „Eine Mitgift kann da nur von Vorteil sein."

„Ich werde nicht heiraten," protestierte Christina heftig. „Ich werde mir mein Brot selbst verdienen und meine Urlaube werde ich auf Reisen im Ausland verbringen."

„Aber ein kleines Legat eben für deine Urlaubsreisen wirst du doch nicht verschmähen?"

„Gewiß nicht," sagte Christina. „Doch ist das ein abscheuliches Spiel, was du mir ausgedacht hast, und ich spiele nicht mehr mit."

„Merkwürdig! Siehst du, da hat deine Tante Honoria einen ganz anderen Eifer entfaltet bei diesem Spiel, als sie neulich hier war. Ich war ganz gerührt über die Schilderungen der Schwierigkeiten, mit denen Herbert zu kämpfen hat, und was für eine bedeutende politische Rolle er spielen könnte, wenn er diese Schwierigkeiten nicht hätte."

Für Christinas Begriffe waren die Morlands unsäglich reich, da sie aber selbst am besten wissen mußten, wo sie der Schuh drückte, enthielt sie sich jeder Aeußerung.

„Sehr dienlich sind mir deine Ratschläge nicht," bemerkte Onkel Jasper milde. „Die Vermächtnisse, die du mir vorschlägst, reichen nicht aus, mein Vermögen aufzubrauchen."

„Ich an deiner Stelle würde mit meinem Gelde aufstrebenden Begabungen den Weg ebnen," sagte Christina mit größerer Wärme, „Leuten, die für unser Land und für die Welt etwas leisten können."

Doch da kam Miles und meldete, daß das Auto zur Rückfahrt bereitstehe.

„Du siehst verstört aus, Kind," sagte Onkel Jasper. „Hat dich das Spiel so angegriffen?"

„Ja, es ist ein häßliches Spiel," antwortete Christina mit abgewandtem Gesicht, um ihre feuchten Augen zu verbergen.

„Du törichtes Kind! Der Tod ist uns allen gewiß, und daß man davon spricht, bringt ihn nicht näher."

„Aber wenn ich an den Tod jemandes denke, den ich liebe, macht mich das unglücklich. Ich habe keinen Ueberfluß an Freunden in der Welt."

„Nun, nun, mach dir nichts draus," sagte Onkel Jasper zerknirscht und begütigend. „Das nächste Mal sprechen wir von was anderem."

Als sie fort war, saß Jasper noch lange am Kamin und dachte über seine Lebensauffassung im Gegensatz zu der Beatens und Christinas nach, und er fragte sich, wer das Leben besser nutze, er oder sie. Er mochte sich nicht eingestehen, daß er im Nachteil war. Die Sammlerleidenschaft brannte zu heftig in ihm. Jene beiden absonderlichen Frauen wußten nicht, was es hieß, einen Gegenstand, der seinesgleichen auf der Welt nicht hatte, aufzustöbern und zu besitzen, ganz allein für sich. Ein vollendetes Kunstwerk war eben vollendet und unwandelbar; da gab es keine Enttäuschungen, wie bei den menschlichen Beziehungen, an die jene beiden Frauen ihre Herzen hängten. Er bedauerte diese Verständnislosigkeit, denn am liebsten hätte er Beate und Christina als die künftigen Besitzerinnen seiner Sammlungen gedacht, aber Beate würde bedenkenlos ein Stück von unschätzbarem Wert verkaufen, um irgendeinem verkommenen Subjekt, das ihr der Zufall in den Weg führte, zu helfen. Und Christina war nicht viel besser. Uebrigens hatte er nicht den Wunsch, Christina anders zu sehen als sie war, denn sonderbarerweise hatte er begonnen, gerade diesen Mangel an Weltlichkeit angenehm an ihr zu empfinden, und ihre Zuneigung rührte ihn. Als Beobachter und Menschenkenner wußte er das Echte von dem Falschen zu unterscheiden. Er erhob sich, um sich für sein einsames Abendmahl anzukleiden, wobei er feststellte, daß nächst seinen Sammlungen Christina ihm das Liebste auf der Welt war.

Vierzehntes Kapitel

Irrungen - Wirrungen

Pearl Morland saß auf dem Balkon ihres Hotelzimmers in Nagula und malte. Vor ihr, hoch auf steilen Klippen, ragte San Lorenzo, und von Süden her grüßte die mächtige, altersgraue Zitadelle. Es war ein Vorwurf für einen Künstler, Fels und Gemäuer, und dahinter das Blinken des tiefblauen Meeres. Mit einem glücklichen Aufseufzen legte sie Pinsel und Palette aus der Hand, denn die Skizze war ihr gut gelungen, und sie fühlte sich aufrieden. Jetzt saß sie müßig in der Sonne und ließ die Erinnerungen der letzten Wochen an sich vorüberziehen. Es war das erste Mal, daß sie im Ausland weilte, und die Eindrücke, die sie empfangen hatte, waren gewaltig. Pearls Mädchenjahre waren freudlos gewesen. Cornelia hatte mit ihrem schroffen Urteil über sie unrecht. Christina kam der Wahrheit viel näher. Das System wohlwollender Tyrannei, unter dessen Druck sie herangewachsen war, hatte ihre Entfaltung gehemmt. Sie hatte nie selbständig denken dürfen und war in eine Form gepreßt worden, die für sie nicht paßte.

Im Verlauf der Seereise hatte sie in mehr als einem Betracht den Zugang zu neuen Welten gefunden. An Bord der Jacht war es selbst einer Lady Morland nicht möglich gewesen, ihre Umgebung beständig in Atem zu halten. Pearl konnte ungestört auf Deck sitzen, und sie betrachtete sich an den wechselnden Bildern, die an ihren Augen vorbeiglitten.

Was war das doch gegen die Feuchte und den Regen Englands! Welch eigenes Wohlgefühl durchströmte sie hier, in Griechenland und Korfu, wie sie es in dem nebligen Lande ihrer Geburt nie empfunden hatte. Aber es war nicht allein das ästhetische Wohlgefallen. Freiheit und Friede bewirkten in ihr noch andere Wandlungen. Sie war wie ein Sommerfalter, der eben die Hülle abgeworfen hat und nun in der Sonne sitzt und seine Flügel trocknen läßt, bereit zum Flug ins Land.

Noch außen hin hatte sich indessen für sie nichts geändert. Vor sich in unklarer Ferne sah sie eine große, prunkvolle Hochzeit, gefolgt von einem Leben in Familie und Ge-

Weihnachtstrubel in der Puppenstadt

In Neustadt bei Coburg, der Puppenzentrale Deutschlands, ja der ganzen Welt, ist jetzt vor Weihnachten Hochbetrieb. Aus aller Welt kommen die Spielzeughändler nach Neustadt, um hier ihren Bedarf an Puppen zu kaufen. Der Fremde sieht sofort an dem originellen Verkehrsposten, daß er sich in der Puppenstadt befindet.

sellschaft, unter dem Beifall wohlwollender Verwandter. Sie hatte keine Lust, sich über die Zukunft verkümmern zu lassen, nur an Lionel verschwendete sie hie und da eine Gedankenfrage. Wie stand er eigentlich zu ihr? Handelte er so wie sie, unter dem Zwang des Herkömmlichen? Er legte in ihrer Gegenwart so wenig Glut der Empfindung an den Tag, daß man hätte meinen können, sie seien schon ein halbes Jahrhundert verheiratet. Er saß so wie sie, auf Deck und las naturwissenschaftliche Bücher, und nur selten wurde er durch den Anblick einer fremdartigen Möve zu größerer Lebhaftigkeit angeregt. Morgens begrüßte er sie mit einem Kuß auf die Wange, und auf dieselbe Art sagte er ihr Gutenacht. Er war gewissenhaft darauf bedacht, alle Orte ausfindig zu machen, die für sie und ihre Eltern von Interesse sein konnten, und war überhaupt von einer geradezu übermenschlichen Korrektheit. Pearl war oft verstimmt, ihn zu fragen, ob er sich nicht langweile; aber das konnte sie doch nicht.

Sie waren am Abend vorher in Ragusa angekommen, wo Cornelia und Christina sie bereits erwarteten. Lionel hatte in Athen einen ehemaligen Kameraden getroffen, der ihn aufforderte, ihn auf seinem Gut in Albanien zu besuchen, und die Einladung auch auf Sir Herbert ausdehnte. Die Herren hatten angenommen und versprochen, nach kurzem Aufenthalt in Ragusa nach Albanien aufzubrechen. Die Damen waren es zufrieden, eine Weile allein in Ragusa zu bleiben, um mit Muße die alte Stadt und ihre Umgebung zu besichtigen.

Pearl, hingerissen von dem Anblick, der sich ihr von ihrem Balkon aus bot, beschloß, auf Entdeckung auszugehen, und zwar allein, um ungestört die ersten Eindrücke in sich aufnehmen zu können. Sie stahl sich durch eine Seitentür aus dem Hause und schlenderte den gewundenen Pfad hinab, im Schatten der berühmten Maulbeerallee bis zur Porta Pile. Durch die massige Bogenwölbung hindurch gelangte sie in die Altstadt. Dort blieb sie stehen und sah den Frauen zu, die an dem großen Brunnen vor St. Dubrovio ihre Kupfergefäße füllten. Was für eine entzückende Stadt! Wie konnten sich die Menschen mit den Nichtigkeiten der gewöhnlichen Reisezeile begnügen, wo es so viel Interessantes auf der Welt gab! Sie erstand ein paar Rosen und hätte jauchzen mögen vor Lust.

Die Sonne brannte heiß, und Pearl war froh, in dem Kreuzgang des Franziskanerklosters Schatten zu finden. Dort stand sie und studierte die Farbenwirkung der Orangenbäume in der Mitte des Hofes, deren sattes Grün lebhaft gegen den rötlichen Marmor des Säulenganges abstach. Ihr, die an die dürftigen Umrisse der nordischen Landschaft gewöhnt war, erschienen die harten Formen und Farben des Südens überaus fremd. In ihren Gedanken versunken, gewahrte sie nicht, daß sie nicht mehr allein war, daß sie selbst den Gegenstand gewordener Aufmerksamkeit bildete.

Raimund Crane war aus einem Seitenpförtchen des Klosters herausgetreten und verharrte in starrem Erstaunen beim Anblick des jungen Mädchens, dessen Bild er seit jener Nacht auf Schloß Grede Hall nie wieder aus seinen Gedanken hatte verbannen können, und dessen Gegenwart hier an diesem Ort ihn dermaßen überraschte, daß er das Opfer einer Sinnestäuschung zu sein glaubte. Wie oft in den letzten Monaten hatte er sich wiederholt, daß dieses Geschöpf, das als die Braut eines anderen so traute Stunden mit ihm hatte verbringen können, seines fernerem Gedenkens nicht wert sei! Doch vergebens. Der leidvolle Blick aus ihren Augen bei seinen Vorwürfen damals in der Halle des Hotels Ritz, verfolgte ihn. Er selbst kam sich wie ein brutales Ungeheuer vor. Oft war der Wunsch in ihm aufgestiegen, sie aufzusuchen, ihr zu erklären, eine Erklärung von ihr zu fordern. — Jetzt bewegte sie sich, und er sah, es war kein Blendwerk, es war Wirklichkeit. Was mochte sie hierher noch Dalmatien getrieben haben? Doch was ging ihn das an? Besser, sich zurückziehen und verschwinden. Sie war die Braut, vielleicht schon die Frau eines anderen. Vielleicht befand sie sich auf ihrer Hochzeitsreise.

Indessen, er konnte das Auge nicht von ihr wenden, wie sie dort halb in der Sonne, halb im Schatten stand, hinter ihr die altersgrauen Steine des Kreuzganges, eine wunderbare Folie für das Gold ihres Haares und das schimmernde Weiß ihrer Haut. Sie war wie ein kostbarer Duft, den der Wind zur Nachtzeit aus fremden Landen übers Meer geweht hatte. Sie war eine verkörperte Romantik.

Raimund bewegte sich, und Pearl wandte den Kopf nach dem Geräusch.

Ein unterdrückter Schrei kam von ihren Lippen. Er stand vor ihr und hielt ihre Hände in den seinen.

„Sind Sie es wirklich?“ stammelte Pearl. „Es ist zu seltsam.“

„Viel seltsamer ist es, daß Sie hier sind,“ erwiderte Raimund. „Denn ich bin hier zu Hause. Habe ich Ihnen das nicht gesagt?“

„Dalmatien sagten Sie, aber daß es Ragusa sei, war mir nicht bewußt.“

„Sie haben recht. Ich wohne nicht hier, sondern einige Meilen landeinwärts.“

„Ja, so sagten Sie,“ bestätigte Pearl. Ihr Herz schlug beunruhigend schnell. Wie gut, daß er nicht wissen konnte, wie oft ihre Gedanken in letzter Zeit bei ihm gewesen waren, wenn sie die Sonne ins Meer sinken sah!

Er zog sie zu sich auf eine Steinbank.

„Nun sagen Sie mir, was hat Sie hierhergebracht?“ Seine Frage klang unsicher und beklommen.

Sie erklärte es ihm und erzählte von der Krankheit ihres Vaters, und wie Lord Comberton sie auf seiner Jacht hierher gebracht hatte. Sie war weitend über sich selbst und über die Verlegenheit, die sie dabei empfand. „Wir waren in Griechenland,“ fuhr sie rasch fort, „und sind erst gestern abend hier angekommen. Ist es nicht sonderbar, daß uns gleich am ersten Morgen der Zufall zusammenführt?“

Raimund konnte das Gefühl der Erleichterung, das ihn überkam, nicht verbergen.

„Wissen Sie, daß ich jedesmal, wenn ich eine englische Zeitung in die Hand nahm, fürchtete, ihre Vermählungsanzeige darin zu finden? Warum haben Sie mir damals nicht gesagt, daß Sie verlobt sind?“

„Weil ich es vergessen hatte,“ sagte Pearl in beinahe tragischem Ton.

„Vergessen?“

„Ja. Ich weiß nicht, wie es kam. Vielleicht hatte ich noch nicht erfaßt, was es heißt, verlobt zu sein.“

Er seufzte tief.

„Haben Sie es jetzt erfaßt. Oder soll ich Sie nicht danach fragen . . . Pearl?“

„Sie sollen mich nicht fragen, und Sie sollen mich nicht Pearl nennen . . . und ich glaube, ich muß jetzt gehen.

„Nicht jetzt! Denken Sie daran, wie lange ich nach diesem Augenblick gelechzt habe.“

Pearl schwieg, und Raimund fuhr nach einer Pause fort: „Was hat Ihre Mutter gegen mich? Ich fühlte deutlich ihre Abneigung, die gewiß in keinem Verhältnis steht zu der Unbedeutendheit meiner Person.“

Pearl war froh, daß das Gespräch auf ein mehr sachliches Gebiet hinüberglitt.

„Ich kenne den Grund nicht,“ sagte sie. „Wenn ich nicht irre, ist es wegen irgendwelcher alter Familiengeschichten.“

Doch da überraschte Raimund sie durch einen jähen Ausbruch.

„Meine Mutter hat man verdächtigt und in den Tod getrieben, und meinen Vater zugrunde gerichtet!“ brauste er auf. „Wenn jemand Grund hat zu Groll, so bin ich es.“

Pearl erschrak. „Davon weiß ich nichts,“ sagte sie. „Erzählen Sie mir.“

Und er erzählte ihr, was er von jenem tragischen Irrtum wußte, und wie es seinen seinen Vater jedesmal übermannt hatte, so oft er darauf zu sprechen kam. Pearls Augen hingen mit tiefer Teilnahme an seinem Antlitz. Sie durchlebte mit ihm seine verlassene Kindheit, und war gerührt durch seine Begeisterung für seinen glänzenden Vater. Zum zweiten Mal war es Raimund gelungen, sie Zeit und Ort vergessen zu machen. Doch der Schlag einer Turmuhr scheuchte sie auf. Es war Mittag. Sie erhob sich mit vor Aufregung zitternden Beinen. — „Um Gottes willen! Ich sollte um dreiviertel zwölf zu Hause sein.“

„Einen Augenblick noch! Wann sehe ich Sie wieder?“

„Ich weiß nicht. Ich weiß es wirklich nicht!“

„Einmal müssen Sie Ihren Fuß in mein Haus setzen, Pearl. Dann erst wird es für mich die Heimat sein.“

Sie wagte nicht, ihm zu sagen, wie gerne sie das täte.

„Sagen Sie ja,“ drängte er. „Für Sie ist es so wenig, für mich so viel.“

„Ich, bitte, verlangen Sie das nicht von mir!“ flehte Pearl.

Sie hatten den Torweg zur Piazza erreicht. Er ergriff ihre Hand und küßte sie. „Versprechen Sie mir wenigstens, daß Sie kommen werden, wenn Sie können. Nur das versprechen Sie mir.“

„Ich verspreche es Ihnen,“ sagte Pearl. „Aber ich weiß bestimmt, es wird nicht möglich sein.“

Auf der Piazza ließ er sie in ein Wägelchen einsteigen und gab dem Kutscher die nötigen Anweisungen. Dann sagte er zu ihr: „Ich halte Sie beim Wort. Ich werde einen Weg finden.“

Der Kutscher ließ die Peitsche knallen, und das Gefährt rasselte davon. Pearl wandte den Kopf und sah Raimund barhaupt in der Sonne stehen. Erschöpft fiel sie in den Wagen zurück.

Im Hotel hatte man mit dem Lunch auf sie gewartet, aber ihre Verspätung kaum bemerkt, denn man war mit der Post beschäftigt, die in großer Menge eingegangen war.

Nach dem Lunch zog Cornelia sich mit einem Buch zurück, und Herbert nahm Christine beiseite, um ihr einige Briefe zu diktieren. Lionel und Pearl blieben auf der Terrasse in freundlichem, allzu sachlichem Gespräch zurück.

Lächelnd kam Lady Morland jetzt auf die beiden zu.

„Verzeiht, Kinder, ich werde euch nicht lange stören. Nur ein Wort mit euch beiden. Ihr seid so lieb gewesen und habt gute Miene zu bösem Spiel gemacht, aber Papa und ich empfinden es doch peinlich, daß eure Pläne ganz aus dem Geleise gekommen sind.“

Sie hielt inne und betrachtete die zwei verständnislosen Gesichter, die sich ihr zuwandten.

„Eure Hochzeit sollte doch im Frühjahr stattfinden,“ fuhr sie etwas ungeduldig fort. „Das war ja nun infolge Papas Krankheit unmöglich. Aber jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, wo man sich schlüssig werden muß. Welches Datum habt ihr in Aussicht genommen?“

Die beiden betrachteten einander in Verlegenheit.

„Wir haben darüber noch gar nicht gesprochen,“ sagte Pearl.

„Natürlich, unter den gegebenen Umständen war das ja nicht möglich,“ gab Honoria zu. „Aber jetzt ist die Zeit gekommen, wo ihr aufhören dürft, selbstlos zu sein. Die Hochzeit und die Brautausstattung erfordern Vorbereitungen. Was sagt ihr zu Juni? Würde euch Juni passen? Ich denke, das ist für Hochzeiten der beste Monat.“

Pearl starrte, als erwarte sie von dorther eine Erleuchtung, auf den an ihrer Hand im Sonnenlicht flammenden Familienring der Combertons. Was für ein großmächtiges Gerät das war, dachte sie übellaunig. Warum konnte sie nicht einen gewöhnlichen Ring haben. Honorias Augen wanderten von einem verstockten Gesicht zum anderen. Doch Lionel fühlte, daß es jetzt an ihm war, etwas zu sagen.

„Juni ist ein ganz guter Monat,“ kam es recht flau von seinen Lippen. Er blickte tragend nach Pearl. Schließlich, wenn man schon heiraten mußte und eine Hochzeitsreise machen, dann stimmte auch sie ohne Wärme zu. Ein Monat war so gut wie der andere, und vielleicht konnten sie irgendwohin fahren, wo sie schöne Motive zum Malen fand. Daß ihr am Heiraten nichts lag, durfte sie nicht sagen. Aber warum trug sie dann diesen dicken Rubin am Finger? Und warum reitte sie auf Lionels Jacht, sie und ihre ganze Familie? Sie blickte hilflos nach ihrem Verlobten. Da sie aber auch auf seinem Gesicht keine Antwort auf diese Frage fand, blickte sie wieder weg.

„Würde euch der neunte oder zehnte passen? Man wählt gewöhnlich Mittwoch oder Donnerstag für die Trauung.“

Pearl hatte keine besondere Vorliebe, weder für Mittwoch, noch für Donnerstag, aber sie entschied sich für Donnerstag. Das war um einen Tag später.

„Alles Weitere müßt ihr untereinander abmachen,“ sagte Lady Honoria jetzt sehr befriedigt. „Kirche, Brautjungfern und so weiter, sagt mir nur, wie ihr alles haben wollt,“ schloß sie huldreich. „Mein Daseinszweck ist, euch zu dienen.“

„Die einzige Brautjungfer, an der mir etwas liegt, wäre Christina,“ sagte Pearl.

„Christina! Oh, ein sehr freundlicher Gedanke von dir. Ich bin überzeugt, sie wird sich sein auf deine Wahl.“

Lady Honoria war nicht entzückt. Aber was lag daran? Man würde dafür die anderen Brautjungfern um so passender auswählen. Sie ging ins Haus und überließ Braut und Bräutigam ihren Gesprächen.

Lionel fühlte, daß aus Anlaß der Festsetzung des Hochzeitstages ein Uebriges getan werden mußte. Er erhob sich von seinem Sitz, ging zu Pearl hinüber und schlang entschlossen seinen Arm um sie.

„Ich denke, wir beide werden einander wohl verstehen,“ sagte er und küßte sie mit mehr Feuer als je zuvor. Pearl, wohl wissend, daß er nur das tat, was der Anlaß heischte, hielt stand. Sie war ihm für vieles dankbar, am meisten für seinen Mangel an Verlegenheit. Sie fühlte ein so schwesterliches Zutrauen zu ihm, daß sie ihm am liebsten gestragt hätte, was ihn eigentlich zu der Verlobung mit ihr veranlaßt habe. Zwar, die Antwort wußte sie im voraus: Familienrücksichten.

Auch einem feurigen Liebhaber wird es schwer, zärtlich zu sein, wo er auf keine Empfänglichkeit stößt, und Lionel war kein feuriger Liebhaber. Nach jedem Kuß ging er höflich auf ihre flüchtigen Bemerkungen über die von ihrer Mutter angeregten Gegenstände ein, und als sie sich mit der Begründung, ihr Morgenspaziergang habe sie ermüdet, ins Haus zurückzog, bemühte er sich nicht, sie zurückzuhalten.

Allein geblieben, bohrte er mit seinem Spazierstock Löcher in den Kies der Terrasse und überließ sich seinem Trübsinn. Er überdachte die letzten Monate und fand, daß sie übel gewesen waren. Die Seereise, den ganzen Tag mit den Morlands auf dem engen Raum der Jacht zusammengepfercht, erschien ihm als das Uebelste von allem. Am liebsten war ihm noch der Umgang mit Sir Herbert gewesen, denn für seinen künftigen Schwiegervater hegte er Wertschätzung. Alles andere hatte er als Last empfunden; die Unterhaltung mit der gleisnerischen Lady Morland, das Ausdenken von Aufmerksamkeiten für seine Braut. Für Pearl hegte er allerlei Gefühle des Wohlgefallens und der Hochschätzung. Ein Mädchen, das nie leer krank war und bei Sturmwetter zu den Mahlzeiten erschien, als ob nichts wäre, nötigte ihm Respekt ab. Aber keine Liebe. So war er bei all seinem Reichtum, trotz Gesundheit, Geld und Ehren, nicht glücklich. Ja weniger als das — er war gelangweilt. Ja schlimmer als das — er war verbittert!

„Hol der Teufel den ganzen Kram,“ sagte er laut und erhob sich.

„Fluchen ist hier strengstens verboten,“ sagte jemand hinter ihm in schulmeisterlichem Ton. Er wandte sich um und sah Christina vor sich, die ihn, wie einst in den goldenen Tagen der Jugend, aus schalkigen Augen anzwinkerte.

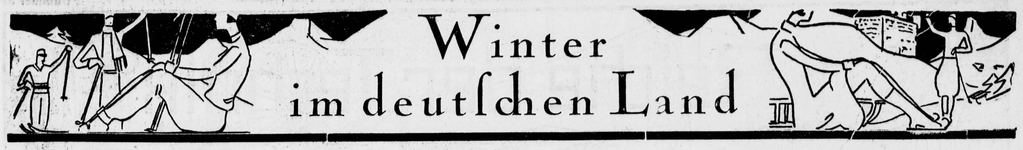
„Christina,“ rief er, und sein Gesicht erhellte sich sofort. „Du siehst in mir einen vom Schicksal geschlagenen Mann. Ich wollte eben hinuntergehen ans Meer, wo es am tiefsten ist, um mich zu ersäufen. Willst du mitkommen und zusehauen?“

„Mit Wonne!“ sagte Christina gefühllos. „Ich bin eben daran auszugehen. Onkel Herbert hat mir den Nachmittag freigegeben. Ich wollte Sehenswürdigkeiten besichtigen, und ich glaube, ich werde mich beeilen müssen, denn unser Aufenthalt hier scheint in Frage gestellt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Post hat alle Hände voll zu tun

Je näher das Weihnachtsfest heranrückt, um so höher stapeln sich die Paketberge in den Postämtern, die alle noch rechtzeitig ihren Empfänger erreichen sollen, selbst wenn er im Auslande oder in Uebersee wohnt.



Winter im deutschen Land

Was ist im Winter im Sauerlande los?

Neue Sportanlagen überall
Skikursus, Uebungsturnen

Das Wintererholungsgebiet vor den Toren des Rhein-Ruhrreviers, das Sauerland ist für den Winter gerüstet. Die Reichsbahn hat durch Erweiterung der Geltungsdauer der Sonntags-Karten zweifellos einen neuen Anreiz geschaffen, gerade dieses Gebiet im Winter aufzusuchen.

Eisteich und Schwimmbad Winterberg

Man wird sich auch wieder daran erinnern, daß landschaftlich und stilistisch es das Hochsauerland mit jedem deutschen Mittelgebirge aufnimmt, aus der Not eine Tugend machen und nicht nur im Lande bleiben, sondern bei uns — im Westen.

Die Erschließungsarbeit, die vor 25 Jahren begonnen wurde, schreitet in den letzten Jahren mit großen Schritten vorwärts. Es gibt schon Gebiete im Sauerland, die fast übererschlossen sind, aber es gibt noch viel mehr, die noch der Entdeckung durch den breiten Strom der Wochenender und der Winterferienleute harren. Und das ist das Schöne in unseren westdeutschen Gebirgen: Daß man die Erholungsplätze ganz nach Wunsch findet. Solche mit „Betrieb“ und solche ohne. Die Wintersportplätze, die noch vor wenigen Jahren saufagen die einzigen waren, sind heute gleichsam nur Mittelpunkte eines großen Netzes von Erholungsplätzen, von denen sich strahlenförmig auf Schlitten, Kraftposten oder Shern die Sportler auf das ganze Sauerland verteilen.

Das „St. Moritz des Westens“, das sich auch gern den „ersten“ Wintersportplatz Westdeutschlands nennt, wobei es umstritten ist, ob die letztere Bezeichnung eine zeitliche oder eine Qualitätsbezeichnung bedeuten soll, das schöne Winterberg hat sich in diesem Sommer durch Ausbau der Sportanlagen für alle Wintersportarten wahrhaft seinem großen Vorbild im Engadin genähert. Die Bobbahn ist nach dem Umbau in hervorragendem Zustand. Die Rauchloch-Schanze ist jetzt eine tadellose Sprunganlage, und die Eisläufer finden jetzt zum ersten Male Gelegenheit, den edlen Eislauf auszuüben und demnächst sehen wir vielleicht sogar das rassige Eishockeyspiel droben auf der Hochfläche von 700 Meter. Von besonderen Veranstaltungen, die in Winterberg stattfinden sollen, ist zunächst das Weihnachtsskispringen auf der Rauschloch- oder St. Georgschanze zu vermerken. Dreikönige ist ein Fuchsjahrt auf Skiern, am darauffolgenden Sonntag sind die Jugendläufe des Skiklub Sauerland, Mitte Januar finden dann die verbandsoffenen Wettläufe der Ortsgruppe Winterberg statt, die immer als eine Art von Vorprüfung in die Sauerlandes Skimeisterschaft gewertet werden. Als große Sportveranstaltung ist am ersten Februarsonntag der große Skistaffellauf auf der traditionellen Strecke, die bis tief hinein ins Rothaargebirge führt. Auch Karneval will man in Winterberg auf Skiern feiern, beinahe so, wie in — St. Moritz . . . Jeden Sonntag Skiturren unter Führung von Kennern des Gebirges, schließlich den ganzen Januar und Februar hindurch Sportveranstaltungen der verschiedensten Art und — last not least — die vielen gesellschaftlichen Veranstaltungen, die nun einmal zum Winterberger Betrieb gehören.

Drüben im Waldeckischen Land, dem Upland, sind die größten Sportereignisse einerseits die Einweihung der umgebauten Mühlenkopfschanze in Willingen unter Beteiligung des Deutschen Skimeisters Erich Recknagel und einer thüringer Mannschaft am zweiten Weihnachtstag. Am Neujahrstag will bereits der Skiklub Sauerland seinen Abfahrtslauf in Willingen durchführen. Das dritte Januarwochenende bringt dann die Kämpfe um die Skimeisterschaft vom Sauerland, am Sonntag darauf steigt eine Fuchsjagd, Mitte Februar läßt man einmal die Schulen des Uplandes zu einem Wettlauf starten. Im benachbarten Usseln hat man in erster Linie einmal wieder für die Turenläufer gesorgt. Der Gemeinderat hat den Beschluß gefaßt, daß die Weidepläne, die mit Zäunen umgeben sind, sofern sie im Skigelände liegen, Durchfahrten von mindestens 20 Meter Breite im Winter haben müssen. Der Skiläufer, der da nicht durchkommt, sollte es ruhig aufgeben!

Auch die kleine Sprungschanze als kleine Uebungsschanze ist im Auslauf verbessert worden. Die Skiparadiese sind geöffnet.

Im Ebbegebirge hat vor allem wieder der bekannte Wintersportplatz Meinerzhagen große Anstrengungen gemacht. Auch hier wird auf der umgebauten Sprungschanze um Weihnachten „gehupft“ werden. Der Reit- und Fahrverein veranstaltet zu Weihnachten ein Skifjöring, und nicht nur der Skiklub, sondern auch die Turnerschaft veranstalten Wettläufe, Jugendläufe, Fuchs- und Schnitzeljagden. Das gesamte Ebbegebirge ist inzwischen aufgeschlossen worden. Neue Namen treten vor.

Die Berafstadt Lüdenscheid bringt sich als Wintersportplatz in Erinnerung. Im Bergischen geht auch die Pionierarbeit weiter. Marienheide, Mühlenbach und Kierspe melden sich als Wintersportplätze an. Ganz im Norden des Sauerlandes wirbt Brilon, das mit seiner vorzüglichen neuen Hallohöhsprungschanze die Konkurrenz mit den anderen Orten aufnimmt. Das obere Lennetal mit dem schmucken Städtchen Schmallenberg als Mittelpunkt hat sich zu einer Ski- und Verkehrsorganisation zusammengetan und sucht sein Gebiet bei den Wintersportlern stark in den Vordergrund zu schieben, wobei aber zu bemerken ist, daß länsst ein Teil des Gebietes zu dem Wanderbezirk der unentwegten Naturfreunde und Turenläufer gehört. Das Olper Land rund um die rührige Kreisstadt, will Skigebiet sein oder werden. Neue Skiwege sind markiert. Man hat dort endlich einmal nicht erst mit dem Bau einer Sprungschanze begonnen, sondern sorgt zuerst für den Winterturisten, ist also auf dem richtigen Wege.

Skikurse sind an allen bodeutenden Plätzen des Sauerlandes ausgeschrieben. Für die Vereine und Skiklubs stehen die Amateurskilehrer zur Verfügung. Jedermann kann aber an den Skikursen der Berufsskilehrer teilnehmen.

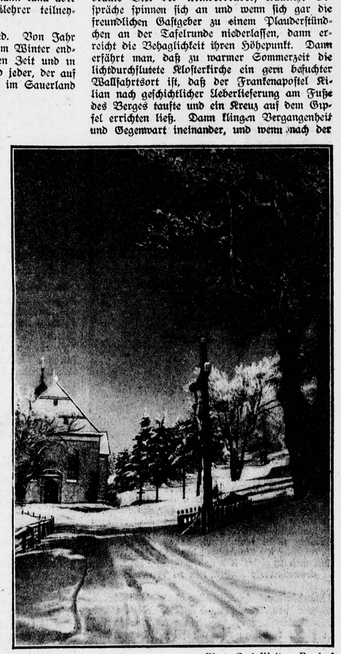
Es tut sich was im Sauerland. Von Jahr zu Jahr mehr, und wenn in diesem Winter endlich einmal der Schnee zur rechten Zeit und in üppigster Fülle kommt, dann wird jeder, der auf weite Reisen entfagen muß, auch im Sauerland zu großem Skiglück kommen.

Winter in der Rhön

Das ideale Sportgelände um Wasserkuppe und Kreuzberg

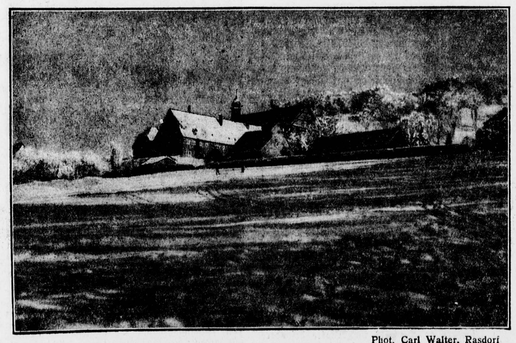
Wem unter den vielen Freunden der reizvollen Rhön lacht nicht das Herz, wenn weiche, silberweiße Schneeflocken sonder Zahl hernieder-rieseln und die weiten, baumlosen Huten auf den Bergen und an ihren Hängen in eine schimmernde Decke hüllen? Und wenn dann Meister Raubreif noch seine wunderseine Filigranarbeit in das Gewieg der Bäume und Sträucher um die vereinzelt liegenden einsamen Berghöfe webt, dann findet das Auge eine wahre Prachtweide. Kein Wunder ist es darum, daß sich die Rhön immer neue Freunde gewann, seit ihre Wasserkuppe von den Segelfliegern entdeckt und damit das ganze Massengebirge zwischen Werra und Fulda in warmer Sommerzeit ein prachtvolles Wandergebiet, im Winter ein geradezu ideales Wintersportgebiet wurde. Früher ahnte niemand etwas von den Schönheiten dieser Landschaft, obwohl seit vielen Jahrzehnten die Hauptverkehrsstrecke der Vebra-Frankfurter Bahnlinie in unmittelbarster Nähe vorbeiführte. Vielleicht bedurfte es auch erst der Schwierigkeiten der Nachkriegs- und Inflationsjahre, um die Anziehungskraft deutscher Heimat kennenzulernen. Bestimmt aber hat das Volkstümlichwerden des Wintersports, namentlich des Schneeschuhlaufes, dazu beitragen, daß die Rhön dieser Landschaft, obwohl seit vielen Jahrzehnten die Hauptverkehrsstrecke der Vebra-Frankfurter Bahnlinie in unmittelbarster Nähe vorbeiführte. Vielleicht bedurfte es auch erst der Schwierigkeiten der Nachkriegs- und Inflationsjahre, um die Anziehungskraft deutscher Heimat kennenzulernen. Bestimmt aber hat das Volkstümlichwerden des Wintersports, namentlich des Schneeschuhlaufes, dazu beitragen, daß die Rhön auch im Winter dem Fremdenverkehr erschlossen wurde. Dank günstiger Bahnverbindungen nach Hilders, nach Bischofsheim und besonders nach Gersfeld, ist sie von allen Seiten bequem zu erreichen, und vorteilhaft ist namentlich die Fahrt mit den Wintersportzügen, die die Reichsbahn an geeigneten Tagen nach den genannten Bahnstationen durchführt.

Wichtig für den Wintersportler ist vor allem die Versorgung mit Schneemeldungen, die vollkommen zuverlässig sind und nicht nur dem Zwed dienen, Gäste herbeizuführen. Gewissenhaft und einwandfrei sind die aus der Rhön kommenden Schneemeldungen, die an verschiedenen Tagen der Woche durch Rundfunk und Presse verbreitet werden und auf solchen Bahnhöfen zum Aushang gelangen, auf denen ein Bedürfnis dafür vorhanden ist. In Zusammenarbeit mit dem Gersfelder Verkehrsverein, der Frankfurter öffentlichen Wetterdienststelle und der fachmeteorologischen Beobachtungsstation des Forschungsinstitutes der Rhön-Rositten-Gesellschaft werden sie herausgegeben und unter geringstmöglicher Zeitspanne weitergeleitet. Das Institut auf der Wasserkuppe, die Beobachtungsstation in Gersfeld, auf dem Kreuzberg und auf dem Dammersfeld stehen darüber hinaus noch für telefonische Auskunft zur Verfügung. So sind alle etwaigen Vorkehrungen getroffen, um dem Sportfreund, der sich in der prachtvollen klaren Luft der Rhönberge im Schneeschuhlauf stählen will, ungetrübte Freude zu schaffen und jede Verärgerung zu ersparen. Wohl wird sich jeder dort fühlen, zumal der Anfänger auf den „Brettern“, denn nur selten findet er zerfahrene und übersüllte Flächen, noch seltener hinderen Waldungen und Waldschneisen an den wundervollen Fernsicht, und selbst der wenig geübte Anfänger läuft kaum Gefahr, in irgendwelche unliebsame Berührung mit unerwünschten Hindernissen zu kommen.



Phot. Carl Walter, Rasdorf

Beim Kloster Kreuzberg



Phot. Carl Walter, Rasdorf

Das verschneite Kloster auf dem Kreuzberg

Als Treffpunkt der Skiläufer haben Wasserkuppe, Dammersfeld, Hohes Polster, Himmelsdunkberg, Schwedenschanze, Ellenbogen, Milseburg und Kreuzberg weit bekannte Geltung. Bahnstationen sind in allernächster Nähe und renommierte Gaststätten. Namentlich am Ellenbogen und am Kreuzberg geht so schnell kein Rhönbesucher vorbei. Gerade ideal sind dort die Berggasthöfe, die sogar neuzeitlichen Komfort nicht vermissen lassen. Nicht ganz leicht ist der Aufstieg zu der beträchtlichen Höhe von 800 Metern, aber dafür entschädigen die herrliche Schau und die weitgespannten Schneeflächen an den Hängen. Eine besonders große Zahl von Freunden sicherte sich das Franziskanerkloster auf dem Kreuzberg, in dem die Raststunden wohl dann am schönsten sind, wenn draußen in kalter Abendluft alles erstarrt und der weitbauchige Kachelofen im Touristenzimmer, im Kissinger- und im Gastzimmer sein anheimelndes Lied summt. Dann finden sich schnell die Herzen der vorher noch einander fremden Menschen. Mit sichtlichem Behagen schlürft man das vorzügliche, selbstgebraute Bier der Minderbrüder, traulche Gespräche spinnen sich an und wenn sich gar die freundlichen Gastgeber zu einem Plauderstündchen an der Tafelrunde niederlassen, dann erreicht die Behaglichkeit ihren Höhepunkt. Dann erfährt man, daß zu warmer Sommerzeit die lichtdurchflutete Klosterkirche ein gern besuchter Wallfahrtsort ist, daß der Frankenapostel Kilian nach geschichtlicher Ueberlieferung am Fuße des Berges taufte und ein Kreuz auf dem Gipfel errichten ließ. Dann klingen Vergangenheit und Gegenwart ineinander, und wenn nach der „christlich ehrbar bawordnung“ der Feierabend gekommen ist, dann geht man nur ungern auseinander. Man wartet vielleicht auch einmal durch den hohen Schnee über verschneite Basaltblöcke zur Gipfelfläche, aus deren umgebauten Schneemassen das 28 Meter hohe Kreuz neben dem Observatorium, einer Stiftung des bayrischen Königs Maximilian, majestätisch emporragt. Trotz des schneidenden Ostwindes wirft man einen — freilich flüchtigen — Blick über den steilen Fuldabang, wo der Rhönklub eine Orientierungstafel anbringen ließ und wo das Denkmal aus Rhönbasalt an den nimmermüden Rhönsänger Höhl erinnert. Nicht minder behaglich ist das neuerbaute und neuzeitlich eingerichtete „Eisenacher Haus“ auf dem Ellenbogen, wo man sogar der Segnungen einer Warmwasserheizung teilhaft wird. Die beiden Rhönstädtchen Gersfeld und Bischofsheim haben sich gar zu Wintersportplätzen von Rang entwickelt, namentlich das idyllische Gersfeld am Fuße der Wasserkuppe, das nicht nur erstklassige Unterkunftsstätten, sondern auch Skigelände, Rodelbahnen und Eislaufplätze, neuerdings sogar die schöne Sprungschanze Mitteldeutschlands in allernächster Umgebung des Städchens aufweist. Und behaglich und blitzsauber ist sogar der behagliche Gasthof in irgendeinem verträumten Rhönndorf, von denen beinahe jedes einen guten Klang in den Ohren des Rhönsportlers hat. Carl Walter.

Kampf dem Lärm!

Die radaulustigen Motorräder — „Sie sprachen soeben mit 59 Phon" — Ein Witz und seine Bedeutung

„Pappi, was hatten die Leute eigentlich, als es noch kein Radio gab?" — „Ruhe, mein Junge!"

Pappi hat schon recht. Der Lautsprecher am offenen Fenster ist geradezu ein Sinnbild modernen Aergernisses geworden. Aber er ist keiner von den schlimmen Lärmmachern, denn man kann ihn abstellen, man kann das Fenster schließen; Erziehung, Aufklärung und, wo das nicht fruchtet, eine empfindliche Polizeistrafe tragen wirksam dazu bei, uns von solchen Geräuscherzeugern zu befreien. Weit schlimmer sind diejenigen Lärmmacher, denen man das Handwerk nicht so leicht legen kann: die Autos und Bahnen auf der Straße, die Maschinen in den Werkstätten, die Staubsauger, Wasserleitungen, Nähmaschinen, Ventilatoren und ähnliche Geräte in unseren Wohnhäusern. Ihnen allen hat die moderne Technik den Kampf angekündigt: die an der Lärmbekämpfung interessierten Kreise haben sich zu einem Fachausschuß für Lärmminderung beim Verein Deutscher Ingenieure zusammengeschlossen, dessen Leitung in den Händen von Präsident a. D. Prof. Dr. K. W. Wagner, dem Direktor des Heinrich Hertz-Instituts für Schwingungsforschung, liegt.

Der Kampf gegen den Lärm

Die Ingenieure Dr. Kaufmann (rechts) und Dr. Schmidt (links) haben einen neuen Schalldämpfer entwickelt, der nach dem Prinzip der akustischen Filter arbeitet, und der das Auspuffgeräusch bei Automobilen und Motorrädern vollkommen dämpft. Dennoch wird die Motorleistung nicht vermindert, da er einen glatten Durchgang für die Abgase besitzt. Der Apparat läßt sich in jedes Kraftfahrzeug einbauen, ohne nennenswerte Mehrkosten zu verursachen.

Man könnte sich fragen, ob dieser Kampf den bedeutenden Einsatz lohnt, mit dem man ihn führt. Viele Leute stehen ja auf dem Standpunkt, der Lärm sei nun einmal eine unvermeidliche Beigabe aller menschlichen Lebenstätigkeit, insbesondere aber der technischen Betätigung, man müsse sich an ihn gewöhnen und könne das auch. Die medizinischen Untersuchungen jedoch sprechen eine andere Sprache; sie beweisen, daß dauernde Lärmeinwirkung eine große Anzahl von Funktionen des Körpers überaus schädlich beeinflußt, daß in Betrieben mit starkem Lärm über die Hälfte der Beschäftigten schwerhörig und etwa ein Viertel fast taub ist oder zu haben, was für sorgfältiges Arbeiten bei in vielen Fällen reduzierten Preisen bürgt. — Man soll bei der Einwinterung auch die Batterie ausbauen und einem Fachgeschäft zur regelmäßigen Ladung und Entladung geben. Eine Batterie, die den Winter über nicht benutzt und gepflegt wird, läßt erheblich in ihrer Kapazität nach, wenn sie schon ein gewisses Alter hat.

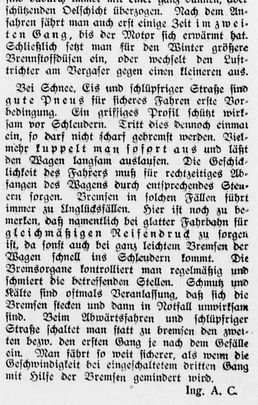
Swr.

Fahren Sie ihn aber weiter . . .

so erfordert er ebenfalls im Winter besondere Pflege. Vor allem ist ein leichteres Oel als im Sommer erforderlich. Bleibt nämlich das dicke Sommeröl im Motor, dann springt er schlecht oder bei kalter Witterung gar nicht an. Dabei wird aber die Batterie immer stark geschädigt. Diese belastet das im Winter ohnehin längere und öftere Anlassen (durch kalten Motor bedingt) sehr stark, so daß es u. U. erforderlich ist, sie öfter aufzuladen, und sie nicht

Europas größte Talsperre eröffnet

Die Saaletalsperre am Bleiloch ist jetzt ihrer Bestimmung übergeben worden. Sie ist bekanntlich die größte Talsperre Europas. Ihr ist ein Kraftwerk angegliedert, das einen großen Teil Thüringens und der umliegenden Gebiete mit Strom versorgen soll. Unser Bild zeigt die feierliche Ingangsetzung der Turbinen dieses Kraftwerkes im Beisein der Behördenvertreter.



100. Geburtstag des Ingenieurs Eiffel

Am 15. Dezember jährte sich der Geburtstag des französischen Ingenieurs Alexandre Gustave Eiffel zum 100. Male. Sein weltberühmtes Werk ist der gleichnamige Turm in Paris, den er 1889 für die Pariser Weltausstellung erbaute. Der Turm ist 300 Meter hoch und galt seinerzeit als ein Weltwunder. Er wird jetzt als Aussichtsturm, zu wissenschaftlichen Beobachtungen und als Sendestation benützt.

Ihr Wagen im Winter

Winfern Sie den Wagen ein, so . . .

müssen Sie ihn sorgfältig auf seinen Dornröschenschlaf vorbereiten. Zunächst ist eine frostfreie, möglichst etwas temperierte Garage erwünscht. Dort wird der sorgfältig gewaschene und gereinigte Wagen aufgebockt, d. h. mittels Wagenheber so hoch gehoben, daß die Räder frei sind. Dadurch schont man die Pneus wesentlich. Kühlwasser und Benzin sind abzulassen. Auch empfiehlt es sich, altes, verbrauchtes Oel gegen frisches zu wechseln. Verbrauchtes Oel enthält immer Rückstände, die sich absetzen und nach langem Stehen nicht so leicht weggeschwemmt werden, wie es bei zeitigem Oelwechsel der Fall ist. Diesen nimmt man am besten nach einer letzten, längeren Fahrt vor dem Einstellen vor. Zum Einwintern gehört weiter leichtes Einfetten von blanken Metallteilen. Das Chassis pinselt man sorgfältig mit einer Mischung von Oel und Petroleum ein. Diese löst alten Rost und schützt vor neuer Oxydation der Metallteile. Bei Wagen mit Allwetterverdeck wird dieses hochgeklappt, da es in zusammengefaltetem Zustand nach längerer Zeit Brüche bekommt. Leder und Kunstleder sind leicht mit Wachs einzureiben. Die Pneus pumpt man voll Luft ein Zeit auf, damit sie immer unter Druck stehen. Geschieht dies nicht, so werden sie im Laufe der Zeit brüchig und undicht. Im Winter ist es auch angebracht, Wagen zu überholen, falls es erforderlich ist. Jetzt kann dies in aller Ruhe geschehen, da Zeit zur Verfügung steht, und Fabriken wie Werkstätten weniger zu tun haben, was für sorgfältiges Arbeiten bei in vielen Fällen reduzierten Preisen bürgt. — Man soll bei der Einwinterung auch die Batterie ausbauen und einem Fachgeschäft zur regelmäßigen Ladung und Entladung geben. Eine Batterie, die den Winter über nicht benutzt und gepflegt wird, läßt erheblich in ihrer Kapazität nach, wenn sie schon ein gewisses Alter hat.

Swr.

Fahren Sie ihn aber weiter . . .

so erfordert er ebenfalls im Winter besondere Pflege. Vor allem ist ein leichteres Oel als im Sommer erforderlich. Bleibt nämlich das dicke Sommeröl im Motor, dann springt er schlecht oder bei kalter Witterung gar nicht an. Dabei wird aber die Batterie immer stark geschädigt. Diese belastet das im Winter ohnehin längere und öftere Anlassen (durch kalten Motor bedingt) sehr stark, so daß es u. U. erforderlich ist, sie öfter aufzuladen, und sie nicht

Landwirte, erhaltet das Getreide trocken! Von Dr. Seidel

Das unerhältnismäßig heiße und trockene Erntewetter dieses Jahres kann vielleicht manchen Landwirt dazu verleiten, die sonst bei der Lagerung seiner Getreideernte geübte Sorgfalt als überflüssig beiseite zu tun: „Wozu soll ich mich viel um den Getreidespeicher kümmern! Die Ernte ist trocken hereingekommen oder bei der gewaltigen Hitze noch auf dem Boden gut abgetrocknet. Da kann so leicht nichts passieren."

Mehr als ein Landwirt wird so denken und danach handeln. Im Augenblick hat er damit vielleicht auch recht; aber leider bleibt das Korn auf dem Speicher gewöhnlich nicht

Der „Griff" bei feuchtem und bei trockenem Getreide

in dem trockenen Zustande, den es in einem trockenen Sommer, wie etwa im vergangenen, erreicht hat. Jedes Gut — also auch das Getreide — stellt sich in seinem Feuchtigkeitsgehalt nach der relativen Feuchtigkeit der Luft ein, in der es lagert: je höher die relative Luftfeuchtigkeit, desto feuchter das Getreide. Im Spätsommer ist die Luft relativ trocken und verursacht die natürliche Trocknung des Getreides. Im Herbst und Winter wird die Luft feuchter, demzufolge nimmt auch das lagernde Getreide einen erhöhten Wassergehalt an, der unter deutschen Verhältnissen bis zu 19 v. H. steigen kann, wenn die Außenluft ungehindert in den Speicher dringt. Diese Feuchtigkeitszunahme muß verhütet werden, denn:

1. wird durch den hohen Feuchtigkeitsgehalt das Hektolitergewicht unnötig ernledrigt und das Getreide schon dadurch minderwertiger,
2. verliert es auch seine Lagerfestigkeit.

Im Winter, bei Temperaturen um 0 Grad herum, ist es wohl nicht gefährdet, desto mehr aber im Frühjahr, das als kritische Zeit für feuchtes Getreide bei den Lagerhaltern bekannt ist. Die hohe Feuchtigkeit bewirkt bei der wärmeren Frühjahrsluft erhöhte Atmung und in der Folge Erwärmung des Kornes. Das Getreide „lebt" dann, und zwar um so kräftiger, je feuchter es ist, und wenn es nicht schnell abgetrocknet wird, „tot" es sich tot: es verdirbt. Ein schnelles Abtrocknen des Getreides im Frühjahr ist schwierig, denn trockene Luft ist in dieser Jahreszeit selten und eine Abtrocknung daher meist nur mit einem großen Aufwand von Zeit und Arbeit und nicht einmal immer ohne Schädigung des Getreides mühsam zu erreichen.

Der für den Augenblick scheinbar richtige Gedanke, daß trockenes Getreide keiner Wartung bedürfe, hat sich in der Folge doch als kurzsichtig erwiesen und dem Landwirt durch die übersehene Wasseraufnahme des Getreides im Herbst und Winter Verluste, Aerger und viel Arbeit gebracht.

Also Fenster jetzt zu, wenn trockenes Getreide auf dem Kornboden liegt, damit das Lagergut nach Möglichkeit in seinem trockenen Zustande erhalten bleibt. — Nicht den Kornboden ruhig seinem Schicksal überlassen, auch wenn das Getreide sehr trocken ist, sondern ihn von der feuchten Außenluft abschließen, die im Herbst und Winter einsetzt.

Das Riesensilberkaninchen Von Herbert Schaper

Die Stammart aller Kaninchenrassen ist das graue 1,5 bis 2 kg schwere Wildkaninchen. Aus ihm schuf der Mensch mehr als 40 verschiedenartige Rassen: Riesen von 7,5 kg und Zwerge von 1 kg Lebendgewicht, Kaninchen mit nur 1,5 bis 2 cm langem Haar und solche mit 10 bis 15 cm Haarlänge. Kaum eine der erzielbaren Färbungen gibt es, die nicht beim Kaninchen vorhanden wäre. Es ist ganz klar, daß von dieser Unzahl von Rassen, denen allen im übrigen eine gewisse Wirtschaftlichkeit nicht abzusprechen ist, einige sich für rationelle Haltung besonders gut eignen. Zu ihnen gehört auch das Riesensilberkaninchen. Es entstand in Frankreich in der Champagne, aus dem Kleinsilberkaninchen durch Einkreuzung von Belgischen Riesen und Weißen Riesen, da der Kaninchenfachhandel, der dort eine erhebliche Rolle spielt, ein helleres und größeres Silberfell verlangte als es das kleine Grausilberkaninchen zu liefern imstande war. Wegen seines dichten guten Felles und seiner schönen silbergrauen Farbe gelangte es in Deutschland, wohin es erst im Jahre 1912 eingeführt wurde, zu ganz außerordentlich großer Verbreitung. So schön gleichmäßig in der Farbe und von so hervorragend ausgeglichenem Körperbau, wie wir das Riesensilberkaninchen heute kennen, wurde es allerdings erst durch deutschen Züchterfleiß. Ich erinnere mich noch genau, als ich im Jahre 1913 die ersten Riesensilberkaninchen, das eine direkt aus Frankreich, die anderen als Nachzucht aus französischen Importen, erhielt, daß die Tiere damals mit den verschiedenartigsten Schönheitsfehlern behaftet waren: weiße Pfoten, weiße Nasenspitzen, ungleichmäßige Schattierung des Felles, unschöne eckige Körperformen waren bei fast allen Tieren anzutreffen.

Riesensilberrammler

Alles Fehler, die man heute beim Riesensilberkaninchen nur noch vom Hörensagen kennt. Riesensilber wurde dieses Kaninchen nicht deshalb genannt, weil man es in die Gruppe der Riesenkaninchen einreihen wollte, sie ein Gewicht von 6 bis 7,5 kg haben müssen, sondern weil es verglichen mit dem Kleinsilberkaninchen, dessen Gewicht etwa 2 bis 2,5 kg beträgt, ein Riese ist, da es 4 bis 4,5 kg im Durchschnitt wiegt. Man züchtet heute das Riesensilber- aber, wie man es in neuerer Zeit nennt, das Französische Silberkaninchen nur in dem hellen Farbenschlage und immerhalb desselben in den Schattierungen ganz hell und mittelhell. Die Unterfarbe des Haarkleides ist dunkel-blaugrau, die Haarspitzen, sowie einzelne ganze Haare sind weiß. Zwischen dem Wollhaar stehen zahlreiche schwarze Grannenhaare, die dem Felle den eigenartigen Silberglanz verleihen. Besonderer Wert ist bei der Zucht auf Dichte und Länge des Pelzes zu legen. Die jungen Riesensilberkaninchen sind zunächst schwarz. Erst mit sechs Wochen beginnt die Umfärbung. Zuerst fangen Nase und Schnauze, fast gleichzeitig die Füße und Brust an, die Silberfarbe anzunehmen. Dann entstehen allenthalben am Körper silbergraue Stellen, und erst nach einigen Monaten ist das ganze Tier gleichmäßig durchgesilbert. Seine höchste Schönheit und Güte erreicht das Fell erst mit acht Monaten.

Wie alle mittelgroßen Kaninchen füttert sich das Riesensilberkaninchen recht gut. Im Sommer sollte reichliches und gutes Grünfutter die Grundlage der Fütterung bilden; im Winter Heu und Rüben. Zu Mastzwecken gibt man den Tieren gedämpfte Kartoffeln mit Kleie und Schrot vermischt. Häsinnen mit Jungen und im Wachstum begriffenen Jungtieren verabfolgt man Kraftfutter, das man sich aus zwei Teilen Sojaschrot und je einem Teil Erdnußkuchen-, Leinkuchenmehl und Kleie mischt und den Tieren leicht angefeuchtet verabreicht.

Landmanns Weihnacht Von Wilhelm Blohm

Es ist etwas Eigenes um das Weihnachtsfest; es ist mit keinem anderen Fest zu vergleichen. Allerdings kennen nur die nordischen Völker dieses Gefühl, das unbedingt mit der Sehnsucht nach dem Licht, nach der Sonne verbunden ist. Der Südländer, der stets „im Lichte wandelt", kann sich keine Vorstellung von den dunklen Tagen des nordischen Dezembers machen.

Wie tief aber gerade dem Deutschen das Weihnachtsgefühl im Herzen sitzt, geht aus tausend Erzählungen Ausgewanderter und Reisender hervor. Fragt den Farmer im tropischen Urwald, in der heißen Steppe, fragt den Seemann, der am Heiligen Abend unter dem Aequator kreuzt: „Wo möchtet Ihr heute sein?", und in fast allen Fällen wird Euch die Antwort: „In Deutschland, zu Hause, unter dem Tannenbaum!" Und keine größere Freude könnt Ihr den fern der Heimat Weilenden bereiten, als wenn Ihr ihnen ein Tannenreis mit einem Lichte sendet. Der rauhe Krieger im Schützengraben, der bärtige Seemann im Sturmgebraus, der Forscher im Zelt, der Trapper, der Farmer, alle, alle werden das Reis mit dem Lichte schmücken und werden am Heiligen Abend der Heimat gedenken.

Leider, leider hat in der Stadt, namentlich in der Großstadt, das Weihnachtsfest viel von seiner Weihe verloren. Wirft es nicht merkwürdig, wenn schon wochenlang vor dem großen Feste die geschmückten Tannenbäume in den Schaufenstern prangen? Und auch über das Ausstellen riesiger Christbäume auf öffentlichen Plätzen, geschmückt mit elektrischen Kerzen, kann man verschiedener Meinung sein.

Die schönste Weihnachtsfeier gibt es auf dem Lande. Vor dem Feste heißt es noch tüchtig schaffen; denn zu den vielen Vorbereitungen für die Lieben, die man begläcken will, kommt im ländlichen Haushalt die Sorge für das Vieh. Wenn dieses auch für einen Christbaum kein Empfinden hat, so wird der rechte Tierhalter der Kreatur, die von ihm abhängig ist, durch reinliche Stallung und gutes Futter auch eine Freude bereiten; ist es doch in vielen Gegenden eine gute Sitte, selbst dem leider oft vernachlässigten Wachhunde zum Weihnachtsfest eine neue Strohschütte in sein Bretterhaus zu geben.

Und endlich der Heilige Abend, wenn alles Vieh versorgt ist und alles, was zum Haushalt gehört, vom Herrn bis zum Hütejungen und vom Großmütterchen bis zum jüngsten Küchenmädchen, sich um den Christbaum versammelt und seine Geschenke entgegennimmt! Mögen sie in der heutigen Zeit noch so bescheiden sein, die Weihnachtsstimmung geht aus von dem einen Baum, von dem tausende derselben Art draußen wachsen, dieser eine, unser Baum, trägt einen Lichterglanz und entzündet aller Herzen. Alte Weisen erklingen, die schon unsere Vorfahren in ihren Baum schlugen . . . Es ist ein Reis entsprungen! . . .

Am ersten Weihnachtsmorgen herrscht dann eine Stille in Haus und Hof, die fast beängstigend wirkt. Da wollt kein Wagen über das Pflaster, da klingt kein Hufschlag, das bereitgelegte Futter ist schnell gereicht, Kühe oder Ziegen sind in der Frühe gemolken worden und alles rüstet sich zum Kirchgang.

Heute endlich hat auch der Landwirt Zeit, in aller Ruhe einen Gang durch Haus und Hof zu machen; denn im Zimmer hält er es doch nicht lange aus. Sein Vieh . . . Jetzt hat er alle Tiere beisammen; sonst sind fast immer einige unterwegs.

Gehören Pferde zum Haushalt, so wird der Besitzer zunächst zu diesen treuen Helfern gehen. Sind sie gut ernährt? Hat Fritz daran gedacht, daß er während der Ruhetage nicht zu reichlich füttert? Heute nachmittag kann er den Braunen ein bißchen bewegen, der kann das Stillstehen gar nicht vertragen. Mit der Hand wird schnell noch die Wärme des Trinkwassers geprüft.

Dann zu den Kühen. Auch bei denen trägt eine gute Haarpflege und Sauberkeit im Stalle viel zum Milchertrag bei. Ist alles geschehen, wie er es angeordnet hat? Wie geht's der „Buntscheck"? Vorgestern sagte Franz, sie gefiele ihm nicht recht; gestern war so viel Arbeit, da konnte er — ach, da ist sie ja! Auge klar, fester Gang — eine Sorge weniger. — So geht es zu dem Jungvieh, zu den Schweinen — überall kann der Hausherr heute länger verweilen als sonst und merkwürdig, was er heute alles übersieht! Und nicht allein das Auge geht prüfend umher, auch die Nase muß helfen. Die Lüftung der Stallungen wird kontrolliert und dafür gesorgt, daß nicht „Übertemperatur" herrscht.

Wenn das Federvieh auch zum Reiche der Hausfrau gehört — das Auge des Mannes sieht anders als das der Frau. Da, die zwei neuen Sitzstangen im Hühnerstall sind viel zu dünn. Die Hühner wippeln während der ganzen Nacht drauf umher und legen vor lauter Angst eben keine Eier! Ist der Gänse und namentlich der Enterich fett trocken? Die Schwanbeibecher können gar nicht genug Streu bekommen. Daß beim Federvieh nicht „Urahne, Großmutter, Mutter und Kind" im schönsten Durcheinander beisammen sind, dafür sorgt heute jede Hausfrau durch Beringen des Geflügels. Die Eier von Urahnen sind nämlich Seltenheiten, aber sie werden nicht als solche bezahlt!

Auch auf dem Hofplatze und im Garten gibt es viel zu schauen. Liegt Schnee, wie es sich ja zum Weihnachtsfeste gehört, so verdeckt der wohl manches, wie z. B. schlechtes Pflaster; aber anderes verrät die weiße Decke um so deutlicher. Unterhalb der Miststätte sind Schmutzhaufen, und die Hunde- und Katzenspuren zeigen deutlich, wo Löcher im Zaun vorhanden sind. Durch diese Lücken kann nachts der Fuchs kommen, wenn er den Hühnern einen Besuch machen will, noch häufiger schlüpfen Hase und Karnickel hindurch und schälen die Rinde von den Obstbäumen. Da hängt ein eingekniffter Ast, da auch einer. Die müssen abgenommen werden, dafür sowie für jedes andere, was das Auge „herrenauge" als mangelhaft entdeckt hat, soll gleich nach dem Fest gesorgt werden.

Nun eben mal nach den Kartoffeln- und Rübenmieten sehen — doch da kommt Doris schon und ruft zum Mittagessen. Na, heute nachmittag noch einmal ein Rundgang. Das ist Landmanns Weihnachtsruhe! Ruhe? — ? —

Frage und Antwort

Ein Ratgeber für jedermann

Bedingungen für die Beantwortung von Anfragen: Der weitaus größte Teil der Fragen wird schriftlich beantwortet, da ein Abdruck aller Anfragen räumlich unmöglich ist. Deshalb muß jede Anfrage die genaue Adresse des Fragestellers enthalten. Anonym e Fragen werden grundsätzlich nicht beantwortet. Außerdem ist jeder Frage ein Ausweis, daß Fragesteller Bezieher unseres Blattes ist, sowie als Portoersatz der Betrag von 50 Rpf. beizufügen. Für jede weitere Frage, nach derselben Fragesteilers, sind entsprechend 50 Rpf. mitzusenden. Anfragen, denen zu wenig Porto beigefügt ist, werden zurückgelegt und erst beantwortet, wenn der volle Portoersatz erstattet wird. Unter der Rubrik „Frage und Antwort" werden nur rein landwirtschaftliche und unmittelbar einschlägige Fragen behandelt. Unsere Ratschläge geschehen ohne jede Verbindlichkeit. Sämtliche Anfragen sind zu adressieren an den Verlag, Der 7. Tag (Fragekasten), Paderborn

Die Schriftleitung

Frage: Kuh hat Durchfall. Eine Kuh hat seit dem Hochsommer bei Weidegang starken Durchfall und ist sehr abgemagert. Jetzt ist der Kot so dünn wie Wasser. Ich versuche abreiche nur Trockenfutter und Wasser in knappen Rationen. Im Sommer vorher zeigte sich dieselbe Erscheinung; im Winter bei Stallfütterung ist die Verdauung aber wieder normal geworden. Vor drei Jahren mußte ich eine Kuh auf Grund derselben Krankheitserscheinung für einen geringen Preis verkaufen, weil angenommen werden mußte, die Kuh wäre tuberkulös. Beim Schlachten stellte sich heraus, daß die Leber stark geschwollen war, eine helle Farbe zeigte und Knoten hatte, welche mit Eyeln gefüllt waren. Ich vermute, daß der Durchfall meiner jetzigen Kuh mit der Leberkrankheit zusammenhängt. Was kann man tun, um das Tier zu retten? A. D. in J.

Antwort: Der bei Ihrer Kuh beobachtete Durchfall hat seine Ursachen wahrscheinlich in einer Darmentzündung, welche sich das Tier auf der Weide zugezogen hat. Durch die Verfütterung von Rübenblatt, welches bekanntlich stark abführend wirkt, ist dieser Krankheitszustand noch verschlimmert worden. Als nicht ausgeschlossen muß es angesehen werden, daß gleichzeitig eine Erkrankung an Lebereigelb vorliegt. Zwecks Behandlung muß versucht werden, zunächst den Durchfall abzustellen. Zu diesem Zweck muß trockene, leicht verdauliche und knappe Nahrung verabreicht werden. Als solche sei genannt: leicht verdauliches Heu, dicke Suppen von braungeröstetem Gersten- oder Hafermehl, Schrot von geröstetem Hafer- und Gerstenkörnern in trockenem Zustande. Gelingt diese Fütterung noch nicht an, so ist Schrot von gerösteten Bohnen oder Erbsen anzuwenden. Schließlich, falls auch diese Mittel versagen, Eichein, Kastanten und Heidekraut. Trinkwasser ist wenig und in leicht verschlagenem Zustande zu verabreichen. Notwendig ist es auch, daß das Tier warm gehalten wird. Ist der Stall ziemlich kühl, so empfiehlt sich das Auflegen einer Decke. Was nun die Bekämpfung der Lebereigelkrankheit anbetrifft, so ist hierfür ein Mittel, „Distol" genannt, in der letzten Zeit mit gutem Erfolg angewendet worden.

Dr. Bn.

Frage: Reinigung eines Nutria-Pelzkragens. Ein Nutria-Pelzkragen ist vom Tragen etwas fettig geworden. Wie kann man die in Mitleidenschaft gezogenen Stellen wieder auffrischen? Muß man das Fell etwa hemisch reinigen lassen?

E. L. in N.

Antwort: Den durch Tragen fettig gewordenen echten Nutria-Pelzkragen reibt man zur Entfernung der Fettverunreinigung zunächst mit Sägespan (am besten ist fein gesiebter Weiß- oder Rotbuchen-Hartholzspan) aus, der mit fettlösenden Flüssigkeiten, wie: Tetrachlorkohlenstoff, Trichlorathylen oder auch reinem Benzin (Vorsicht! Feuersgefahr) getränkt ist. Der Span wird einige Male erneuert, bis Flecke an den Fellen nicht mehr erkennbar sind. Die durch dieses Abreiben etwas „klamm" gewordenen Haare werden darauf mit trockenem Hartholzspan nachgerieben, mit einer strammen Bürste ausgebürstet und schließlich mit einem elastischen Stocke so lange vorsichtig geklopft, bis sie wieder „offen sind", „spielen", d. h. die Beschaffenheit eines gesunden, neuen Felles haben. Das Auskloppen nimmt man sowohl von der Haar- wie der Lederseite aus vor. Dr. P. M.

Ach, die kennt der Landmann selbst am Weihnachtsfeste nicht; aber das schadet nichts. Dafür fühlt er sich seinem Herrgott etwas näher als manch anderer, hilft er ihm doch täglich, in stündlich im Wachsen und Gedeihen der Ernte, beim Gesundbleiben seines Viehes und nicht zuletzt beim Überstehen der jetzt so schweren Zeiten.

Entfernen von Kakao- und Schokoladenflecken aus Leinen- und Wollstoffen

Es ist ein einfaches Verfahren, Kakaoflecke aus Leinenstoffen zu entfernen. Bei ganz frischen Flecken ist es nur nötig, die unsaubere Stelle sogleich mit recht kaltem Wasser auszuwaschen. Man muß sich nur hüten, Seife oder warmes Wasser daran zu bringen. Ist der Fleck beim ersten Auswaschen noch nicht ganz heraus, ist das Verfahren zu wiederholen. Sind die Kakaoflecken bereits älter, so ist es notwendig, das Leinenstück einen Tag lang in Molke einzuweichen und dann mit kaltem Wasser nachzuwaschen. Auch das Abreiben mit Eigelb ist erfolgreich. Nachdem man den Fleck kräftig damit bearbeitet hat, wäscht man alles mit Seife heraus. In noch feuchtem Zustand bügelt man die Stelle trocken. Man kann auch Kakaoflecke aus Leinen mit Glyzerin entfernen, man braucht den Fleck damit nur einzureiben, das Glyzerin ein Weilchen einwirken zu lassen und dann die unsaubere Stelle in lauwarmem Wasser nachzuwaschen.

Kakaoflecke aus Wollstoffen wäscht man einfach mit kaltem Wasser aus. Schon veraltete Flecke müssen zuerst mit einem Leinenläppchen, das in Glyzerin getaucht wurde, betupft werden. Dann wäscht man mit lauwarmem Wasser nach und bügelt die Stelle in noch feuchtem Zustand, von der linken Seite.

Schokoladenflecke entfernt man aus Leinenstoffen, indem man sie zunächst mit Wasser anfeuchtet und mit Seife einreibt. Dann löst man in zwölf Eßlöffel Wasser einen Kaffeelöffel voll Alaun und die gleiche Menge Weinstein auf, mischt alles gut durcheinander und läßt die Flüssigkeit vier bis fünf Stunden lang auf die unsauberen Stellen einwirken. Mit lauwarmem Wasser wird nachgewaschen und gründlich gespült.

Schokoladenflecke aus Wollstoffen entfernt man recht vorsichtig, indem man den Fleck mit etwas Wasser anfeuchtet und dann ein wenig trockenes Persilpulver auf die feuchte Stelle aufbringt. Mit zwei Fingern wird jetzt das Waschpulver in die unsaubere Stelle hineingerieben. Das Reiben hat ganz flach zu geschehen, es ist mehr ein Hineindrücken. Dann läßt man es wenige Augenblicke einwirken und wäscht mit kaltem Wasser nach. Kr.

Allerlei Neues aus Feld und Garten, Stall und Hof, Haus und Keller, Küche und Blumenzimmer

Zweiteiliger, leicht wendbarer Schlitten

Zweiteilige, leicht wendbare Schlitten findet man viel in den Bergen Weltfalens sowie in benachbarten Gebirgsgegenden. Sie bestehen bei diesen zweiteiligen Schlitten um ein zweiteiliges, aus einem kürzeren Vorder- und einem längeren Hinterschlitten bestehendes Fahrzeug, welches sich wie ein Wagen wenden läßt. Nachstehende Abbildung gibt diese zweiteiligen Schlitten deutlich wieder. Dieser Schlitten besitzt ganz erhebliche Vorzüge und ist für alle Gegenden empfehlenswert, in denen der Schlitten als Lastfuhrwerk benutzt wird. Infolge seiner Einrichtung läßt er sich wie ein Wagen kurz und lang machen. Bei einem einteiligen Schlitten gewöhnlicher Form ist die Längenausdehnung eng begrenzt und ein solcher langer einteiliger Schlitten läßt sich dem Umdrehen und dem Fahren auf tiefgeteiligen und gewundenen Landwegen erhebliche Schwierigkeiten entgegen. Diese fallen beim zweiteiligen Schlitten, man mag ihn auch noch so lang aussiehen, naturgemäß fort, da er aus zwei verhältnismäßig kurzen Schlitten besteht, die sich jedem Wegzustande anpassen. Man kann also den zweiteiligen Schlitten, nachdem er nach Art der Erntewagen lang gemacht und mit langen Leitern ausgerüstet wurde, zum Heu- und Strohfahren benutzen. Soll mit einem solchen Schlitten Langholz gefahren werden, so schiebt der Fahrer zur Fahrt in den Wald beide Schlitten zusammen und hängt zum Aufladen den Hinterschlitten ab, um ihn in beliebiger Entfernung zum Vorderschlitten — wie den Hintermagen — zu verwenden. Weitere Vorteile sind leichte Drehbarkeit, bedeutend geringeres Schleudern auf glatt und festgefrorenen, gewölbten Straßen und der Umstand, daß mit dem zweiteiligen Schlitten viel leichter loszukommen ist, wenn er bei längerem Halten festfror oder sich anfangs, als mit einem langen einteiligen Schlitten. R.

Stallmist zur Rotkleedüngung. Immer wieder wird empfohlen, die Stallmistdüngung zu Rotklee im Herbst zu geben. Das ist aber eine große Verschwendung, da der Klee den Stallmist lange nicht so gut wie andere Kulturpflanzen ausnützt. Der Klee ist nämlich selber ein starker Stickstoffsammler und legt mehr Wert auf Zuführung von Phosphorsäure, Kali und Kalk, den man auch in Form von künstlichen Düngemitteln ihm sehr gut zuführen kann. Es wird daher statt Stallmist eine Düngung mit Superphosphat und Kali oder Thomasmehl und Kainit empfohlen. Man rechnet dabei auf 1 ha (10 000 qm) wenigstens zwölf Zentner Thomasmehl und zwölf Zentner Kainit oder, wenn statt des Kainits, vier Zentner 40prozentiges Kalisalz. Wann ist nun der richtige Zeitpunkt der Düngung gekommen? Der Kunstdünger wird zweckmäßig im Herbst bzw. im Winter gestreut, damit dem schnell wachsenden Klee im Frühjahr genügend gelöste Nährstoffe zur Verfügung stehen. R.

Ueber die winterliche Düngung unfruchtbarer Obstbäume. Trotz aller Pflege will mancher Obstbaum nicht tragen. Trotz Bewässerung, reichlicher Belaubung bilden sich nur meterlange Holztriebe, aber keine Fruchttriebe. In solchem Falle soll nicht mehr als unbedingt nötig an Wasser dem Baum zugeführt werden, auch muß alle Bewässerung, wie überhaupt die Anwendung vorwiegend stickstoffhaltiger Düngemittel, unterbleiben. Hingegen muß die Düngung mit Phosphaten, wie: Thomasmehl, Superphosphat und anderen phosphorsäurehaltigen Düngemitteln, in erster Linie durchgeführt werden. Durch ein reichliches Phosphorsäuredüngen wird ohne Zweifel der Fruchtansatz erheblich gefördert werden. Am besten wird diese Düngung im Herbst gegeben, wenn man aber in dieser Winter noch nicht geschehen ist, kann sie auch noch recht gut in den Monaten Januar und Februar erfolgen. Man wird dann auf hundert Quadratmeter etwa vier bis fünf Kilogramm geben, und zwar nach Möglichkeit auf offenes Land, nicht aber auf Schnee oder gefrorenen Boden, andernfalls warte man so lange, bis der Boden diese Düngung aufgenommen hat, die dann umgegraben wird. Hilft das aber nicht, dann müssen andere Ursachen vorliegen. Vielleicht steht der Baum zu tief. Dann muß er um den Stamm herum bis auf die Krone hinein von der überflüssigen Erde, die auf ihm lastet, befreit werden. Noch andere Mittel sind anwendbar, sie sind aber zu radikal und zu gewagt, als daß man sie ohne weiteres empfehlen könnte. Hingegen ist oft das Umpfropfen eines faulen Trägers mit den Reisern einer gut tragenden Sorte als Mittel zu empfehlen, das meistens auch Erfolg verspricht. Sk.

Fasan als Feldbraten. Der Fasan ist jetzt gut im Fleisch und fein im Geschmack, daher wohl geeignet zu einem Feldbraten. Man lasse ihn in den Federn gut abhängen, mindestens acht Tage; mancher Hausherr meint, es müsse erst ein Tropfen Blut aus dem Schnabel kommen, dann erst hätte das Fleisch das richtige Aroma. Doch hüte man sich bei weicher Witterung vor einem zu langen Abhängen, da sonst das Aroma in Hautgout übergehen könnte. Kurz vor dem Gebrauch wird der Fasan gerupft, gesengt, gewaschen und ausgenommen. Innen wird er mit einem feuchten Tuch ausgewischt, mit Salz bestreut und außen in Speckscheiben gehüllt. Mit der Brust nach unten kommt er in eine Bratpfanne mit siedend heißer Butter. Bei mäßiger Hitze wird er in einer Stunde gar gebraten. In die Tunke gibt man einige Löffel saure Sahne und macht sie mit etwas Weizenmehl sämig. Hat man einen alten Fasan erwischt, muß man ihn länger braten oder im Topf schmoren. Sauerkohl ist eine gute Beigabe. Herz, Leber, Magen wiegt man fein, gibt Salz, etwas Butter oder geschabten Speck hinzu, wenig Pfeffer, Zwiebel und eine Kleinigkeit geriebene Semmel, vermischt alles gut und streicht diese Masse auf geröstete Semmelscheiben, die man auf einer flachen Pfanne im Ofen gar werden läßt. Beim Anrichten wird der Fasan damit garniert. Gesel

Heimfasen, ein Mittel zur Wintereier-Gewinnung. Im Winter, wenn es in der Stallung an jungen, wachsenden Pflanzen fehlt, erzeugt man sie künstlich dadurch, daß man Hafer zum Keimen bringt. Da die wachsende Pflanze alle Nährstoffe in sehr leicht verdaulicher Form enthält, wirkt ihre Verfütterung anregend auf Appetit und Legetätigkeit. Die Keimhaferbereitung ist denkbar einfach. Man wiegt die notwendige Menge von bis 12 g trockenen Hafer je Henne und Tag ab, übergießt ihn mit gut lauwarmem Wasser und läßt ihn 12 Stunden darin weichen. Dann gießt man das Wasser ab und breitet ihn in einem flachen Kasten (Margarinekistchen) aus oder schüttet ihn in ein Metallgefäß, in das man unten einen Rost legt, damit überflüssiges Wasser abrinnen kann. In den darauffolgenden Tagen wird er täglich einmal leicht angefeuchtet und durcheinandergerührt. Wenn der Blattkeim etwa 1 cm lang herausgewachsen ist, ist er zum Verfüttern reif. Bei Zimmertemperatur ist das in ungefähr 4 Tagen der Fall; im Keller dauert es 1 bis 2 Tage länger. Wer nur eine kleine Zahl Hühner hält, kann ihn auf einmal für 2 bis 3 Tage ansetzen. Früh-morgens gegeben oder schon abends bei Dunkelheit in den Stall gestellt, reizt er die Hühner zum zeitigen Verlassen der Sitzstangen, da sie ihn sehr begierig aufnehmen. Dr. Alb.

Für die Bücherfreunde

J. Neumanns Taschenbuch für Fischer und Teichwirte 1933. Ganzleinen gebunden mit Klappe und Bleistift. Preis 2,50 RM. Verlag J. Neumann-Neudamm, Bez. Fso.

Der Inhalt des Kalenders ist zeitgemäß verbessert und wiederum wesentlich zweckmäßiger gestaltet worden, so daß er jetzt auch für den Landwirt, der sich im Nebenbetrieb mit Fischerei oder Teichwirtschaft befaßt, als tägliches Nachschlagewerk geeignet ist. Hierzu hat ihm nur allem sein reichhaltiger Kalender- und Notizteil gemacht. Das Taschenbuch kann daher als zuverlässiger fachlicher Begleiter jedem Interessenten empfohlen werden. R.

Rundfunkprogramme

vom 18. bis 24. Dezember 1932

Sendung Leipzig (389,6)

Sonntag, 18. Dezember

6.15: Funkgymnastik.
6.35: Hamburger Hafenkonzert.
8.00: Landwirtschaftsfunk.
8.30: Orgelkonzert. Ausf.: G. Eismann.
9.00: Morgenfeier. Deutsches Weihnachtsspiel.
10.45: Karl Rötiger liest aus seinem Hölderlin-Roman.
11.15: Einführung in folgende Sendung.
11.30: Bach-Kantate.
12.00: Mittagskonzert des Sinfonieorchesters.
14.00: Wetter und Zeit.
14.05: Das Programm der Woche.
14.25: Winke für die Landwirtschaft.
14.35: Kinder spielen für Kinder.
15.05: Unrecht in Kaufbuden. Die Geschichte des August Johann Suter. Hörspiel.
16.30: Chorkonzert. Volkschor Gotha (DASSB.).
17.00: Nachmittagskonzert.
18.00: Verlorene Deutsche Lande. Textfolge von Ernst Lissel.
18.30: Deutschen-Sonaten. 5. Nisbahn. Am Flügel: H. Wurmser.
19.00: Heiteres auf Platten.
19.30: Unterhaltungskonzert d. Sinfonieorchesters.
20.45: Wien: Heimat Oesterreich.
22.35: Nachrichtendienst.
Anschl. Wien: Unterhaltungsmusik.

Montag, 19. Dezember

10.15: Weltbörsenbericht.
14.00: Kunst- und Filmberichte.
14.30: Gerhart Hauptmann liest Eigenes.
14.45: Wie Einarions Mädder Lard. Erzählung.
15.00: Mitteilungen des Deutschen Landwirtschaftsrates.
16.00: Nachmittagskonzert des Sinfonieorchesters.
18.00: Im Maschinenlaboratorium der Höheren Technischen Lehranstalt in Leipzig.
18.30: Fahrtausend deutscher Dichtung. Prof. Dr. Witte: Der Artushof.
18.50: Wie geben Auskunft . . .
19.00: Alte und neue Weihnachtslieder zur Laute gesungen von W. Kretschmar.
19.30: Stunde mit Kindernot. Gespräch.
20.00: Breslau: Bunte Stunde.
21.10: Christlich geht an die Arbeit. Hörbilder von weihnachtlichen Arbeitsstätten.
22.10: Nachrichtendienst.
Anschl. Unterhaltungskonzert des Sinfonieorchesters.

Dienstag, 20. Dezember

10.10: Schulfunk: Gemeinschaften und die 7 Zwerge. Dornröschens Erwachen.
14.00: Aus der Welt des Erwerbslosen.
15.00: Büchertunde für die Jugend.
16.00: Oberreg.-Rat Dr. Weiß: Weihnachtsgeschenke im Spiegel des Gesetzes.
16.30: Nachmittagskonzert. Dresdner Philharmonie.
18.00: Technische Neuheiten für den Hausbalt.
18.25: Französisch.
18.50: Wir geben Auskunft . . .
19.00: Elternsprechstunde. Spielsachen in der Schule.
19.30: Blasmusik der Berufswelle Bayern.
20.30: Ludwig Schaffner liest eigene Prosa.
21.00: Anton Bruckner: Sinfonie Nr. 3 a-moll (Neue Wiener Fassung). Sinfonieorchester.
22.05: Nachrichtendienst.
Anschl. Bunte Stunde.

Mittwoch, 21. Dezember

10.50: Dienst der Hausfrau: Südwestartikel.
16.00: Für die Jugend: Krippenspiel. — Weihnachtsmusik auf Schallplatten. — Puppenweihnacht. Hörspiel. — Fortsetzung d. Weihnachtsmusik.
18.10: Das gute Buch.
18.35: Französisch.
18.55: Wir geben Auskunft . . .
19.00: Prof. Brieger: Die deutsche Jugendbewegung und ihre Musik.
19.30: Jugendsingen der Leipziger Jugendbände.
20.30: Franz Blei: Sein Leben und Werk, zusammengestellt von Dr. Fortner. Mitw.: Eva Graf (Sopran). Am Flügel: F. Sammler.
22.05: Nachrichtendienst.
Anschl. Tanzmusik des Embé-Orchesters.

Donnerstag, 22. Dezember

14.00: Filmberichte.
14.30: Dr. Dittrich: Der Akademiker im freiwilligen Arbeitsdienst.
15.00: Zwei Weihnachtsgeschichten f. d. Jugend.
16.00: Nachmittagskonzert des Sinfonieorchesters.
Anschl.: Ruth Hallaler liest eigene Kompositionen.
18.00: Dr. Bachaus: Frau und Leibesübungen.
18.15: Steuerrundfunk.
18.30: Spanisch.
18.50: Stunde mit Büchern.
19.05: W. Liebs: Arbeiterschaft u. Winterhilfswerk.
19.30: Unterhaltungskonzert des Sinfonieorchesters.
21.00: Die Wunder der Christnacht. Erzählungen u. Legenden. Dazwischen: Hans Lang: Weihnachts-Sinfonie, Werk 26.
22.05: Nachrichtendienst.

Freitag, 23. Dezember

14.00: Kunstberichte.
14.30: Vorlesung aus Friedrich Schnacks neuem Roman: Die Wehrwölfe.
15.00: Arbeitsmarktbericht.
15.15: Prof. Dr. Seiffert: Weihnachten im Erzgebirge.
16.30: Nachmittagskonzert des Sinfonieorchesters.
17.30: Stunde mit Büchern.
18.25: Englisch.
18.50: Gegenwartslexikon.
19.00: Baukunst und Bildhauerei. Gespräch.
19.25: Robert Schumann: Papillons, Werk 2, gespielt von Else Vogel (Klavier). Verbindende Worte nach Jean Pauls: Flegeljahren, von Dr. Smolle.
20.00: Washington: A. G. Sell: Worüber man in Amerika lacht.
20.15: Konzert des Sinfonieorchesters.
21.15: Tagesfragen der Wirtschaft.
21.30: Weihnachts-Messe um Europa. Textfolge von A. Feiler.
22.10: Nachrichten und Schneemeldungen.
Anschl. Musik der Zeit. Schachabend-Quartett.

Sonnabend, 24. Dezember

14.00: Funkberatung.
14.10: Kunstnachrichten.
14.30: Dr. Schrofauer: Jahrbücher u. Almanache.
15.00: Weihnachtskonzert für die Jugend.
16.00: Nachmittagskonzert. Dresdner Philharmonie.
17.30: Das Spiel der heiligen drei Könige, von Weihnachtsbräuchen p. A. Zimmermanns.
18.30: Köln: Gelöut d. Deutschen Glocke a. Rhein.
18.45: Kinder singen alte u. neue Weihnachtsweisen.
19.15: Das Gewand. Weihnachts-Kurzoper.
19.40: Konzert des Sinfonieorchesters.
20.00: Uebertragung aus Bethlehem.
20.20: Abendkonzert des Sinfonieorchesters.
21.00: Frankfurt: Deutsche Dome läuten die Christnacht ein.
21.50: Chemnitz: Weihnachtsoratorium. von Bach.
23.45: Weihnachtssang aus Amerika.

Sendung Berlin (419)

Sonntag, 18. Dezember

6.15: Funkgymnastik.
6.35: Hamburger Hafenkonzert.
8.00: Für den Landwirt: Aus der Fachpresse.
8.10: Landwirt. Schule und Rührstoffvorrat. Gespräch.
8.35: A. Kraemer: Nächtlich der Woche.
10.00: Morgenfeier: Gottesdienst i. d. Bethlehemkirche.
11.00: Lilo Rieschel erzählt Märchen für Kinder.
11.30: Leipzig: Bach-Kantate.
12.00: Leipzig: Mittagskonzert.
14.00: Wir feiern Advent. Hörbericht aus einem Kinderheim.
14.30: Geschichten um Weihnachten. Von W. von Hollander.
15.00: Orchesterkonzert
17.00: Vorweihnacht. Hörbericht aus einer märkischen Stadt.
17.30: Wohltätigkeitsveranstaltung zu Gunsten der Künstler-Altersheime.
18.05: Vier Romanfiguren unter sich. Einführung: H. Buchmann.
18.30: Zur Unterhaltung. Accordeon-Melodiker.
18.55: Sportnachrichten.
19.00: Klaviermusik Mozart, Liszt, Schubert).
19.30: Das Kind in der Krippen. Ein geistlich Spiel von Christi Geburt nach alten Weisen und Worten der Landen.
20.45: Wien: Heimat Oesterreich Eine Hörfolge.
22.15: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik der Kapelle Marek Weber.

Montag, 19. Dezember

15.20: P. Scholz: Fußball und Attentalsche. Winke eines Lederfachmanns.
15.35: Hörspielreihe von C. M. v. Weber. Ausf.: H. Munk.
15.50: Alte-Lieder von Karl Marx.
16.15: Dr. Wiesner: Technisches Spielzeug.
16.30: Unterhaltungsmusik.
17.35: E. Marcus: Kleine Fahrten in den Winter.
17.45: Zugvögel. Vom Werdegang bekannter Sportler.
18.05: Unterhaltungskonzert.
18.55: Der Funkstunde teilt mit . . .
19.00: Stimme zum Tag.
19.10: Hören sie Ihnen raten? Verlach einer Antwort auf Lebensfragen.
19.25: Zeitgemäßes Gespräch zwischen dem Niederländer Dr. Goedbuus und dem Helfen Dr. Neuse.
19.45: Die Weihnachtsfrau. von Max Kretzer.
20.15: Neue und unbekannte Künstler stellen sich vor.
22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.20: Deutsches Orchesterkonzert.
Anschl. Tanzmusik. Kapelle Jlja Lloschakoff.
24.00: Zeitgenössische Orchestermusik. Funkorchester.

Dienstag, 20. Dezember

15.20: Dorothee Medem und Tochter: Blume und Kind.
15.35: Geistliche Lieder von Hugo Wolf.
15.50: Cembalomusik. Ausf.: Anna Linde.
16.15: Dr. Eisenlohr: Als Trapper in Amerika.
16.30: Dresden: Nachmittagskonzert.
17.30: Hans Bluntschli: Warum gehen Sie nur so ungern aufs Gericht?
17.45: Tulla Weihnachten. Hörspiel für Kinder.
18.15: Wir geben Auskunft . . .
18.55: Die Funkstunde teilt mit . . .
19.00: Stimme zum Tag.
19.10: Bücherstunde.
19.40: Wir erinnern an: Joseph v. Görres.
19.50: Ein Weihnachtsabend. Hörspiel.
21.05: Beethoven. Berliner Philharm. Orchester. Dirigent: Wilhelm Furtwängler.
22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Hamburg: Späkkonzert des Norag-Orchesters.

Mittwoch, 21. Dezember

15.20: Julle Schlosser: Feste der Tiere.
15.35: Flöte und Klavier. Aus: a. Rolf Ermeler und Maria Ermeier-Lorring.
15.55: Franz Schubert Hilde Sylvar (Sopran). Am Flügel: J. Bayer.
16.15: Bubis in der Weihnachtszeit. v. Anthos.
16.30: Flensburg: Nachmittags-concert.
17.30: C. v. Ragelgen: Familienerinnerungen an den: Alten Mann.
17.45: Jugendbücherstunde.
18.05: Unterhaltungsmusik.
18.55: Die Funkstunde teilt mit . . .
19.00: Stimme zum Tag.
19.10: Weihnachts-Duett. von Ludwig Heb.
20.10: Die Welt des Gelehrten. Zwiegespräch.
20.30: Heiterer Mittwoch.
22.30: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik der Kapelle Robert Gaden.

Donnerstag, 22. Dezember

15.20: R. Malk: Rezepte zur Freude.
15.35: Lieder. Frieda Huber-Fleßburg (Sopran). M. Kopel (Bariton). Am Flügel: Rockstroh.
16.00: Berliner Solo-Tetzett.
16.15: a Kunzmann: Spiel mit Zinnfiguren.
16.35: Unterhaltungskonzert.
17.35: Häuser auf Brettern. Gespräch zwischen Architekt und Bühnenbildner.
17.45: Bücherstunde für Kinder.
18.05: Unterhaltungsmusik
18.50: Mitteilungen des Arbeitsamtes.
18.55: Die Funkstunde teilt mit . . .
19.00: Stimme zum Tag.
19.10: Gelebtes Leben. Anblid des Friedens. Bericht von R Paquet.
19.30: Heitere Geschichten von A. Froelderjam.
20.00: Jgra Jenatsch. von Heinrich Kunstadt. Ein Drama nach der Erzählung C. F. Meyers.
Anschl. Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl: Tanzmusik Kapelle Paul v. Beta.
24.00: Sinfoniekonzert des Funkorchesters.

Freitag, 23. Dezember

15.20: E. Keienburg: Zur morgigen Veranstaltung: Bieder u. Orgeln aus dem Ordensland. Von der Jglau Bahn.
15.35: Klaviermusik (Bach. Mendelsohn).
16.15: F. Hesse: Zu dem Hörspiel: Bergkristall.
16.30: Leipzig: Nachmittagskonzert.
17.30: Das vergessene Buch.
17.40: Das neue Buch.
17.50: Jugendstunde.
18.10: Blasorchesterkonzert.
18.55: Die Funkstunde teilt mit . . .
19.00: Stimme zum Tag.
19.10: Fünf von uns reisen um die Welt. Zweite Etappe: Christfest in Jerusalem.
19.35: Unterhaltungsmusik. Kapelle Ebbn Walis.
20.00: Washington: R. G. Sell: Worüber man in Amerika lacht.
20.15: Das Tränenkrüglein. Weihnachtsgedicht von H. Eriet. Musik von Georg Schumann.
21.00: Wir stellen vor: Heinrich Mahnken.
21.15: Berafstfall. Hörspiel nach Adalbert Stifters Novelle von Max Mohr. Musik von M. Brenglan
22.15: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Magdeburg: Abendunterhaltung.

Sendung Deutsche Welle (1635)

Deutsche Welle: Sonntag, 18. Dezember

6.—: Hamburger Hafenkonzert.
6.35: Hamburger Hafenkonzert.
8.00: Für den Landwirt: Aus der Fachpresse.
8.10: Landwirt. Schule und Rührstoffvorrat. Gespräch.
8.35: A. Kraemer: Nächtlich der Woche.
10.00: Morgenfeier: Gottesdienst i. d. Bethlehemkirche.
11.00: Deutscher See-Wetterbericht.
11.10: M. Artur Kuhnert liest Eigenes.
11.30: Leipzig: Bach-Kantate.
12.00: Leipzig: Mittagskonzert.
14.00: Wir feiern Advent. Hörbericht aus einem Kinderheim.
14.30: A. Herfeld: Der Klavierauszug. Anregungen für den Laien.
15.00: H. Ayler: Der Lebenskampf der Olimart.
15.30: Sprache der Städte.
Stuttgart: Hätte. Eine Stunde Lieder und Volksmusik.
16.30: Vorstehen: Nachmittagskonzert.
17.45: Dr. Wiesner: Technisches Spielzeug.
18.00: Maria und das Kind. Hörfolge: Gedicht.
18.45: Junge Generation spricht. Wie bin ich zu meinem Beruf gekommen?
19.30: Pfarrer Haud: Weihnachten. das deutsche Fest.
20.00: Köln: Eine Stunde Kurzweil.
20.45: Orchesterkonzert
22.15: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.45: Deutscher See-Wetterbericht.
Anschl. Tanzmusik der Kapelle Marek Weber.

Deutsche Welle: Montag, 19. Dezember

9.30: Wirtschaftliche Plauderein zum Jahresende.
15.00: Kinderstunde: Was Ihr wollt!
15.45: H. Starke: Stillebenstofagraile — ein Zeitvertreib für die Winterabende.
16.00: Pädagogischer Elternabend.
16.30: Berlin: Nachmittagskonzert.
17.30: Prof. Dr Saitschick: Wotan und Brünhilde als Symbol.
18.00: Dr Jull: Musizieren mit unsichtbaren Partnern.
18.30: H Schmidt: Spielzeug in Not.
19.00: Porttrat: Landwirtschaft u. deutsches Holz.
19.25: Ebering Meinz Bierlinlinde Luftschutz.
19.45: Dr. Alte Krippen und Hirtenlieder.
20.30: Rot in den Bergen — Rot an der Grenze. Zwiegespräch.
20.45: Unterhaltungsmusik Barnabas v Geyn.
21.20: Stuttgart: Die Jagd nach dem Glück des Lebens. Eine abenteuerliche Geschichte von R. Schneider-Schelde
22.20: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik Kapelle Jlla Lloschakoff.

Deutsche Welle: Dienstag, 20. Dezember

11.30: Lehrgang für praktische Landwirte.
15.00: Kinder erzählen Geschichten für Kinder.
15.45: Künstlerische Handarbeiten.
16.30: Leipzig: Nachmittagskonzert.
17.30: Prof. Dr. Saitschick: Wotan und Brünhilde als Symbol.
18.00: Musiker-Studien.
18.30: Prof. Dr. Nöhle: Das moderne Handwerk und seine wirtschaftlichen Grundlagen.
19.00: Einheitskurzschrift für Kortgeschrittene.
19.30: Politische Zeitungsschau.
20.00: Frau: Der fliegende Holländer. Oper von Richard Wagner.
ca. 22.00 u. 21.40: Tages- und Sportnachrichten.
22.30: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl.: Hamburg: Stadtkonzert des Norag-Orchesters.

Deutsche Welle: Mittwoch, 21. Dezember

9.30: Binnenmarkt und Weltwirtschaft 1932.
11.30: Lehrgang für praktische Landwirte.
13.45: Kinderstunde.
15.45: Maria v. Bornstedt: Die sozialen Aufgaben der Landfrau.
16.00: Pädagogischer Funk.
16.30: Hamburg: Nachmittagskonzert.
17.30: Prof. Lohmeier: Weltanschauung und Weltende in den Religionen der Völker.
18.00: F. Thöne: Wege zum volksnahen Hören. Partiten von Joh. Seb. Bach.
18.30: Dr Thierfelder: Die Verbreitung der deutschen Sprache in der Welt.
ca. 19.10: Englisch.
19.35: München: Abend der Humoristen.
21.30: Königsberg: Alte Tänze
22.15: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
23.00: München: Nachtmusik der Funkkapelle.

Deutsche Welle: Donnerstag, 22. Dezember

15.00: Kinderstunde.
15.45: Frauenstunde: Karpfen und Gans, ein edler Wettstreit in der Weihnachtszeit.
16.00: Pädagogischer Funk.
16.30: Berlin: Nachmittagskonzert.
17.30: Dr. Kraemer: Die Geschichte und der deutsche Mensch der Gegenwart.
18.00: Dr Simon: Alexander Scriabine. ein Wegbereiter der neuen Musik.
18.30: Dr. Stickel: Deutsche Kulturpolitik in Deutschland.
19.00: Reichsminister Frhr v. Braun: Die deutsche Landwirtschaft an der Jahreswende.
19.20: Dr. Pechel: Wegweiser durch die Zeit.
19.30: Ausschnitt aus dem Weihnachtsoratorium v. Joh. Seb. Bach
21.00: Maria Lopoun: Siebenbürgische Weihnachtsgeschichten.
22.20: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Hamburg: Deutscher Tanz von 1900—1932.

Deutsche Welle: Freitag, 23. Dezember

11.30: Lehrgang für praktische Landwirte.
15.00: Jungmädchenstunde: Was wir lesen.
15.45: Amerika spricht.
16.00: Pädagogischer Funk.
16.30: Leipzig: Nachmittagskonzert.
17.30: H. Fladar: Technische Utopien.
18.00: Maria und das Kind. Hörfolge: Anbetung.
18.30: Direktor Wilke: Das Gesicht der deutschen Wirtschaft Sachsen.
Prof. Dr Rahnen: Der Gedanke des Weltersund der Weltenvorherlage.
19.20: Die fröhlichen drei Könige. Ein Spiel in der Weihnacht von H. Steinwelt.
20.00: Washington: A. G. Sell: Worüber man in Amerika spricht.
20.15: Breslau: Kinder singen zur Weihnacht.
21.15: Berufsschule. Gedicht nach Adalbert Stifters Novelle von Max Mohr. Musik von W. Grenglan.
als Symbol.
Anschl. Magdeburg: Abendunterhaltung.

Deutsche Welle: Sonnabend, 24. Dezember

11.10: Stunde der Unterhaltung.
15.15: Die Wunder der Weihnacht. Weihnachtsspiel für Kinder.
16.45: Königsberg: Nachmittagskonzert.
17.30: Dr. Weller: Stille Weihnachtstunde.
18.30: Gedenke der Deutschen Glocke am Rhein.
18.40: Stille Nacht, heilige Nacht. Mitw.: Friedrich Kayhler. Schwarzmeierscher Kinderchor.
19.00: Weihnachtsgedanken zur Winterhilfe.
19.15: Alte Krippenmusik.
21.00: Frans Röhn spricht Hirtenlieder.
21.15: Fortsetzung der Alten Krippenmusik.
21.00: Frankfurt: 30 deutsche Dome läuten die Christnacht ein.
21.45: München: Weihnachtskonzert.
Anschl.: Christnacht. Ein deutsches Weihnachtsspiel nach Oberlaner. u Tiroler Weisen von Jos. Haas. Verbindende Worte: M. Dauffenbach.
23.00: Hamburg: Weihnacht der Einsamen.
23.45: Neu York: Weihnachtsruf aus Amerika.
24.00: In Mitternacht im Kloster Weingarten. Hörbericht.

Kleine Anzeigen für West- und Mittel-Deutschland

Anzeigenpreis: Jeder 1 mm hohe, 26 mm breite Raum kostet: bei Geschäftsanzeigen 27 Pf., bei Gelegenheitsanzeigen und Stellenangeboten 20 Pf., Stellengesuchen 15 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Erfüllungsort u. Gerichtsstand Paderborn. Telegr.-Adr.: Volksblatt, Paderborn.

Die hohe Auflage und weite Verbreitung in West- u. Mittel-Deutschland gewährleistet volle Insertionserfolge. Bis Dienstag früh eingehende vorausbezahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe. Postscheckkonto: Westf. Volksblatt, Paderborn, Hannover 1534

Heiratswünsche

Weihnachtswunsch!
Strebs. Landwirtssohn, kath., Mitte 30, Vermög. über 30 000 RM vorhanden, wünscht

Einheirat
in Landwirtschaft, od. m. Landwirtstochter, welche in Haus- und Feldarbeit erfahren ist, bekannt zu werden, mit entspr. Vermögen. Briefe m. Bild u. genauen Ang. der Verhältn. u. Nr. 1111 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Frl., kath., 26 J., bild., mittelgr., tüchtig im Haushalt sucht die Bekanntschaft eines Herrn i. gesich. Verh. zw.

Neigungsehe
Ausführl. u. sp. Vermög. vorb. Off. u. Nr. 1104 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Katholische Ehe anbahnung erfolgreich seit 13 Jahr. Kirchl. Gutheißg. Einheiraten Hauland-Bund 19 Herne I. W.

Beamtent., 30 J., kath., w. Vermögen, wünscht

Heirat
mit musikl. Herrn, 6000 RM Bargeld u. Klavier vorh. Off. u. Nr. 1106 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Weihnachtswunsch!
Geschäftstücht. Frl. Anf. 30er, kath., brünett, wünscht passenden Herrenbekanntschaft zw.

Heirat
mit lieblichen Geschäftsmann oder Herr in sicherer Position.
Ang. u. Nr. 1108 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Gesunde, blonde, 24jährige

Beamtentochter
stattl. Erscheinung (Größe 1,70 Mtr.) wünscht m. Herrn in gesich. Position in Briefwechsel zu treten (Beamt., bevorz.) Gute Aussteuer vorhanden. Spät. einige Tausd Vermögen. Briefe erb. u. Nr. 1103 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Kaufmann, 35 Jahre alt, kath., Witwer m. Kindern von 4—7 Jahren, angenehmes Aeußere, mit gutaussehendem Geschäft auf dem Lande, sucht eine treue Lebensgefährtin und für die Kinder eine gute Mutter im Alter von 25—30 Jahren. Es wollen sich nur Damen melden mit tadelloser Vergangenheit und Lebensfreudigkeit. Aussteuer nicht erforderlich, barem Geld erwünscht.
Angebote mit Lichtbild, welches zurückerbeten wird, unter Nr. 4692 an das Eichsfelder Volksblatt, Heiligenstadt. Strengste Verschwiegenheit zugesichert.

Heirat!
Häuslich. Mädel, lange im besseren Haush. tätig, 21 J. alt, kath., mit Mädchensteuer. Erspareinlien, sucht netten Herrn in fester Stellung. Angebote, möglichst mit Bild, unt. Nr. 1113 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Junger

Kaufmann
30 Jahre alt, stattliche Erscheinung, Reisezeugn., Autobesitzer, selbständig, möchte sich verheiraten. Zuschr. mit Bild u. Nr. 1110 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Weihnachtswunsch
Suche für meine Schwester v. Lande, 26, hellblond, evangel. 1000 ℳ Geld vorh., kath. Herrn i. gesich. Stellg. i. Alter v. 30—35 J. zwec

Eine Seite Kurzweil

Meine schlanke Linie

Von Karl Ettlinger, München

Am Tempel des Apollo zu Delphi standen die beherzigenswerten Worte: „Erkenne dich selbst!" Das ist nun leichter gesagt als getan, denn in der Beurteilung seiner eigenen werten Persönlichkeit trieft der Mensch von einem Wohlwollen, das ihm bei der Beurteilung seiner Mitmenschen meistens mangelt. Deshalb hat die Natur dem Manne ein weibliches Wesen zur Seite gestellt, das sagt ihm dann schon, was für einer er ist! Bei mir heißt diese Verhilfe zur Selbsterkenntnis Leni, und sie entdeckt immer neue Eigenschaften an mir, von denen ich bisher noch nichts wußte. Jetzt hat sie wieder was ganz, ganz Neues entdeckt: ich werde zu dick! Woher kommt es, daß ich schwitze, wenn es heiß ist und friere, wenn es kalt ist? Weil ich zu dick werde! Warum acht die Sonne im Osten auf und der Hefekrapfen in der Pfanne? Weil ich zu dick werde! Die Leni hat's festgestellt. Und einen dicken Mann könnte sie nie lieben. Nein, wenn ich nicht schlanker werde, dann ist's aus zwischen uns, für einen Elefanten bedankt sie sich, sie soll gefälligst eine Gazelle werden.

Was tut man nicht aus Liebe? „Schön", sagte ich, „ich werde etwas für meine schlanke Linie tun!" Und damit hielt ich die Sache für erledigt. Aber ich hatte nicht mit der weiblichen Hartnäckigkeit gerechnet. Wenn eine Frau etwas durchsetzen will, dann kommt sie alle zehn Minuten darauf zurück, — außer sie hat gesagt: „Gut, reden wir nicht mehr davon!" dann kommt sie alle fünf Minuten darauf zurück.

„Antispectral" heißt das Zeug, das mir die Leni mitbrachte. Nie in meinem Leben habe ich scheußlichere Pillen geschluckt. Mein Magen verantwortete ein Erdbeben nach dem andern, und wenn die Stunde des Pillennehmens nahte, fingen meine Zähne von selbst zu klappern an.

„Sei kein Kind!" sagte die Leni und schob mir den Löffel mit der Pille in den Mund. „Es geschieht nur zu deinen Besten!" (So gut will ich's gar nicht haben). „Leni", wimmerte ich, „erbarme dich! Wenn es dir ‚as etwas Rindes sein muß, dann laß mich einen Globus schlucken! Er wird bestimmt leichter verdaulich sein!" Aber sie hatte kein Einsehen. Am achten Tage stellte sie mich auf die Waage: ich hatte mein gewöhnliches Gewicht. Kein Gramm weniger, kein Gramm mehr denn Leibschmerzen wiegen nicht.

Darauf fiel der Leni ein ganz schreckliches Arendwort ein: „Diät"! Diät ist, wenn man alles nicht essen darf, was einem schmeckt und alles essen muß, wovor's einem graust. Ich wurde zur Fleischlosigkeit ohne Bewährungsfrist verurteilt. Aber murre unterfaat. Gemüse durfte nur roh gegessen werden, Obst nur gekocht. Milch macht fett. Wein macht dick. Limonade macht umfangreich, Kaffee macht korpulent. Tee macht voll, — aber alle übrigen Getränke waren mir gestattet.

Jetzt begann eine Leidenszeit für mich, daß sogar meinem Dackel Lumpi die Tränen in die Augen traten. Mein Essen, ein scheußlicher Mehlpapp, der wie gekochtes Seidenpapier in Dextrinlösse schmeckte, wurde mir auf der Briefwaage zugewogen, und die Leni führte genau Buch über die Vitamine, Kalorien und Teufelserfindungen. Dabei ließ sie mich nicht aus den Augen, auf Schritt und Tritt beaufsichtigte sie mich. Neulich, als ich vor der Delikatessenhandlung stand, wurde die Feuerwehr geholt, weil man meinte, es sei ein Wasserrohr geplatzt; es war aber nur das Wasser, das mir im Munde zusammengelaufen war. Und die Leni deutete auf die Herrlichkeiten im Schaufenster und „—sie „Das ist alles Gift für dich!" — Ich, wie gerne ich mich vergiftet hätte!

Eines Abends aber gelang es mir, ihren Argusaugen zu entwischen, ich stürzte in mein Stammlokal und frohlockte: „Theres', eine Maß Dunkles und eine Schweinshaxen!" Worauf die Theres mir ein Glas Wasser und einen Zahnstocher brachte. „Mehr hat ihre Frau nicht erlaubt!" Und dann bleiben mich der Wirt und der Schankkellner fern, denn ich wollte Amok laufen.

Acht Tage hielt ich das aus, ich dachte, ich müßte schon zehn Pfund Untergewicht haben, aber als mann mich wieder auf die Waage stellte, wog ich genau soviel wie stets.

Und es kam ein fremder Mann zu mir und sagte: „Sehen sie sich aus!" — „Sind sie von Finanzamt?" fragte ich mißtrauisch. — „Nein, ich bin der Masseur; ihre Frau hat mich bestellt."

Seit dieser Mann bei mir war, kann ich keinen Strudel mehr essen, weil mich der Teig so dauert. Anfangs aber knetete und walzte er mich noch verhältnismäßig behutsam, ich bekam einen Lachkrampf, denn ich bin kitzelig. Aber bald verging mir das Lachen, denn nun begann er mit der Klopfmassage. Somit rufe ich immer beim Klopfen „Herein", diesmal brüllte ich: „Hinaus!"

Zwischendurch versuchte er, mir ein Wein oder einen Arm auszureißen, er wendete mich, als ob ich ein Pfannkuchen wäre, und ich ächzte: „Wei ihnen hat wohl jemand Hackfleisch bestellt?"

Vierzehn Tage arbeitete das massierende Ungeheuer allmorgendlich an meinem Balg herum, dann wurde ich wieder gewogen. Wetterbericht: Unverändert.

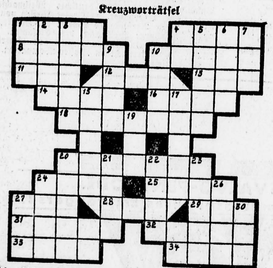
Da machte die Leni eine ganz neue Entdeckung: mein Dickwerden kommt von der sitzenden Lebensweise! Diesen Gedanken hatte ihr der Satan eingegeben, denn jetzt wurde mir „Bewegung" empfohlen. Ach, es gibt so schöne Arten der Bewegung, z. B. in der Straßenbahn fahren, sich im Schlaf auf dem Sofa umdrehen, aber nein, Laufen, Turnen, Schwimmen mußte ich. Und wenn das Wasser so kalt war, daß die Fische nach einem Pelzmantel japsten, ich wurde ins Wasser getrieben; ich wurde auf den Tennisplatz geschleppt, schlug Löcher in die Luft, ein Ball flog mir ins Auge, und da wurde das Auge dicker statt dünner. Wir kamen aus dem Kino und die Leni fragte: „Hast du heute schon Bewegung gehabt?", und dann mußte ich schnaufend um den Stachusbrunnen Laufschritt machen. Bei der neunten Runde erschien ein Pressephotograph, und wenn ihr demnächst in einem norddeutschen Blatt ein Photo findet mit der Unterschrift: „Mangelnde Irrenpflege in München", dann wißt ihr, wie das Bild zustandegekommen ist.

Das war vorgestern. Gestern abend, nach dem Theater, kam die Leni in mein Stammlokal aber sie entdeckte mich nicht gleich, denn ich saß nicht am Stammtisch, und als die Leni an den Tisch trat, hörte sie, wie die Kellnerin gerade sagte: „Also, der Herr hatte dreimal das große Menü, vier Portionen und zwei Kartoffelknödel extra!" — Dann bringen sie mir noch ein belegtes Brot!" sagte ich. Da sah ich die Leni. Aber es kam zu keiner Auseinandersetzung, sondern der Mirz hat nach einer Weile Leni: Bitte, gehen sie doch fort, sonst kann kein Mensch telephonieren, weil der Herr nicht aus der Telephonzelle geht, solange sie da sind!"

Jetzt esse ich wieder, was mir schmeckt. Wiegen tue ich mich überhaupt nicht mehr, und auch die Leni wiegt sich nur noch ganz selten, seit ich ihr ins Ohr geflüstert habe: „Meinetnur zu! Von dir kann ich gar nicht genug haben!"

Wissen Sie schon?

Kreuzworträtsel



Die Wörter bezeichnen: Waagerecht: 1. Traubenernte, 4 Engl. Schutzstadt, 8. Griechischer Buchstabe. 10. Obstfrucht, 11. Engl. Anrede, 12. Gefottenes, 13. Wappenvogel, 14. Germanisches Schriftzeichen. 16. Engl. Adelstitel, 18. Insel im Mittelmeer, 20. Südwestküste von Vorderindien, 24. Psalmenschluß, 25. Kleinster Teil, 27. Vergrämen, 28. Tonart, 29. Stadt in Bayern, 31. Tropische Pflanze, 32. Türk. Erlaß, 33. Kleines Pferd, 34. Spanischer Mädchenname. — Senkrecht: 1. Lotterieanteil, 2. Arabischer Titel, 3. Impfstoff, 5. Päpstliche Krone, 6. Längsschrank, 7. Nebenfluß der Warthe, 9. Nordisch. Göttergeschlecht, 10. Fluß zur Ostsee, 15. Königreich im Himalaya, 17. Halbedelstein, 19. Vieh!, Vorname, 20. Aurort in Neuitalien, 21. Teil der Kommode, 22. Ital. Hafenstadt an der Adria, 23. Hugenottenführer, 24. Graupe aus Palmenmark, 26. Jeweiliger Zeitgeschmack, 27. Vorgebirge, 30. Stadt in Marokko.

Silbenrätsel

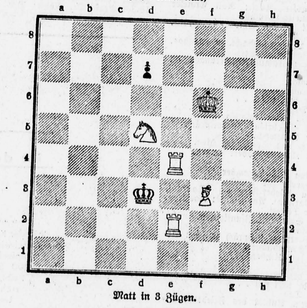
Aus folgenden Silben sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, je von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben. (ch = ein Buchstabe).

a, ar, ar, bahn, chat, chi, chun, dat, e, ei, en, ge, gi, go, go, han, in, ja, ka, kan, lan, lef, li, li, ment, mi, na, nar, nar ne, nen, nor, on, pe, ra, ra, re, re, re, ri, sas, se, se, sen, sen, stel, tar, ter teur, ti, tra, un, wal, zis, zo

Die Wörter bedeuten: 1. Weisgotenkönig, 2. Transportmittel, 3. Wiedererzeugung, 4. Wüste in Asien, 5. einer der Staaten der U. S. A., 6. militärische Formation, 7. Blume, 8. Christi Kreuzaufschrift, 9. mandschurische Räuber, 10. span. Stadt, 11. Erziehungsinstitut, 12. Hauptstation der britischen Flotte, 13. Muse, 14. Schriftleiter, 15. Gift, 16. Oper von Rich. Strauß, 17. german. Schicksalsgöttinnen, 18. Burgvogt.

Schachaufgabe.

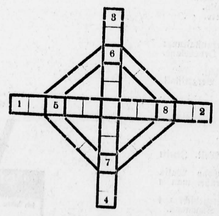
W. Greenwood
(Illustr. London News)



Matt in 3 Zügen.

Lösung:

4a, 1c, 4e, 1f, 1h, 2i, 1k, 1m, 2n, 1o, 4r, 4s, 3t, 1u, 3w.



Obige Buchstaben sind so in die Felder der Figur einzutragen, daß sechs Wörter entstehen, welche folgendes bezeichnen: 1—2 eine Londoner Vorstadt, 3—4 eine Stadt in Un ertanken, 5—6 eine ägyptische Oase in der Libyschen Wüste, 5—7 eine Stadt in der Niederlausitz, 6—8 eine Festung in Afghanistan, 7—8 eine Stadt in Kleinasien.

Buchstabenrätsel

Mit „e" gehör' ich zu den deutschen Philosophen,
mit „a" zählt man mich zu den Naturkatastrophen,
mit „i" bin ich als Bodenerhebung bekannt
und fünf ist jedesmal mein Schriftzeichenbestand.

Auflösungen aus Nummer 37

Lösung: Ein angenehmer Mieter. Den Beamten fiel sogleich auf, daß diese Anmeldung mindestens eine offensichtliche Unwahrheit enthielt. Spätestens im letzten Kriegsjahre müßte er Leutnant der Reserve geworden sein, damals war er aber — sofern die Altersangabe zutrifft — erst 15 Jahre alt.

Lösung des Kreuzworträtsels: Waagerecht: 1. Satan, 4. Aden, 5. Ena, 7. Nimes, 9. Remise, 11. Sims, 14. Esau, 15. Kamille, 17. Unke, 19. Saat, 20. Inseln, 24. Hanoi, 25. Ehe, 26. Ares, 27. Rache. — Senkrecht: 1. Seni, 2. Anis, 3. Nessel, 4. Alle, 6. Alma 8. Medizin, 9. Rehus, 10. Mekka, 12. Fiore, 13. Sudan, 16. Aether, 18. Nase, 21. Noah, 22. Sire, 23. Los.

Lösung der Zusatzaufgabe: Stadttor, Spreeinsel, Urenkel, Bendorf, Kammgarn, Blutegel. — Tiedge.

Lösung der Buchstabenveränderung: Eifer, Gasen, Storm, Marie, Messe, Gramm, Bande, Hagen, Stern, Mahen, Krepp, Karte, Florian Geyer (Hauptmann).

Lösung des Silbenrätsels: Edda, Ira, Nidda — Aller, Buter, Peter — Enge, Lage Lüge — Armen, Namen, Damen — Inder, Eider, Finder — Ulster, Rüster, Chester — Hunger, Tiger, Finger — Alle, Nase Dose — Engel, Tiegel, Igel — Magen, Degen, Eugen — Urne, Tonne, Sonne — Celle, Helle, Welle — Narrheit, Hoheit, Einheit — Rebe, Kehe, Ehe — Nienburg, Neuburg, Hamburg — Gemma, Mama, Alma — Laube, Salbe, Erbe Irland, Neuland, England — Eider, Hader, Oder. — Ein Appell an die Furcht findet im deutschen Herzen niemals ein Echo (Bismarck).

Lösung des Weihnachts-Problems: Die Lichte sind mit kleinen Strichen von 1—10 bezeichnet, entsprechend ist die Reihenfolge der Buchstabenfelder:

Auf leisen Schwingen wieder
Naht still die heil'ge Nacht,
Und von dem Himmel nieder
Strahlt hell der Sterne Pracht.
Naht still die heil'ge Nacht.

Lösung des Bilderrätsels: Das Denken macht groß, das Fühlen macht reich.

Kapitän: „Das kennen wir schon — wer zu Hause nichts taugt, den schicken die Eltern aufs Schiff!"

Schiffsjunge: „Nee, nee, Kapitän, das ist jetzt nicht mehr so, wie in ihrer Jugend!"

Welcher von beiden ist Anton?

Die Weihnachtsbescherung ist gerade vorüber. Mutter hat sich über ihre neue Handtasche sehr gefreut und sieht nun zu, wie Vaters Geschenk, ein schönes Oelbild, den Ehrenplatz an der Wand erhält. Die beiden Söhne sind, wie wir hier sehen, eben beschäftigt, das Bild an der Wand zu befestigen.

Sie selbst erhielten, den Zeiten entsprechend, höchst praktische Dinge: Anton, der Schoffför ist, eine Fahrermütze und Karl, der Schneider, eine neue Tuchschere.

Aber welcher von beiden ist Anton? Können sie dies feststellen und ihre Behauptung auch beweisen?

Aber lassen sie sich nicht etwa durch die Kleidung oder ähnliche Aeußerlichkeiten irreführen! Jetzt ist kein Mensch telephonieren, weil der Herr nicht aus der Telephonzelle geht, solange sie da sind!"

Jetzt esse ich wieder, was mir schmeckt. Wiegen tue ich mich überhaupt nicht mehr, und auch die Leni wiegt sich nur noch ganz selten, seit ich ihr ins Ohr geflüstert habe: „Meinetnur zu! Von dir kann ich gar nicht genug haben!"

Verantwortlich für den Gesamtinhalt: Chefredakteur Fritz Walter, Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt AG., Paderborn

1. Jahrgang – Blatt Nr. 39 — Sonntag, 25. Dezember 1932
Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

In der heiligen Nacht

Himmlische Weisen und ihr fröhlicher Widerhall auf Erden, Ehöre der Engel durch die heitere Nacht und der gute Wille der Menschen auf der Suche nach dem Schönen und Wahren, — Niedersteigen des Himmels und Emporsteigen der Erde, — die Vereinigung Gottes mit dem Menschen, — das ist Weihnachten, — die Weihnachten unserer ersten Lebensjahre, als wir noch in Erwartung des Wunders unsere Augen zum Himmel erhoben, als unser Blick noch am Horizont das Erscheinen des Sterns erwartete, während die Mutter sich zur Mette in der kleinen Dorfkapelle oder der Großstadtkirche rüstete.

Die heilige Nacht war damals noch schön, noch erhaben mit ihren Geheimnissen. Das Gloria hatte noch die ganze Kraft und Schönheit eines überirdischen Liedes. Die Erscheinung von Bethlehem und die Krippe entzündeten Glaubenseifer und Liebesglut, sie war ein sicheres Nest für weitgehende Hoffnungen, eine Oase für die müden Seelen.

***

Auch heute kehrt wie damals Weihnachten wieder, aber für viele ist der Glanz erloschen. Spielsachen und Leckereien, der flitterbehängte, lichtergeschmückte Baum sind die Freuden der Kleinen, während die Großen sich bei den Freuden der Tafel vergnügen.

Es scheint nicht mehr die Stunde zu sein, in der ein Gott in menschlicher Gestalt geboren wird, sondern das Fest einer Welt, die lebt und sich vergnügt, als wenn es keinen Gott mehr gäbe. Es ist nicht mehr die seit Jahrhunderten erwartete Nacht, die wie der helle Tag strahlt und den Schleier ihrer Geheimnisse zerreißt, um leuchtende Strahlen auf die Erde zu senden, sondern es ist nur die alljährliche Wiederkehr eines gewohnten Datums, das der Mensch seiner geheimnisvollen Schönheit entkleidet, nach seinem Geschmack einrichtet und entstellt. Anstatt der Engelchöre hört man Gläserklang, und die vornehmen Festgewänder stehen in scharfem Gegensatz zu der demütigen Krippe, aus der der Erlöser, in Linnen gewickelt, der Menschheit entgegenlächelt. Die bescheidenen Gaben der armen Hirten sind durch prächtige Bonbonnieren ersetzt. Statt Weihnachtsmesse gibt es öffentliche Zusammenkünfte von Leuten, die das Halbdunkel lieben und hier Sensationen suchen, die der strahlenden Helle der Weihnachtsmesse unbekannt sind.

***

Lassen wir jene Welt auf der schiefen Ebene, die sich zum Abgrund des Verderbens hinneigt, tanzen und scherzen! Lassen wir sie in dem leeren und bitteren Glück der weltlichen Vergnügungen! Wir, die wir von dem Elend auf allen Seiten bedrückt sind, wir eilen zur Krippe nach Bethlehem, aus der Christus einen Lehrstuhl der ewigen Wahrheit, eine Fackel unauslöschlichen Lichtes gemacht hat. Sie ist der leuchtendste Mittelpunkt des ganzen Weltalls, die Sehnsucht aller Seelen, die Hunger und Durst nach dem Frieden und nach der wahren Glückseligkeit haben.

Die wahre Liebe liegt in dieser Krippe, mit offenen Armen, mit dem Lächeln göttlicher Anmut, mit der unendlichen Güte, um die Wunden der menschlichen Seelen und Körper zu heilen. Sie ist von der Höhe des Himmels herabgeeilt, um die Bedrängten im Reiche der Entbehrungen und der Tränen zu besuchen. Nichtig ist die Jagd nach Vergnügungen und die Sucht nach Freuden in vergifteten Brunnen! Nur in der Vereinigung mit dem göttlichen Tröster, der für jedes Leid ein Heilmittel hat, kann das Verlangen des Menschenherzen gestillt werden, das in der Dunkelheit umhertastet, als habe es die Last eines furchtbaren Fluches getroffen.

***

In der Krippe beten wir den Schöpfer an. Er ist demütig und arm, weil er sich unserer Natur hat anpassen wollen. Aber wenn diese Hand die Berge berührt, so werden sie beben, wenn diese Augen die Erde anschauen, so wird sie in ihren Grundfesten erschüttert, wenn dieser Mund sich öffnet, so entströmen ihm Worte des Lichtes für die ganze Welt. Christus errichtet in der Hütte von Bethlehem einen Lehrstuhl, eine Hochschule der Tugenden für den Einzelnenschen, für die Familie, für die Nationen, für die Völker, einen Lehrstuhl, der allen erreichbar ist; denn niemand wird von ihm zurückgewiesen. Hier findet jeder leicht einen wirksamen, einen erhabenen und umfassenden Unterricht. Dem Haß stellt er die Liebe entgegen, der Macht die Unterwürfigkeit, der Rache die geduldige Ergebung, dem Stolz die Demut, der Habsucht die Armut, den zerfetzenden teuflischen Kräften der Zwietracht die Eintracht, die Brüderlichkeit aller, die von einem Vater stammen.

Die alte Welt erhob sich im Lichte dieser Schule aus dem Abgrund ihrer Schmach, und die heutige Welt kann sich in ihren heidnischen Verirrungen in ihr erneuern, wenn sie nur will.

***

Und um zu wollen, muß sie daran denken, daß die Krippe sich eines Tages in ein Tribunal und der Schöpfer und Lehrer sich in einen Richter verwandelt für alle diejenigen, die die Lehren seiner Schule nicht annehmen.

Wer Christus als Erlöser nicht aufnimmt, wird das ganze Gewicht seines unwiderruflichen Richterspruches fühlen. Und die sündige Welt, die keine Liebe für die Geringen hat, die in der rohen Materie scharrt, um den Diamanten des Glücks zu finden, die Welt, die zwischen dem Haß und der Rache schwankt, zwischen der Gewalttätigkeit und dem Hochmut und alles zu verneinen sucht, um die Gewissensbisse zu ersticken, die Welt, die abseits von der Krippe spielt, sich berauscht und am Rande des Abgrunds tollt, wird verzweifelt ihren Mund öffnen zu dem furchtbaren Schrei: „Wir Toren!"

Dieses furchtbare Schicksal wird die treuen Seelen nicht treffen, die Weihnachten mit dem Wunsch nach innerer Erneuerung erwarten und die das Fest mit einem Herzen feiern das bereit ist, auf göttliche Warnung zu hören und Christus bis zum Kalvarienberg zu folgen, in dem Bewußtsein, daß in dem Neugeborenen von Bethlehem allein die Liebe, die Wahrheit und das Leben zu finden ist.

Anbetung der Hirten — Martin Schongauer (1451—1491)

Die Botschaft von Bethlehem

Von
Kardinal Faulhaber, München

In einer stillen, heiligen Nacht haben die Himmel den Gerechten gekauft. Seit Jahrhunderten war er von den Propheten, seinen Herolden, angemeldet, und eigentlich hätte die Menschheit mit Palmen und fliegenden Fahnen ihm entgegenziehen müssen. Statt dessen lagen die Menschen im tiefsten Schlaf. Auch wenn er am hellen Tage in sein Eigentum gekommen wäre, die Seinen hätten ihn nicht aufgenommen. Die Seele des Volkes war zerbrochen, ohne Schwungkraft, wie ein Adler mit zerbrochenen Flügeln. Die Glaubensspaltung zwischen Nord und Süd hatte die Einheit des Prophetenvolkes zerrissen. Die Königskrone war der Tochter Sions vom Haupte gefallen. Die letzte aus dem Glauben geborene Begeisterung der Makkabäerkämpfe war zusammengebrochen, und dumpfe Verzweiflung drückte das Volk immer tiefer zu Boden. Gerade in dieser tiefdunklen Nacht leuchtete der Stern von Bethlehem auf. Gerade auf diesem zeitgeschichtlichen Hintergrund des Zusammenbruchs vollzog sich die Wende zu einer neuen Zeit. Das Kind, das uns geboren wurde, kam als „Vater der Zukunft" und wurde der Eckstein einer neuen Weltordnung. So erging an Weihnachten die frohe Botschaft: „Tröstet mein Volk!" Auch wenn Menschenaugen nichts als Trümmerfelder und abgerissene Fäden sehen, sitzt der Kyrios am Webstuhl der Geschichte. Völker in Nacht und Not! Auch wenn in dunklen Nächten alle Sterne untergegangen sind, wirkt die Vorsehung ihre Werke.

Damals, als das Wort des Vaters Mensch wurde und unter uns wohnte, gab er denen, die an seinen Namen glaubten, die Macht, Kinder Gottes zu werden. In diese Macht aber ist die zweite Macht eingeschlossen, untereinander Brüder und Schwestern zu werden. Damit ist die Botschaft der allgemeinen Bruderliebe ergangen. Dort, wo man nach der Geburt Christi die Jahre rechnet, wäre es auch nur in einem Briefdatum, mehr noch dort, wo man in der Liturgie die Wiederkehr von Weihnachten mit seinem Geheimnis und seiner Gnade erlebt, da müßte alles Fremdsein und Feindsein aufhören und ein heiliges Bruder- und Verbundensein die Menschen umschließen. Lauter noch als in vergangenen Jahren muß diese Botschaft in der Zeit der Not verkündigt werden. Es sollen also nicht bloß die eigenen Kinder und blutsverwandten Familien auf Weihnachten beschert, es sollen auch den nichtverwandten Armen Christbäume angezündet, auch den unbekannten Mitmenschen in den Armenhäusern, Krankenhäusern und Gefängnissen Liebespakete gesandt oder noch besser mit einem freundlichen Wort gebracht werden. Gerade in den Weihnachtstagen wird der Sturz aus der Behaglichkeit und Wohlhabenheit der Vorkriegszeit in die Sorgen der Gegenwart besonders schwer auf die Seelen drücken. Aus christlichen und sozialen Gründen wäre zu wünschen, die Beschenkung der Armen möge mit einer kleinen Familienfeier verbunden werden. Die Massenspeisung in den Volksküchen ist als Notmaßnahme nicht zu umgehen. Es bleibt aber die Gefahr dabei, daß sie als Dauereinrichtung die ohnehin schon stark gelockerte Familie noch mehr auflöst. Wenigstens an Weihnachten sollten, soweit als möglich, die Gaben unmittelbar den Familien zugewendet werden.

Die Oellampe, die in der Karawanenherberge in Bethlehem zu Häupten der Krippe brannte, wie eine erste Ewige Lampe über dem verborgenen Gott, war gewiß klein. Und doch groß genug, daß die Liebe zum Kinde für alle Zeiten ihre Lampen daran anzünden konnte. Wer das einmal hat empfunden, daß Gott selbst ein Kind gewesen, bleibt den Kindern durch das Jesuskind verbunden. Hart neben der Krippe des Gotteskindes stand die Wiege, in der Kinderliebe und Kinderpflege, Mutterschutz und Mutterpflege, Eifer für Findelhäuser und Kinderhorte das Licht der Welt erblickten. Alle guten Menschen, die einem armen Kinde Liebe schenken in leiblicher oder in sittlicher Not, tragen eine Fackel von Bethlehem weltenwärts, auch wenn sie sich dessen nicht bewußt sind.

Die Reise nach Bethlehem war für die heilige Familie mit großen Opfern verbunden. Seltens der römischen Beamten war es grausam, die Volkszählung in einer Jahreszeit anzusetzen, in der viele nur unter schweren Mühen das Katasteramt ihres Stammes erreichen konnten. Auch die Unterkunft im Karawanenhof war mehr als einfach, ärmer als unsere Obdachlosenasyle, ohne Bett und Ofen, ohne Tisch und Divan. Die Botschaft von Bethlehem lautet also Einfachheit, Genügsamkeit, Abhärtung. Die Not der Zeit wird uns nötigen, die früher üblichen Christgeschenke unter dem Druck der Zeitverhältnisse einfacher zu gestalten. Auch die Vereine werden in der Veranstaltung von Weihnachtsfeiern auf das Gebot der Einfachheit Rücksicht nehmen, wenn sie nicht zugunsten der Armen ganz darauf verzichten. Freilich müssen auch die Armen selber genügsam sein und dürfen nicht auf Schleichwegen sich doppelt und dreifach beschenken lassen, während andere leer ausgehen. Ein großer Teil unserer Jugend hat die Botschaft vom einfachen und abgehärteten Leben aufgegriffen und ihre Lebenshaltung darnach gestaltet. Unbequemlichkeiten ertragen können, das Glück der Seele nicht im uferlosen Genießen und Wohlleben suchen, den Körper und den Geist abhärten, um das Leben zu meistern, das ist Geist vom Geiste von Bethlehem.

Die Botschaft von der Macht, Kinder Gottes und untereinander Brüder zu werden, ist als Botschaft des Friedens über alle Landesgrenzen gedrungen und an alle Völker ergangen. Als „Fürst des Friedens" war Immanuel angesagt. Tatsächlich war an seinem Geburtstag der Janustempel am Fuße des Kapitols geschlossen zum Zeichen, daß im römischen Reich endlich einmal die Waffen des Krieges ruhten. Seitdem stimmen die Engel, so oft der Geburtstag des Gottmituns begangen wird, immer wieder ihre Harfen, um immer wieder durch die Welt zu singen: „Friede den Menschen auf Erden".

Die wundersame Weihnachtspilgerin

Von Ida Friederike Coudenhove

Am Weihnachtsabend kamen sie in Feldkirch an. Die Sterne standen über den verschneiten Bergen. Schnee lag dick auf den Dächern, durch die Straßen und weit ins Tal hinaus schwankten die gelben Lichtpünktchen der Mettewanderer, die zur Pfarrkirche zogen.

„Es sind genau fünf Jahre, daß wir in Rom eingezogen sind", sagt Maria. „Wer hätte gedacht . . ." Nein, nicht zurückdenken, nicht fragen. Gott weiß, warum alles so war. — Die Pfarrkirche ist dunkel und winklig und nun beginnen die Kerzen zu strahlen, eine mächtige Krippe mit Hirten und Schafen ist vorne hingebaut, so etwas haben die Pilger noch nie gesehen, ein guter Stallgeruch dampft von den Knienden, von den zottigen Mänteln der Männer, der Rosenkranz ertönt, schläfrig und kräftig, seltsam beruhigend in seiner halbverstandenen Melodie, wie das Rauschen eines großen Baches. Dann hebt der Chor der Jesuitenschüler engelhaft zu singen an und eine Stunde lang ist Heimat, Heimat der einen heiligen katholischen Kirche. Die Mette ist lang vorüber, auf dem Pfarrplatz rinnen langsam die dichten Menschenhaufen zu langen Lichterketten auseinander, versickern in die dunklen Haustore und ins Tal hinaus, unter dem unirdisch hohen und grünen, von riesigen Sternen durchflackerten Weihnachtshimmel. An der Krippe allein brennen noch ein paar Kerzen aus, in großen, fettigen Wachstränen, und man hört ihr schwaches Aufflackchen durch die immer kältere Stille. Die Fremden in der Bank davor sitzen vor schmerzender Müdigkeit, aber wohin sollen sie gehen? Wo jetzt nach Mitternacht Quartier suchen? Lennard ist im Knien eingeschlafen, und sein junges, von Hunger und Mühsal gehöhltes Gesicht, über das die strohgelben Haare bis auf die lange nicht rasierten Wangen hängen, sieht aus wie die holzgeschnitzten Hirtenköpfe um das heilige Kind.

Jemand zupft Maria am Aermel, Jungfrau Cäcilie Griesmeierin, des Pfarrers Schwester, die die fremden geistlichen Frauen schon vom ersten Kyrie eleison an erblickt und sich sehr zur Störung ihrer Andacht heftig den Kopf über sie zerbrochen hat, fragt ehrfürchtig flüsternd nach Woher und Wohin. Sie versteht nicht viel von den Antworten, nur daß sie aus Rom kommen und ohne Obdach sind — und nun schlägt Lennard noch die Augen auf, hungrige, herdensmüde Hirtenaugen, da weiß sie genug und zieht die Fremden mit beiden kräftigen Armen hoch, daß fast die alten verschlissenen Mäntel zerreißen. „Ihr kommt jetzt erst mit mir, was Nachtes essen, Betten haben wir auch genug . . ." Sie tappt voran, die blaue Kapuzenhaube um die knochigen roten Backen zusammenhaltend, denn der Nachtwind fegt scharf vom ewigen Eis herab, das Hornlaternchen tanzt tröstlich flimmernd voraus, die anderen folgen wie im Traum. Erst in der großen Stube des Pfarrhauses, wo die Schlösseln auf dem weißgedeckten Tisch zwischen Tannenzweigen kräftig duften und dampfen und die braune Balkendecke im Kerzenlicht warm vergoldet den niederen Raum beschützt, merken sie, daß Maria fehlt. Jungfrau Cäcilie drückt die Gäste, die ganz benommen umherstehen, rasch auf die Bank zum Ofen und läuft zur Kirche zurück, während der Pfarrer versucht, ein Gespräch in recht sonderbarem Latein mit Mr. Lee in Gang zu bringen, dessen Kirchensprache wiederum durch englischen Akzent und italienische Brocken nicht durchsichtiger geworden ist.

Vor der Krippe brennt nur mehr eine Kerze und da kniet die fremde Frau wahrhaftig noch, aber mit ausgebreiteten Armen, daß ihr Schatten riesig über Speisgitter und Altarstufen flügelt, und Cäcilie hört sie schon unter der Pforte laut flehen, wie ein Mensch in grausamer Qual. Wie sie bang näher schleicht, sieht sie das weiße Gesicht wie zur Maske erstarrt, von Tränen ganz überströmt, und die Augen sind weit offen und schrecklich, wie sonst nur bei Sterbenden. Da merkt die tapfere alte Jungfrau, die auch etwas von geistlichen Dingen versteht, daß sich hier ein Geheimnis abspielt, bei dem kein Unberufener Zeuge sein darf. Sie legt nur den Schlüssel neben die Kniende, die sie gar nicht wahrnimmt, und tappt eilig wieder hinaus, indem sie die Tür nur behutsam anlehnt. — Erst wie die Gäste im Pfarrhaus länger satt und warm vor den geleerten Tellern sitzen, nur Lennard faut noch selig mit vollen Backen, denn so ein ordentliches Mahl mit Fleisch und Bier hat er viele Monate nicht mehr gesehen, und vom gewaltigen grünen Kachelofen die sanfte Wärme wie ganze Wolken Schlafes ausstrahlt, erscheint Maria auf der Schwelle und kann sich nicht einmal jetzt zu einem Lächeln zwingen. Im Dunkel der Gaststube, wie sie endlich unter mächtigen Federbetten versinken, magt Mary Poynt, der vor Angst der Schlaf vergangen ist, zu fragen, aber sie bekommt nur die Antwort: „Ich habe um die Bekehrung Englands gebetet und es ist mir vieles gezeigt worden, über das ich nicht sprechen kann."

Und durch die blaugrüne, dämmerige Schneehelle, die durch das Fenster rinnt, sieht Mary, die sich nicht zu rühren wagt, daß die Mutter noch lange im Bett aufrecht sitzt, und dann hört sie ein ganz leises Schluchzen, so bitterlich und verzweifelt, wie sie es noch nie gehört und bei dieser tapfersten Frau nie für möglich gehalten hätte. Wie sie am andern Morgen, von der Jungfrau Cäcilie geführt, die langen, holzgedeckten Treppen zum Kapuzinerkirchlein hinaufsteigen, wo das Christenvolk zum Hochamt zusammenströmt, sagt Maria wie träumend zu den Schwestern — und ihr Gesicht ist von der schlaflosen Nacht furchtbar gezeichnet: „Betet heute aus allen Kräften für unseren armen König Karl!"

„Droht der Majestät ein Unglück?" fragt die kleine Hester bänglich, während die anderen sich betroffen und ratlos ansehen — aber Maria dreht nur rasch den Kopf zur Seite, so daß die Schwestern die Tränen nur aus ihrer Stimme hören: „Meine Schwestern, wenn ich wüßte, daß unser Herr mich mit solcher Liebe liebt, wie Er sie dieser unglücklichen königlichen Seele erweist, ich würde vor Freude sterben . . . Ach, es ist ein entsetzliches Geheimnis, daß wir der göttlichen Gnade gegenüber frei sind."

Zu Mittag wissen schon alle frommen Frauen und Jungfrauen, die mit Festtagswünschen oder um einen warmen Trunk nach der langen Kirchfahrt ins Pfarrhaus kommen, daß eine richtige Heilige unterm Dach ist, eine, die straks aus Rom kommt und den Heiligen Vater gesehen hat, und wenn die Jungfrau Griesmeierin reden dürfte, könnte sie noch viel erzählen, aber sie weiß, was sich gehört . . . Und am Nachmittag sieht Maria sich plötzlich von der halben Gemeinde belagert, von Müttern und Mädchen, und die Männer und sogar einige Burschen stehen verlegen in der Tür und nehmen die Hüte ab, wie in der Kirche, und schieben sich brummend und andächtig wieder hinaus, und die Frauen reden schwerfällig auf sie ein, manche mit Tränen in den Augen, manche schreien, als ob sie taub wäre, weil sie offenkundig kein Wort versteht; andere drücken ihr die Hände mit derben, knochigen Fingern, legen verschämt Packen mit guten, nahrhaften Dingen auf den Tisch und bekreuzen sich oft und inbrünstig — Maria versteht nur eins, sie kann ja in Seelen lesen, daß viel verschwiegene Herzensnot aus diesen Augen und den harten Lippen blickt. Sie sagt nur immer wieder: „Ich bete für euch, beten Sie für mich", und nickt ermutigend — aber die Leute, die sich auf der Treppe und im langen Flur unten, der schon voll Schnee und Kot getrampelt ist, stoßen und drängen, fragen jeden, der herauskommt: „Was hat er denn gesagt?" und merken eigentlich nicht, daß sie keine Antwort bekommen, denn die strahlen ja alle, als hätten sie die Heiligen Drei Könige leibhaft gesehen oder einen Freidrief auf die ewige Seligkeit bekommen; und die Wartenden wideln sich geduldig fester in ihre Loden und stehen wie Holzklötze noch eine Stunde lang — und hinterher meinen auch sie, die Warterei hätte sich wohl gelohnt.

Es kommen auch Kapuziner mit langen Bärten und Jesuitenprofessoren und Zisterzienser aus Mehrerau und Predigerbrüder, die zum Fest in Feldkirch sind, und stellen sonderbare Fragen nach dem Ausgang des Krieges und einer sogar nach dem Weltuntergang und allerhand geistliches Ding dazu — sie gehen still fort, etwas beschämt. Warum? Und mit Geschirren wie Kinder, die plötzlich einen vollen Weihnachtsteller bekommen haben, wo sie doch nur einen dürren Groschen holen wollten. — Maria aber ist zum Umfallen müde und weiß gar nicht, was die ganze Prozession bedeuten soll, ißt stumm noch ein paar Löffel voll und schläft endlich, wie ermattete Kämpfer nach der Schlacht.

Morgens nimmt sie ein Fuhrwerk nach Innsbruck mit, alle in neuen Lodenmänteln, und die Reisesäcke von Jungfrau Cäcilie prall mit schönem Tiroler Speck und harten, runden Broten, Eiern und Aepfeln und anderen guten, nützlichen Dingen mütterlich angestopft. Der Pfarrer und seine Schwester winken noch lange vom sonnenroten Schnee der Kirchstufen nach, und bis Ostern entkommt kein Besuch im Pfarrhaus der Geschichte von der wunderbaren Pilgerin. Die zieht indessen, spät, aber um so süßer weihnachtlich getröstet, nach Osten weiter, über das Hospiz am Arlberg, durch verschneite Dörfer, wo St. Christoph riesig und bunt von den Kirchwänden ins Tal winkt, über die Trisanna, die rasend aus grünen Eisblöcken tost, und inwärts, an vielen Burgen vorbei.

***

Die heilige Pilgerin, von der hier so Wunderliches berichtet wird, ist Maria Ward, die Richterin der Englischen Fräulein. Wie sehr das Leben dieser Frau ein Weg der Kämpfe und Leiden war, wie diese Gott diesende Seele, selbst von ihren kirchlichen Vorgesetzten unverstanden, ihre Sendung erfüllt, das schildert uns Ida Friederike Coudenhove in ihrer Heldenlegende „Maria Ward" die in diesen Tagen bei Anton Pustet in Salzburg erscheint.

(Nachdruck verboten.)

Krippe mit lebenden Tieren, in München gestellt

Wochenrundschau

Donnerstag, 15. Dezember: Reichskanzler von Schleicher hält seine große Programmrede im Rundfunk. Sein einziger Programmpunkt ist „Arbeit schaffen". Er erläutert im einzelnen das Siedlungsprogramm der Arbeitsbeschaffung, die wirtschaftlichen Richtlinien, kündigt Aufhebung der Sozialverordnungen und Terrorverordnungen an. — Der Preußenlandtag debattiert über die Notlage einzelner Berufsstände. Herriot lehnt die französische Kabinettsbildung ab.

Freitag, 16. Dezember: Sensationelle Enthüllungen über große Kredite an deutschnationale Großgrundbesitzer. — Kulturdebatte im Preuß. Landtag. Abg. von Gusen legt den Zentrumsstandpunkt zur Bade-Verordnung dar. — Der Landtag vertagt sich bis in den Januar. — Durch eine Reichsverordnung wird der Kommissar für Arbeitsbeschaffung eingesetzt und die Durchführung öffentlicher Arbeiten geregelt.

Samstag, 17. Dezember: Sitzung des Reichskabinetts: Die sog. Terrorverordnungen gegen politische Ausschreitungen, Presse und zur Einrichtung der Sondergerichte werden aufgehoben. Das Republikschutzgesetz wird nicht verlängert. Das Kabinett kündigt gleichzeitig schärfste Maßnahmen bei neuen Unruhen an. — In Argentinien entdeckt man rechtzeitig einen Riesenmordplan. Große Bombenlager werden beschlagnahmt, zwei frühere Präsidenten verhaftet.

Sonntag, 18. Dezember: Frankreichs neues Kabinett steht unter Leitung von Paul-Boncour, der nach Abfage von Chautemps unter Duldung der Sozialisten eine Linksregierung bildet. — Adolf Hitler spricht vor den Amtswaltern des Magdeburger Bezirks: Erst wollte man die NSDAP auflösen, am Ende des Jahres sie in die Regierung bekommen. Wir kämpfen aber weiter. — Eine Unterredung zwischen dem französischen Botschafter und Simson dient der Verständigung über die Abrüstung.

Montag, 19. Dezember: Der Völkerbundsrat vertagt zwei wichtige Streitfälle bis in den Januar: Den Protest der deutschen Minderheiten wegen der polnischen Agrarreform und den englisch-polnischen Konflikt. — Im Aeltestenrat des Reichstages will man das Plenum vorzeitig auf den 22. Dez. einberufen, um die Winterhilfe zu beraten. — Neue Ausführungsbestimmungen zur Gemeindefinanzordnung.

Dienstag, 20. Dezember: Der Reichsrat beschließt, gegen die vom Reichstag beschlossene Aufhebung der Terrorverordnungen keinen Einspruch zu erheben. Diese wird damit Gesetz und vom Reichspräsidenten vollzogen. — Der Staatsgerichtshof zu Leipzig stellt fest, daß die vom alten Landtag beschlossene Geschäftsordnungsänderung zu Recht besteht. — Der Aeltestenrat lehnt die Anträge auf vorzeitige Reichstagseinberufung ab. — Die Verordnungen zur Herstellung des inneren Friedens heben große Teile der Terrorverordnungen auf.

Mittwoch, 21. Dezember: Das Reichskabinett sagt: Beschlossen wird die Winterhilfe, die in Umfang der Leistung, Art und Zeitdauer erneuert wird und einen größeren Personenkreis der Hauptunterstützten erfassen soll. — Die Arbeitslosigkeit ist wieder gestiegen. — Außenminister von Neurath stellt fest, daß die Genfer Abmachung eindeutig Deutschland die Gleichberechtigung einräume. — August Baumann wird in Paderborn zum Weihbischof geweiht.

Streifzug durch die Weihnachtswoche

Etwas Erhebendes wollen heute die Menschen. Das sagt einem sogar jeder Kinobesitzer, der sich auf sein Publikum versteht. Wonach sich soll es ein Wunder sein, wenn alles etwas, was über den Alltag wegblickt. Dunkler Ahnung voll, es müsse doch auf Erden schon ein Reich geben, das einer unausgesprochenen Sehnsucht des Menschenherzens nach Freude, nach Licht, nach Schönheit, nach Seligkeit entspricht, tastet man sich am Brettergaun der Not hin, durch jede Spalte äugend ob der müde Blick nicht auf einen Stern falle. Und nun ist da nicht nur ein Stern, sondern eine ganze Gegend voller Lichterbäume, voller Kinderlust, voller Märchen, und man steht stille und staunt nur immer, daß das alles noch da ist auf dieser Erde, mitten im Elend, mitten in der Verzweiflung. Wer hat das alles nur entzündet, wer weckt diesen verborgenen Strom, wer hat dieses geheime Reservoir der Kinderfreude in Verwaltung, wer ist der Zauberkünstler, der in so viele Hütten dringt, wer macht die Menschen so froh an diesem Tage? Es ist ja gar nicht wahr, daß wir ein Zeitalter der Sachlichkeit sind, daß Technik uns mechanisiert hat, daß die blaue Blume nicht mehr blüht. Am Markte, an den Straßenkreuzungen unserer Großstädte wachsen auf einmal ganze Tannenwälder auf. Schämen sich ihrer Schlichtheit durchaus nicht im Anblick der strahlenden Häuserfronten ringsum. Stehen da, als wollten sie ihr altes Hausrecht in der Gemeinschaft der Menschen wieder geltend machen. Sie fürchten offenbar auch nicht die Konkurrenz all der unsiegenden Herrlichkeiten der Zivilisation. Sie wissen ganz genau daß unter dem vornehmen Pelz sowohl wie unter dem einfachen Kittel noch das gleiche Menschenherz schlägt, das sich einfach freut, weil nun wieder Weihnachten ist.

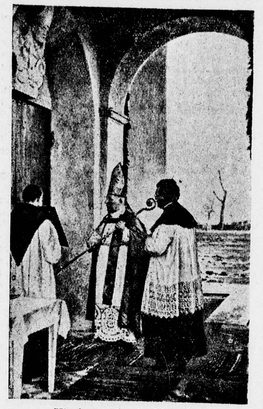
Alle Jahre wieder kommt das Christuskind. So wie die Veilchen im Frühling, so wie die Rosen im Sommer, so wie die Trauben im Herbst, so wie der Schnee des Winters. Das kündet keine Kultur, das hat mit all dem an der Oberfläche des Tages Geschehenden gar nichts zu tun, das kümmert sich nicht um Krisen und Konjunkturen, das fragt keinen Kanzler und keine Parlamentsmehrheit, das Christkind ist einfach da. Die Gelehrsamkeit mancher Hohen Schulen hat es geleugnet, Gottlosenbewegungen haben es für eine Erfindung der Priester erklärt, der Fortschritt, so hieß es, ist über solche Märchen hinweggegangen, eine materielle Lebenshaltung ließ ihm scheinbar keinen Raum mehr, man führte Kriege und machte Friedensschlüsse als sei es gar nicht verbunden, und doch: Alle Jahre wieder kommt das Christuskind. Es hält keine langen Reden, es veranstaltet keine apologetischen Kurse, es sichert sich nicht durch Organisationen, es hinterläßt an keiner Bank eine Stimme für die etwa bei all diesen Weihnachtsfeiern entstehenden Unkosten, es ist einfach da. Lugnet Gott, leugnet die Kirche, leugnet, was ihr will, doch ihr Lust auch die Tannenbäume zu leugnen, die Lichter daran, die Silberfäden, die Krippe, die Mitternachtsmette, die Weihnachtslieder, die Frohe Botschaft vom Altare her? Das ist einfach da, bei den Christen und bei den Sozialisten, bei den Gläubigen und bei den Ungläubigen. Es ist da als ein Glanz, der immer wieder aus den Tiefen des Stromes der Geschichte heraufsteigt, es ist da wie eine Welt für sich, wie eine Freude, die kein Mensch erfinden konnte, wie eine Kraft, die zu Bilanzen zwingt, anders als Rechnungen mit vergänglichen Größen sie darstellen.

In einem wunderschönen Bändchen hat Ruth Schaumann uns den „Krippenweg" gedichtet und gezeichnet. Einzig in ihrer Art sind diese Bilder, so voller Kindlichkeit und darum eben voll der Weisheit, die nur aus Kinderherzen stammen kann. Eines fehlt uns auch den verlorenen Sohn. Auch er ist noch ein Kind. Nach dem Stern der Weihnacht streckt er seine Händchen aus. Im Vordergrund sieht man die Schweinchen, unter die er geraten ist. Allerliebst sind auch sie, stellen sie doch Geschöpfe dar, die aus Gottes Hand hervorgegangen sind. Dieses Kind, das wir den verlorenen Sohn nennen, ist nur durch ein Versehen, durch einen kindlichen Irrtum, zu diesen Tieren geraten. Er ist eigentlich besser. Er hat den Stern gesucht. Aber wie es so geht bei törichten Kindern, sie lauten allen nach, was ihnen in den Weg kommt und sie verlockt. Im Herzen aber trauen sie die Sehnsucht nach dem Stern. Er hat nun seinen Irrtum eingesehen:

Und als verhallt der Engel Ton,
Der alle Welt erweckt,
Hat zitternd der verlorne Sohn
Die Händchen ausgestreckt:
Er ist ein Kind — ich war ein Kind,
Wo wird mir ein Verzeihn!"
Und wo der Heimat Hütten sind,
Läßt ihn der Vater ein

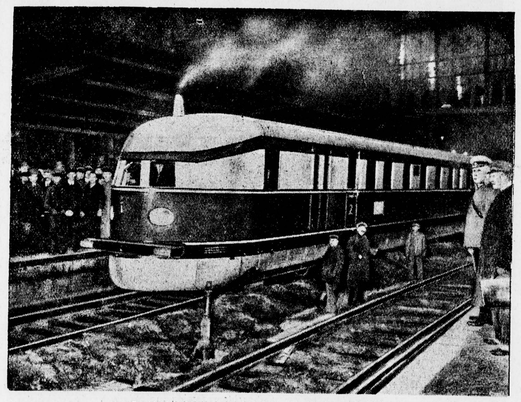
Dieser verlorene Sohn wäre heute in ein Sensationslokal gegangen. Er ist einer von denen, die sich nach dem prickelnden Reiz drängen weil er sie vom Leben des Alltags befreit. Eigentlich will er etwas Erhebendes, aber er hat sich verirrt. Er ist zu jenen Tierchen geraten, die doch seine Gesellschaft nicht sein sollen. Kaum geht der Stern auf, da weiß er, was er eigentlich gewollt hat. Und so sind wir Kinder, und so sind es selbst noch die Verbrecher. Sie verirren sich nur, sie wollen eigentlich das Außergewöhnliche. Im Grunde möchten sie den Stern, wo dem sie heimlich wissen, daß er dennoch am Himmel steht. Indem diese Künstlern den Menschen als Kind nimmt, nimmt sie ihn eigentlich richtig. Etwas Frauliches kommt da durch, denn die Frauen nehmen nicht nur ihre Kinder als Kinder, sondern auch nicht selten ihre Männer. Sie wissen mit Männern umzugehen, weil sie sich auf Kinder verstehen, und weil jeder Mann auch ein Kind in sich hat.

Sieh dir dieses Europa an. Es tut so groß. Aber womit amüsieren sie sich? Mit Kinderspielzeug. Sie bauen Fabriken und Zentralen, wie ein Kind Baukastenschlösser. Sie tragen Smokings und weiße Westen, wie ein Kind seinen Sonntagsanzug. Da ist doch gar kein Unterschied. Nimm selbst die hochfeierlichen Professoren, nach Kaiser Wilhelm und neben den Oberbürgermeistern der Gipfel der Kultur in Deutschland. Wie klein sind die Dinge, über die sich manche akademische Senat aufregt. Man muß sich schon künstlich zum Ernst zwingen, wenn man nicht lachen soll, genau wie eine Mutter, wenn sie dem ernsten Getue zuschaut, mit dem ihre Kleinen das Kinderspiel behandeln. Brächte einer manche Sitzung von Studienräten, die würdig eintreten, auf Heinzelmännchenformat, er brauchte für den Text nicht weiter zu sorgen. Es wirkte alles unglaublich komisch, nur weil es keine Stadtväter mehr wären, sondern Heinzelmännchen. Diese wunderbare Weihnachtsfreude zeigt uns daß das Kind im Europäer noch nicht gestorben ist. Er fiel zwar vom hohen Kirchengriff bei Kant, aber er steckt doch noch seinen Christbaum an. Und das ist eben das Schöne, das Echte an ihm. Das akademische Gesicht das er bei Kant schneidet, ist gezwungen, wird so lange beibehalten als andere Akademiker in der Nähe sind.



Kirchenweihe in München

In dem Münchener Vorort Unterhaching wurde durch Kardinal Faulhaber die neue Siedlerkirche St. Alto eingeweiht.

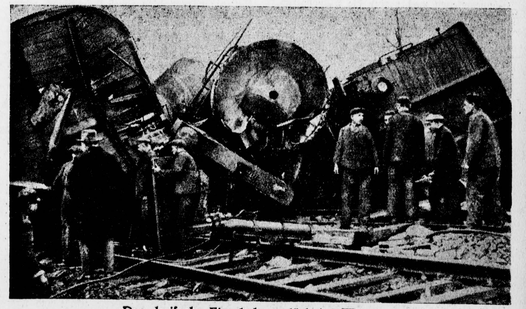


In 142 Minuten von Berlin nach Hamburg

Die Reichsbahn hat mit ihrem neuerbauten Schnelltriebwagen die erste Probefahrt vornehmen lassen. Auf unserem Bilde startet er vom Lehrter Bahnhof in Berlin zu einer Fahrt nach Hamburg. Programmgemäß kam der Schnelltriebwagen in 2 Stunden 22 Minuten an, während ein FD-Zug beispielsweise für diese Fahrt etwa 3 Stunden benötigt. In den nächsten Tagen sollen weitere Versuchsfahrten unternommen werden, worauf im nächsten Jahre die fahrplanmäßige Einstellung erfolgt. Der neue Schnelltriebwagen ist etwa 40 m lang und hat dieselelektrischen Antrieb. Er faßt insgesamt 102 Personen.

Entsetzliches Brandunglück in einem japanischen Warenhaus

In dem Shirokiya-Warenhaus in Tokio brach während der belebtesten Geschäftszeit ein Brand aus, der mit rasender Schnelligkeit um sich griff. In kurzer Zeit standen die oberen Stockwerke in Flammen. Bisher wurden 14 Tote und 110 Schwerverletzte geborgen. Das Shirokiya-Warenhaus in Tokio, das unser Bild zeigt, ist eins der größten und modernsten Warenhäuser Japans. Es wurde vor kurzer Zeit erst mit einem Kostenaufwand von 4,5 Millionen Yen erbaut.



Das dreifache Eisenbahnunglück bei Würzburg

Kurz vor Würzburg, in der Station Rottendorf, fuhr der Berlin—Mannheimer D-Zug auf einen fahrenden Güterzug auf. Durch den Anprall entgleisten 10 Wagen. 21 Personen wurden verletzt, wenn auch glücklicherweise nicht schwer. Der Unfall wurde noch dadurch verschärft, daß in dem Augenblick des Zusammenstoßes ein zweiter Güterzug aus dem Würzburger Hauptbahnhof herausfuhr und mit dem entgleisten Güterzug zusammenprallte. Die Unfallstelle bildet, wie unser Bild zeigt, ein wüstes Trümmerfeld.

Ein Denkmal für Eiffel

Am 100. Geburtstage des Erbauers des Eiffelturmes fand zu Füßen des Turmes eine Erinnerungsfeier statt, während der eine Büste des genialen Konstrukteurs Aufstellung fand.

Kaum aber sind sie verschwunden, so wird der Weihnachtsbaum angesteckt und man ist, was man wirklich ist, ein Kind, und weiter gar nichts.

Schönste Eigenschaft eines Kindes, daß es noch glaubt. Der liebe Gott ist ihm selbstverständlich und das Christkindchen ist es auch. Laß einmal aus diesem sogenannten ungläubigen Europa das gelehrte Wesen etwas verschwinden, laß die Leute einmal wieder einfach und ehrlich werden, laß sie einmal die blöde Menschenfurcht von sich tun, und es wird der verlorenste Sohn wieder dem Stern zum Bethlehem nachgehen. Zu Weihnachten erlaubt es die Mode, gläubig zu sein. Und siehe da, diese Pause benutzen alle Heiden und Ungläubigen, um für einen Augenblick sich mitzufreuen. Und sogleich sind sie auch die siebsten Menschen. Sie veranstalten Bescherungen, sie häufen Geschenke, sie lieben Frau und Kinder . . . Alle Jahre wieder kommt das Christuskind. Und dann erinnert sich die Menschheit, daß sie einen Erlöser hat. Friede ist auf Erden und Liebe. Arm und Reich sind einander nahe. Warum soll nicht immer Weihnachten sein? Wir wollen einmal nach Genf gehen und einen Völkerbundsbeschluß in dieser Richtung herbeiführen. Und bringen es die Diplomaten nicht fertig, dann loben wir die armen Hirten ein — so wird es auch klappen. Und dann soll Weihnachten sein und Friede auf Erden. Einverstanden? Gloria in excelsis . . .

Der Mann im Monde.

Von Jerusalem nach Bethlehem

Dem bei Herder in Freiburg (Breisgau) erschienenen Werke „Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient“ des verstorbenen Bischofs von Rottenburg, Dr. Paul Wilhelm von Keppler, entnehmen wir die folgende Schilderung.

Am 9. April vormittags 8 Uhr standen die Pferde gesattelt vor dem Neu-Hotel. Der Troß der Lasttiere war unter Führung der Mukari schon früher abgegangen. Unruhig und tatenlustig scharrten und stampften die Rosse, durch einige Ruhetage neu gekräftigt. Auch wir schwingen uns munter und behende in den Sattel. Wieviel versprechen uns die folgenden 3 Tage! Wieviel schließen die Namen Bethlehem, Mar-Saba, Totes Meer, Jordan, Jericho in sich.

Dorthin geht die Reise. In lebhaftem Schritt zieht die Karawane durch das Jaffator und das obere Hinnomtal, dann durch die weite Hochebene Baka, das alttestamentliche Tal Rephaim mit dem schwäbischen Templerdörfchen gleichen Namens. Der erste, liebliche Teil des Weges war mir schon bekannt, ich hatte tagszuvor mit zwei Gleichgesinnten Bethlehem den ersten Wallfahrtsbesuch abgestattet. Die Straße ist vorzüglich, eine der wenigen fahrbaren in Palästina. Sie gestattet, heiligen Erinnerungen nachzusinnen. Wir begegnen hier dem Abraham, wie er, fast zu Boden gedrückt vom Joche des Gehorsams, mit Isaak nach dem Berge Moriah zieht; Maria und Joseph, die mit ahnungsschwerem Herzen den, dessen Vorbild Isaak war, zum Tempel tragen; den heiligen drei Königen, die freudig und frohlockend desselben Weges ziehen, da eben der Stern wieder erglommen ist und das Dunkel der Nacht und ihres Zweifels lichtet.

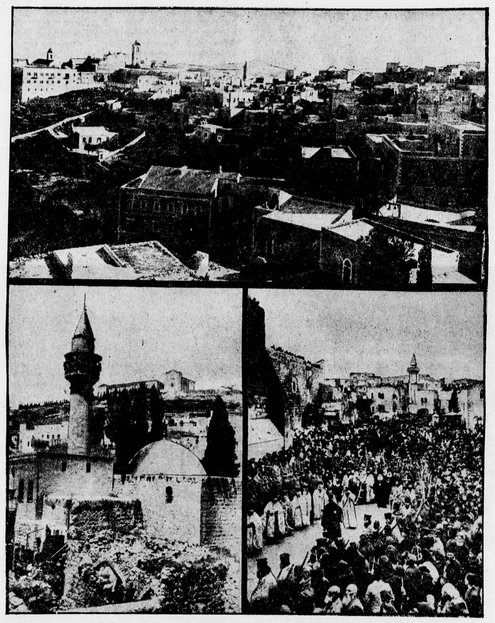
Mit mäßiger Steigung strebt die Straße einer Paßhöhe zu, welche zunächst der Fernblick begrenzt. Die Gratlinie der letzteren krönt das weithin sichtbare, festungsartige griechische Kloster Mar-Elias. Schöner Rückblick auf Jerusalem, weiter Ausblick in langsam sich senkende, baumreiche grüne Fluren, überragt von stolzen Frankenberg, besäumt nach links von den grauen Wüstensteppen, am äußersten Horizont durch die blaue Kette der transjordanischen Berge. Aus dem Grünen taucht rechts das ansehnliche Dorf Bet-Dschala auf mit dem Priesterseminar des lateinischen Patriarchats, dann links Bethlehem, dessen Anblick den Puls beschleunigt und uns zur Eile spornt.

Ein fleißiges Völkchen muß hier wohnen, Felder und Gärten sind aufs beste bestellt. Der köstliche, fruchtreiche Boden für Oel-, Feigen- und Weinkulturen forasam unbenützt, an den abhängigen Gelände mit Steinmäuerchen terrassiert, mit viel bunten Blumen geschmückt. Unsern der Stadt liegt am Wege das Grabmal Rachels, ein jedenfalls nicht sehr alter Überbau mit Steinkuppel, ganz von der Form der mohammedanischen Heiligengräber oder Weli, die (nicht unbestrittene) Stätte, wo Jakobs Stammutter mit dem Wege ihres jüngsten Sohnes Benjamin genug und sein Leben mit ihrem Tode einlöste (1 Mos. 35, 16 ff.), die Stätte, von wo der Prophet bei Wegführung der Israeliten in die Gefangenschaft den mütterlichen Jammerruf anstimmen hörte (Jer. 31, 15), von wo ihre Gottesklage erklang an dem Tage, an welchem das entartete Israel seinen Messias zur Flucht nötigte und sein Königlein den Versuch machte, dessen Leben im Blute der Kinder Bethlehems zu ersticken (Matth. 2, 18).

Bethlehem! Wie es lieblich und majestätisch zugleich daliegt, fast großartiger und staatlicher als das Bild, das wir von ihm im Herzen tragen! Auf schön geschwungenen, im Halbkreis geschweiften Höhenrücken zieht sich die Zeile seiner Häuser hin, mit manchem imposanten Bau, wie dem Karmeliterinnenkloster, der großen Knabenerziehungsanstalt (Waisenhaus und Ackerbauschule) des Pater Belloni, dem Kloster der Josephsschwestern mit Mädchenschule, der deutschen protestantischen Schule und Kirche. Im Innern freilich sieht es nicht viel besser aus als in anderen palästinensischen Städten: die Häuser schlecht und verwahrlost, die Gassen schmutzig und so eng, daß das Ausweichen Schwierigkeiten macht; aber die Bevölkerung hat etwas Adeliges und Freies. Die buntgekleideten Frauen genießen alten Schönheitsruf, ihr Kopfschleier wallt herab von einer hohen steifen Mütze, welche ringsum mit großen und kleinen Münzen benäht ist und von welcher zu beiden Seiten noch zwei Münzenschnüre herabhängen. Die Bethlehemiter haben in diesen Monaten alle Hände voll zu tun, um aus der Perlmutter der Riesenmuscheln des Roten Meeres, aus den Olivenkernen und dem Olivenholz von Jerusalem und Bethlehem, aus dem Mosesstein (dem schwarzen Erdpechstein) und aus dem Asphalt des Roten Meeres den Bedarf an Devotionalien zu decken, die in Jerusalem feilgeboten und von den Pilgern in die ganze Welt hinaus verbreitet werden.

Uns zieht es nach dem östlichen Punkt der Stadt. Hier bleibt der Stern unseres Glaubens stehen wie einst der Sterne der Weisen. Da weist er uns die tief im Felsenschrein geborgene Wiege des Heilandes, des Christentums, unserer ganzen Religion und Kultur, die Stätte, von der wir als Kinder getauft wurden, über die wir als Männer geforscht haben, den Punkt, der einen der großen Einheits- und Mittelpunkte unseres Denkens und unseres Lebens bildet. Wir sind am Ziele. Vor uns ein kolossaler, festungsähnlicher Gebäudekomplex, welcher wie eine Zitadelle den äußersten Felsensitz einnimmt, ihn durch starke Substruktionen von der Tiefe auf erweiternd und festigend. Er schließt in sich zwei festliche Kirchen und drei Klöster, das der Franziskaner, der Armenier und der Griechen. Sein ehrwürdigster Teil ist die Geburtskirche, deren unscheinbarer Westfront wir gegenüberstehen auf einem größeren freien Platz, über welchen einst das nun verfallene Atrium derselben mit Lichthof und Säulengängen sich hindehnte. Die ganze Mauerflucht, vor der wir stehen, zeigt nur kleine und niedrige Eingangspförtchen; größere Oeffnungen widerrät die Furcht vor den Moslemin und den Beduinen und das schlechte Einvernehmen der christlichen Konfessionen untereinander. Der niedrige Bogengang zur Linken führt uns ins Franziskanerkloster. Wir melden uns und tauschen mit einem holländischen Pater einige deutsche Worte; die schlechten Beziehungen zu den Griechen und die fast ununterbrochenen Konflikte mit denselben bilden den Gesprächsstoff.

Wir besuchen zuerst die den Franziskanern allein gehörige hübsche Katharinenkirche, 1881 an Stelle einer kleinen im einfachen Barockstil gebaut, der Geburtskirche parallel laufend, nur weiter nach Osten gerückt und viel kleiner. Dann



Aus dem heiligen Lande

Oben: Blick auf Bethlehem, die Geburtsstätte Christi. Unten links: Die Verkündungs-Kirche in Nazareth. Unten rechts: Weihnachtsprozession in Jerusalem.

gründet man uns Lichter an, und ein Bruder führt uns in rechten Seitenschiff eine vielstufige Treppe hinab. Enge, ganz finstere Felsengänge, mehrmals sich wendend. Den Endpunkt bildet eine kleingeräumige, aus dem Felsen gehauene Kapelle, die Gebetskammer des hl. Hieronymus, der die letzten 34 Jahre seines Lebens in Bethlehem zubrachte und hier bekanntlich die Vulgata fertigte. In einem anstoßenden Raum sein jetzt leeres Grab (sein Leichnam wurde nach Rom verbracht) und die Gräber der hl. Paula und ihrer Tochter Eustochium, der vornehmen römischen Frauen, welche aus der Welt zu Hieronymus geflüchtet waren und mit ihm sich in den Ehrendienst an der Krippe teilten, sodann des Eusebius von Cremona, der auch sich dem Heiligen angeschlossen hatte. Ein weiterer unterirdischer Raum heißt Kapelle der unschuldigen Kinder, weil einer ziemlich späten Legende nach (15. Jahrhundert) hier das Schwert der Soldaten noch einige Kinder erreichte, welche ihre Mütter versteckt hatten; dann eine Grotte, in welcher St. Josyp den Schreck zur Frucht empfangen haben soll. Noch ein finsterer enger Gang, dann — tritt ehrfürchtig auf, hier ist heiliger Boden — eine größere Felsengrotte, vom goldglänzenden Licht der Silberlampen mystisch erhellt, ganz mit rotem Seidendamast ausgeschlagen, 12 Meter lang, 4 Meter breit, 3 Meter hoch. An ihrem Ostende ein Altärchen, unter der Altarplatte am Boden eine weiße Marmortafel, beständig bestrahlt von 15 silbernen Lämpchen. In die Tafel ist eingelassen ein silberner Stern und die Umschrift: Hic de virgine Maria Jesus Christus natus est! Hier wurde aus Maria der Jungfrau Jesus Christus geboren.

Wie dieses hie die Seele erfaßt und überwältigt und den Körper auf die Knie zwingt! Nächst Golgatha und dem Grabesfelsen ist das der Erde heiligste Stätte. Gesegnet die Stunde meines Lebens, wo ich mit eigenen Augen sie sehen darf, wo ich zum Bekenntnis des Grundgeheimnisses des Christentums dieses selige hie hinzusetzen kann! Es gilt, sie auszunützen, diese geweihten Augenblicke, in ihre Weihe des Lebens Vergangenheit und Zukunft, Freud und Leid, Sorgen und Nöten einzutauchen, an den Gnaden dieses hie auch den Teuern in der Heimat ihren Anteil zu sichern.

Und nun wollen wir die Grotte genauer in Augenschein nehmen. Sie ist ein unregelmäßiges längliches Rechteck mit einer südlichen Ausbuchtung, in welcher die Stelle der Krippe sich befindet und ein Altar an dem Platz, wo die drei Weisen angebetet haben; rechts und links vom Geburtsaltar führen Stufengänge in die Oberkirche. Der besonnene Abendländer ist vielleicht wenig geneigt, alle Angaben als Wahrheit hinzunehmen, welche die geschäftige und gesprächige Legende in diesem unterirdischen Labyrinth zu machen weiß; aber in der Geburtsgrotte Solbat? Wahrhaftig, ein türkischer Soldat mit geladenem Gewehr und aufgepflanztem Bajonett . . . und oben in der Kirche an der Ausmündung der Treppe — man traut seinen Augen kaum — ein zweiter! Brennende Schamröte steigt ins Gesicht, wenn man hört, daß seit jenem Angriff der Griechen auf die Franziskanermönche an Weihnachten 1873, seit jenem schnöden Bruche des Gottesfriedens dieser Stätte und dieser Nacht, zwei Schildwachen Tag und Nacht hier stehen, daß mohammedanische Soldaten mit geladenem Gewehr an der Stätte der Geburt Christi, über der das „Friede den Menschen auf Erden“ erklang, die Bekenner Christi aufeinanderhalten müssen, damit sie sich nicht umbringen! Zustimme uns dein Reich!

Konstantins Kirche steht noch. Man glaubte den jetzigen Bau vielmehr auf den Namen Justinians (527—565) taufen und als Umbau der Kirche von 330 ansehen zu müssen. Daß aber das fünfschiffige Langhaus konstantinisch ist, wird jetzt kaum mehr bezweifelt. Fraglich ist nur, ob die Offiartie, das Querschiff mit halbrunden Abschlüssen, die große Chorapsis mit seitlichen Fortsetzungen der zwei inneren Nebenschiffe gleichzeitig sind mit dem Langhaus, was noch Dehio und Bezold entschieden in Abrede stellen. Ich konnte das Aeußere des Baues nicht beaugenscheinigen, aber ausschlaggebend scheint mir neben der Autorität des Vogues, des gründlichen Kenners der palästinensischen Kirchenbauten (Les églises de la Terre-Sainte. Paris 1860), das durchaus zuverlässige Gutachten des Architekten Th. Sandel in Jerusalem, der den Bau genau untersuchte und von demselben ein Modell im großen Maßstab fertigte. Er gibt auf das bestimmteste an, daß im Mauerbau der Chorseite und des Langhauses nicht die geringste Verschiedenheit walte und daß jede Spur späteren Anbaues oder Umbaues fehle.

Im Innern beeinträchtigt den Eindruck eine von den Griechen zwischen Langhaus und Querschiff eingezogene hohe Scheidemauer, durch welche die Kreuzanlage grausam zerschnitten wird. Der Chor allein wird von den Griechen gottesdienstlich benützt. Das Schiff ist beinahe profaniert, doch gegenwärtig in ordentlichem Zustand. In diesem majestätischen fünfschiffigen Raume mit seinen 40 Monolithsäulen, den sehr schmalen Nebenschiffen und dem mächtig breiten Mittelschiff gibt sich das Herz der vollen Freude hin darüber, daß es dem Sinne von Bethlehem gefallen hat, mit seiner kleinen allmächtigen Hand in den vielen Kriegen und Umwälzungen diesen urchristlichen Bau zu beschützen, so daß nie die Stätte seiner Geburt des schirmenden Gehäuses entbehrte. Es ist der einzige Bau der alten Kirche, der auf palästinensischem Boden fast in der ursprünglichen Gestalt sich erhalten hat. Die ganze Kraft und Gesundheit des Glaubens und Lebens jener Kirche tritt uns in seiner markigen Konstruktion entgegen. Keine Wölbung, kein Halbkreis und kein Spitzbogen über den Säulen; stolz trägt die mittlere Reihe den geraden Architrav, über welchem die Hochmauern des Mittelschiffes aufsteigen, sie allein mit Fenstern geschlitzt und nur durch die Dachbalken verbunden; die Verhältnisse herrlich, die Gesamtwirkung großartig. Wahrhaftig, die Fähigkeit, christliche Kirchen zu bauen, darf nicht dem gotischen Stil allein vorbehalten werden! Aber welches Wunder einer erhabenen Schönheit wird diese Kirche erst gewesen sein, als sie noch ganz im Mosaikenschmuck glänzte, mit welchem laut einer Inschrift im Chor der Maler und Mosaikist Ephrem unter der Regierung des Kaisers Manuel Kommenius Porphyrogenitus (1143—1180) alle ihre Wände auskleidete! Nur noch Reste sind erhalten. Hochinteressant sind die symbolischen Darstellungen der ökumenischen Konzilien unter dem Bilde von Altären mit dem Evangelienbuch und Lichtern oder Kauchfässern, stehend unter Arkadenbogen oder unter typischen Tempelbauten; darüber der Name der Stadt, in welcher das Konzil gehalten wurde, und der Text seiner wichtigen Dekrete. Von den biblischen Darstellungen im Quer- und Chorbau sind nur noch sichtbar der Einzug in Jerusalem (eine Frau trägt ihr Kind rittlings auf der Achsel, wie heute noch die arabischen Mütter), die Erscheinung vor Thomas und die Himmelfahrt.

Aber es heißt sich losreißen. In einem freundlich zur Verfügung gestellten Klostergemach ist unser Mahl bereitet. Um die Mittagsstunde verabschieden wir uns. Auf ungesäumtem, fleißigem Pfad tragen uns die schrittsicheren Pferde den Hügel hinab, auf welchem die Geburtsstätte thront. Wir lassen Bet-Sahur, das Dorf der Hirten und die Grotte der Hirten mit den Fluren, über welchen das Gloria erklungen, rechts und durchziehen die Gefilde, über welche wohl einst Ruth Aehren lesend dahinschritt und auf welchen der kleine David seine Herden hütete und gegen die wilden Tiere verteidigte, die aus der Wüste Rauhsüge hierher unternahmen. Ziemlich rasch vollzieht sich der Uebergang vom gut angebauten Land zum Weideland, vom Weideland zur unfruchtbaren Wüste. Nicht ohne Scheu dringen wir in diese Wüste einsamen Schweigens ein. Von Grauen erfüllt mögen einst die heiligen drei Könige, so selige Eindrücke sie von Bethlehem mitnahmen, durch dieses Reich des Todes gezogen sein . . . .

Leo Weismantel

Die Wunder im Stalle zu Bethlehem und bei den Hirten auf dem Felde

Es kam die Zeit, daß Gott sich der Menschen und Sünder erbarmen wollte, und daß sein eingeborener Sohn von Maria der reinen Magd geboren werden sollte. In diesen Jahren lebte ein Kaiser, der hieß Oktavianus. Der hatte Gewalt über die ganze Erde. In dem zweiundvierzigsten Jahr nun seiner Regierung gebot er, ohne daß er sich dessen bewußt war, auf göttlichen Befehl, damit die Prophezeitungen sich erfüllten, über die ganze Welt, daß jedermann dorthin gehen solle, wo er geboren sei. Dort solle er dem Kaiser einen Pfennig Zins zahlen. Nach der Zahl der Pfennige wollte der Kaiser die Zahl der Menschen ermessen, die in jenem Jahr unter seiner Herrschaft die Erde trug.

Nun wohnte in jenem Jahr Josef der Nährvater unseres Herrn Jesu Christi mit unserer lieben Frauen in Nazareth, einem kleinen Städtchen, er war in Bethlehem der Stadt Davids geboren worden. Dort waren seine Voreltern von Alters her. So mußte denn auch Josef mit Maria aufbrechen, nach Bethlehem zu pilgern.

Als sie nun nach Bethlehem kamen, war auch die Stunde nah, in der Maria ihr Kind, unseren lieben Herrn gebären sollte. In jenen Tagen und aus der gleichen Ursache war aber nun viel Volk nach Bethlehem gekommen und alle Herbergen waren übervoll. Maria und Josef waren zu spät gekommen, so daß sie nirgend mehr Herberge fanden, zumal die Hirte auch sahen, welch schweren Stunden dies fremde Weib entgegen ging, so daß keiner sie in sein Haus aufnehmen wollte, weil er allerhand Ungemach von solchen Gästen fürchtete.

Da ging Josef suchend durch alle Gassen. Zuletzt kam er an einen Schuppen, der an einer Mauer lehnte, der war vor alten Zeiten noch Hofstätte Jesses, des Vaters Davids gewesen. In der Mauer klaffte ein Loch statt einer Tür, da ging es in eine öde Behausung; lange Jahre hatte kein Mensch sie betreten. An der Mauer hinten stand eine kleine steinerne Krippe; hier ließen Maria und Josef sich nieder und Josef band seine Eselin an die Krippe.

Vor dem Schuppen war an jenem Tag ein Wochenmarkt, wo man Brot, Holz, alle Kleider und allerlei wohlfeile Dinge kaufen konnte. Die Bauern, die aus den Dörfern kamen, stellten ihre Esel und Rinder unter den Schuppen. Josef fand nun schon ein Rind unter dem Schuppen an der Krippe angebunden. Etliche, die das erzählen, meinen, das Rind wäre Josef zu eigen gewesen und er habe es mitgenommen, um es zu verkaufen, wenn er in Not käme. Das Rind war aber einem anderen Manne, der auch in dieser Nacht kein Unterkommen gefunden hatte.

In dieser armen, elenden, engen Hütte wurde der zarte Gottessohn Jesus Christus von der reinen Magd Maria geboren, — er, der Trost der ganzen Welt.

Da Maria keine Stätte fand, in die sie ihr Kind hineinlegen konnte, legte sie es in die Krippe vor die Eselin und das Rind; denn es war kalt in der Nacht und das Kind schrie; —

da hauchten es die Tiere an.

Um die Zeit der Weihnacht ist im Heiligen Lande das Feld grün. Wer große Herden besitzt, kauft sich eine Weide und treibt seine Herden darauf und läßt sie dort Tag und Nacht.

Indem war es damals Friede und keine Kriegsgefahr lauerte hinter Büschen oder Feldern.

So kam es, daß auf den Feldern von Bethlehem in jener Nacht zahlreiche Hirten bei ihren Herden wachten diese Gewohnheit ist in auch heutigen Tags noch Morgenlande anzutreffen. Das Hirtenfeld liegt darin eine halbe Meile von Bethlehem. David hatte dort schon seine Herden geweidet und dort auch ein Lamm aus dem Rachen eines Löwen und Bären entrissen. Bethlehem selbst liegt zwei Meilen von Jerusalem. Es war von altersher weder eine große noch eine berühmte Stadt gewesen, aber es hatte „die Stadt Davids“ geheißen, weil König David dort geboren war.

So war jene Nacht eine Nacht wie alle Nächte: bis die Hirten eine Unrast anfiel wie die Schwüle eines nahenden Gewitters, ohne daß sie mit ihren Sinnen ein Sichtbares sehen. Ein Greifbares greifen konnten. Eine beklemmende Angst überfiel sie. Ihre Tiere lagen am Boden und zitterten, und die Köpfe der Schafe suchten hilflos umher.

Es war dies so wie mir auch in deutschen Gegenden in der Heide von Schäfern berichtet worden, daß sie eine Angst in der Einsamkeit überfällt und tiefes Grauen, bis ihnen ein Licht aufbricht, das die Schäfer das zweite Gesicht nennen, in dem sie Vergangenes oder Zukünftiges oder doch dem Leibesauge Verborgenes gewahr werden.

Diese Angst kannten die Hirten von Bethlehem, diesmal war sie anders — es war als bräche der Himmel auseinander und tue sich auf, — da gewahrten sie einen Engel. Er stand mitten auf der Weide, trat zu ihnen hinzu und redete sie an: „Fürchtet Euch nicht, — sagte er, — ich bin gekommen, Euch eine große Freude zu bringen. Seht, ich verkünde Euch, daß in dieser Stunde Christus, der Heiland der Welt, auf den die Völker harren, in der Stadt Davids geboren worden ist. Ihr werdet ein Kindlein finden, in eine Krippe gelegt und in Tüchlein gebunden. — dies ist der Herr!“

Kaum, daß der Engel dies gesprochen hatte, brach der Himmel über den Hirten von Bethlehem auseinander und unzählige himmlische Heerscharen wurden sichtbar, sie sangen und trugen ihr Lied auch auf Bändern geschrieben: „Gloria in excelsis deo. —Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind.“

Dann schloß sich der Himmel wieder und die Erscheinungen waren entrückt.

(Nachdruck verboten.)

Nach hielt die Hirten eine namenlose Verwirrung ergriffen. Wieder standen sie allein auf dem Felde, die Herden sprangen auf und rannten wie von einer jagenden Stimme getrieben gegen die Stadt. Ein Wind rannte über das Feld. —

Da gewahrten die Hirten ein Leuchten vor der Stadt, — es war jenes alte verlassene Stallgemäuer, in dem Maria und Josef Schutz gefunden hatten. Die alten Mauern waren durchglüht von einem blauen geheimnisvollen Licht und wie ein Regenbogen in den Lüften stand aus der Erde gewachsen der Palast des Königs David wie aus Schleierperlen aufgebaut dort im alten Gemäuer.

Einen Augenblick gewahrten das so die Hirten von Bethlehem. Dann erlosch die Erscheinung wie eine Abendröte.

Die Nacht war dann finster und voll rauschender Winde. —

Da liefen die Hirten ihren Herden nach und kamen zum Stall und fanden das Kind in der Krippe, wie der Engel es ihnen gesagt hatte.

***

Daß dies alles so geschehen ist in jener heiligen Nacht, das bezeugt und der fromme Mönch Johannes von Hildesheim, der es im Jahre des Herrn 1375 in seinem „Buch der heiligen Dreikönige, des Jahres der Kirche und der Wunder des Herrn“ niederschrieb, das der Dichter Leo Weismantel aus alten Gewölben hervorgeholt und den Menschen der Gegenwart wiedererzählt hat. Es ist in der Bücherei der Adventsstube im Verlag von Dr. Benno Filser in Augsburg erschienen.

Erich Wewel

Ein Kind ist uns geboren

Jahrtausende lang hatte die Menschheit des Erlösers geharrt. Geheime Ueberlieferung aus dem Urschatz ihres Wissens nährte die ewige Sehnsucht nach dem Heilbringer, die in jedes Menschen Brust wohnt. Nicht nur im auserwählten Volke, dem Gottes Propheten die trostvolle Verheißung immer von neuem kündeten. Nein, auch bei jenen Völkern, die den Göttern des Olympos opferten, und bei den andern, die noch nicht im Lichtkreis der Geschichte standen. So groß war die Sehnsucht oder Heiden nach inniglichem Verbundensein mit dem Göttlichen, daß sie in verborgenen Mysterienkulten der Gottheit nahe zu kommen trachteten. Darum ja auch fand das Christentum in der heidnischen Welt so viele Seelen, die seine Botschaft und sein Mysterium der heiligen Eucharistie sofort verstanden. Auch die Magier aus dem Osten trieb jene mystische Sehnsucht, das Heil zu sehen, die der tiefste Inhalt aller vorchristlichen Mysterienreligionen ist. Nicht einen irdischen König suchten sie, sondern sie kamen den Verheißenen anzubeten, wie es ausdrücklich Matthäus berichtet. Darum verwunderten sie sich auch nicht, als sie ein Kindlein fanden, das arm und dürftig auf einer Krippe gebettet war. Sie sanken nieder vor der Krippe und opferten ihre Gaben. Dann zogen sie getröstet heim.

H. Windelschmidt

Und gleichermaßen die Hirten. Sie wußten nichts von geheimen Mysterienkulten, aber in ihrer Brust lebte die Adventssehnsucht ihres Volkes und ihr einfaches Gemüt nahm gläubig das von Engeln verkündete Wunder hin, daß der Erlöser in einem ärmlichen Stalle geboren wurde, daß auf dem Stroh einer Krippe das große Mysterium begonnen wurde, das am ragenden Kreuzesstamme Vollendung fand. Ein Kindlein, in Windeln gewickelt, das ist das Heil der Welt. Die Klugen, die mit ihrer Wissenschaft und ihren Gesetzen den Menschen das Heil bringen wollen, die meinen ein System, eine neue Wirtschaftsform oder ein neuer Staat könne alle Sehnsucht und alle Wünsche erfüllen, stehen ungläubig lächelnd bei Seite, während die andern in die Knie sinken. Ein Kind nur? Was ist schon ein Kind. Und sie ahnen nicht, daß ihre menschliche Klugheit nicht einmal das Menschliche versteht. Denn jede Wiedergeburt eines Volkes kommt nur durch das Kind, das mit junger Kraft und unbelschwert von den Irrtümern älterer Generationen das Volk zu erneuern berufen ist. Ein Volk, das keine Ehrfurcht vor dem Kinde hat, vor dem unberührten Geist des Kindes, aus dem ihm neue geistige Jugend erwachsen kann, ein Volk, das seine Jugend in den Drill seiner Meinungen herrisch nimmt und nicht den Geist sich frei entfalten läßt in der liebevollen Sorge der Eltern, ein solches Volk zerstört seine eigene Zukunft, indem es meint, sie mit Gewalt zum Guten zu wenden. Denn auch im weltlichen Leben ist alles Große Gnade von oben, die nur von freien Herzen und freiem Geist empfangen werden kann, nicht in der Freiheit der Willkür sondern in der Freiheit der Demut, die dem ewigen Wort Gottes geboren ist.

Gott selbst aber offenbart sich nicht in den großen Dingen dieser Welt, sondern in dem, was vor der Welt gering und alltäglich erscheint. In der Not und in der harten Pflicht, in der hellenden Liebe und in dem stillen Gebet, im Leid und Leiden, in dem, was auch den Lebensweg des Kindes bestimmt hat, in dem Gott Mensch geworden ist.

Die da Gott suchen, indem sie großen Erkenntnissen nachjagen, werden ihn nicht finden. Nur jene, die wie Maria treuen Magddienst vor Gott verrichten, getreu im Kleinen, im vielleicht nur unscheinbaren Schicksal ihres Lebens. Ihnen kann er viel leichter offenbar werden das Geheimnis des In-Gott-wohnens, das unbewußt alle Menschen suchen, die Vollkommenheit, die uns nur aus dem Vollkommensten werden kann.

Hirten und Könige sind gerufen, in den Stall von Bethlehem zu kommen. Aber viel weiter ist der Weg der Könige als der der Hirten. Das große Mysterium begleitender Gottesnähe, das Generationen auf Generationen zu erfassen suchten, es offenbarte sich in dem Kinde, das in Bethlehem, d. h. Haus des Brotes, geboren wurde, und es offenbart sich seitdem immer neu in der kleinen weißen Scheibe Brotes und dem Kelch des Heiles, die uns der menschgewordene Gottessohn als sein eigen Fleisch und Blut hinterlassen hat. Das ist die Erfüllung der ewigen Sehnsucht aller Völker und Zeiten. Weh dem Volke, daß diese Erfüllung seiner Sehnsucht nicht mehr sieht. Wie das Volk der Juden wird es heimatlos werden, so sehr es auch blutbrüderlich an den Erdraum seines Seins, an seine Landschaft kettet. Heimatlos in der Welt der ewigen Wahrheiten, von denen allein auch unsere irdischen Dinge Weihe und Kraft und Ordnung erhalten.

Heilige Nacht / Von Joseph von Eichendorff

Markt und Straßen stehn verlassen,
still erleuchtet jedes Haus.
sinnend geh ich durch die Gassen,
alles sieht so festlich aus.

An den Fenstern haben Frauen,
buntes Spielzeug fromm geschmückt,
tausend Kindlein stehn und schauen,
sind so wunderboll beglückt.

Und ich wandre aus den Mauern
bis hinaus ins freie Feld,
hehres Glänzen, heiliges Schauern!
Wie so weit und still die Welt!

Sterne hoch die Kreise schlingen,
aus des Schnees Einsamkeit
steigts wie wunderbares Singen —
o du gnadenreiche Zeit!

Die Weihnachten nicht feiern können

Berufe, für die es einen Heiligabend nicht gibt

Die Kerzen am Weihnachtsbaum strahlen. Die Wangen vor freudiger Erwartung gerötet, drängen sich Kinder um den Gabentisch. Ein Druck auf den Schaltknopf Aus dem Lautsprecher ertönen getragene, weihevolle Klänge. Weihnachten, das Fest der Freude, das Fest des Friedens ist da! Aber während die Wellen des Aethers die Botschaft des Heils in Hütten und Paläste tragen, sitzt der Ansager vor dem Mikrophon, spielt das Orchester im Sonderraum, singt der Chor, und der ganze Stab technischer Angestellter ist aufgeboten, der zu einer Rundfunkübertragung gehört. Für sie alle gibt es keinen Heiligabend, für sie ist auch er ein Abend angespannter Arbeit, lediglich verschönt durch das Bewußtsein, Millionen von Menschen eine Weihnachtsfreude bereitet zu haben, die für viele von ihnen in der heutigen Zeit vielleicht die einzige ist . . .

Und den Rundfunkangestellten gleich gibt es Tausende von Menschen, die das ewig pulsierende, ewig unruhige Leben dieser Tage auch am Weihnachtsabend nicht frei gibt, die eingespannt bleiben in das Räderwerk eines vielfältigen Getriebes, das nicht einen Augenblick stillstehen kann und darf. Nicht immer ist ihr Beruf so friedlich und gefahrlos. Der Kampf gegen die Elemente, gegen das Unheil in jeder Gestalt geht weiter, fordert von denjenigen, die in diesem Kampfe stehen, den Einsatz ihres Lebens, und der unerbittliche Sensenmann kennt auch am Tage des Friedensfestes keine Rast.

✶

Hell strahlen die Kerzen am Weihnachtsbaum. Aber plötzlich kommt eine Flamme dem Schmuck zu nahe, einem dürren Zweig.

Der Gabentisch des Verkehrsschutzmanns

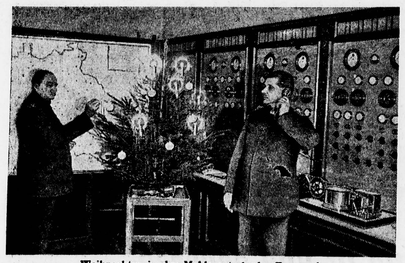
Schon züngeln Flammen empor. Der Weihnachtsbaum brennt! Weiter kletern die Flammen an Gardinen, Möbeln. Zu lähmendem Schreck hat sich die Weihnachtsfreude gewandelt. Laute Hupensignale tönen von der Straße herauf. Die Feuerwehr! Auch sie, diese wackeren Helfer aus Feuersnot gibt es keine Weihnachten. Im Gegenteil, für sie ist der Heiligabend anstrengender, aufreibender denn je. Trotz vielfältiger Warnungen, trotz aller Vorsichtsmaßregeln ereignen sich Christbaumbrände zu Dutzenden, zu Hunderten an einem Abend. Für die Feuerwehr ist das Weihnachtsfest das Signal zu höchster Alarmbereitschaft.

✶

Während in den ersten Wohnungen bereits Weihnachtsfriede und Weihnachtsstimmung eingekehrt sind, hasten auf der Straße noch die letzten Menschen, die letzten Gehetzte vorüber, die alle noch rechtzeitig zum Christfest kommen wollen. Hochaufgerichtet steht der Verkehrsschutzmann da. Um ihn brandet der Verkehr der Großstadt. Aber dann und wann hält ein Wagen. Eine Gestalt beugt sich heraus, wünscht „Frohes Fest", legt ein Paket zu Füßen des Schutzmannes nieder und fährt weiter. Bald türmt sich eine kleine Pyramide solcher Liebesgaben vor dem Beamten auf. Verkehrsschupos Weihnachten! Und dann, wenn der Straßenverkehr abgeebt ist, patrouilliert der Schutzmann mit hallendem Schritt durch die leeren Straßen. Auch am Weihnachtsabend ist die Polizei nicht von ihrer Aufgabe befreit, über Leben und Eigentum der Mitbürger zu wachen.

✶

Noch am späten Abend klingelt die Elektrische durch die Straßen, hupt der Autobus. Der Verkehr der städtischen Beförderungsmittel darf nicht aussetzen. Wohl wird durch Ablösung dafür gesorgt, daß die Beamten, wenn auch spät, ihr Weihnachtsfest feiern können. An ihre Stelle treten Beamte, die bereits mit ihren Familien unterm Weihnachtsbaum versammelt waren.



Weihnachten in der Meldezentrale der Feuerwehr

Ueber die weite Ebene donnert der D-Zug. Der Lokomotivführer erfüllt seine Pflicht am Heiligabend ebenso wie an anderen Tagen, zugleich mit ihm das Heer der Weichensteller und Bahnhofsbeamten. Für sie und die Reisenden brennt in der Bahnhofshalle ein mächtiger Lichterbaum und sorgt dafür, daß auch auf das Hasten des modernen Verkehrs ein Abglanz von Friede und Ruhe fällt.

✶

Schrill klingelt in der Wohnung des Arztes das Telephon, jäh die Weihnachtsfreude unterbrechend. Es ruft ihn zu einem Lebensmüden, der den letzten Kampf dieses Lebens kämpft. Ein Rettungswagen braust heran. Im Krankenhaus regen sich viele hilfsbereite Hände. Für sie, die die Freude ringsum die Wellen der Verzweiflung nur noch höher aufwogen ließ, ist Rettung jederzeit zur Stelle, wie für alle jene, vor denen Krankheit und Tod auch am Friedensfest nicht haltmachen.

✶

Indessen sitzt die Telephonistin in der Fernsprechzentrale vor ihrem Schaltapparat, verbindet Brandmeldungen, Unglücksmeldungen und die letzten Verabredungen von Menschen, die das Weihnachtsfest gemeinsam verleben wollen. Zu gleicher Zeit sitzt auch der Telegraphenbeamte vor dem tickenden Morseapparat. Fernsprech- und Telegraphenbetrieb dulden keine Unterbrechung, ebensowenig wie der Betrieb in den Elektrizitäts-, Gas und Wasserwerken. Auch hier sorgt eine, wenn auch stark verminderte Belegschaft für den Fortgang der Arbeit.

Für alle diejenigen, die am Christfest in der Fremde weilen, halten Hotels und Gastwirtschaften ihre Pforten offen. Die Angestellten dieser Betriebe opfern ihre Weihnachtsruhe, um ihren Gästen einen Ersatz für die Weihnachtsfeier im eigenen Heim, im Kreise der eigenen Familie zu bieten.

✶

Durch die hochgehenden Wogen des Weltmeeres stampft und schlingert das Schiff. Hoch oben auf der Kommandobrücke der wachhabende Offizier. Mögen sie unter Deck Weihnachten feiern, ihn bindet die Pflicht. Dasselbe Bild unten im Maschinenraum. Der riesige Schlund der Feuerung ist unersättlich. Berge von Kohlen wandern in ihm hinab. Schaufeln! Das sind die Weihnachten des Heizers.

Auf dem Festlande späht der Leuchtturmwärter hinaus auf das unruhige Meer. Soeben hat er seinen Rundgang beendet und frisches Oel nachgefüllt. Die Feuer des Leuchtturmes dürfen nicht verlöschen, diese einzigen Wegweiser durch Nacht und Nebel in den sicheren Hafen. Doch da — auf hohen Wellenkämmen tanzend — ein Schiff, ein hilfloses Wrack in der Gewalt des Sturmes und der Wellen! Signalraketen steigen auf, SOS-Rufe schwingen durch den Aether. Man hat auf dem Lande verstanden. In Deckung gepackte Männer eilen zur Rettungsstation, wo das große Rettungsboot liegt. Schon durchschneidet es die Wellen, dem bedrohten Schiff entgegen. Nach Stunden schwerster Arbeit ist das Rettungswerk vollbracht. Aber inzwischen haben diese Braven dem Tode hundertmal ins Auge gesehen.

✶

Weihnachten, das Fest des Friedens und der Liebe! Nicht immer, nicht für jeden, und doch zieht sein allgewaltiger Zauber auch den in den Bann, von dem Beruf und Pflicht höchste Kraft- und Nervenanspannung erfordern.

Der Wanderer

Er war gewandert durch schwere Nacht,
in Not durch fremde Lande,
hatt' unter den Sternen sein Bett gemacht,
gefroren im dünnen Gewande.

War vor den Menschen davon gefloh'n
in stiller Wüste Schweigen,
erbettelte Brot um Gotteslohn,
gab keinem sich zu eigen.

Trieb ewige Sehnsucht vor sich her
und wußte sich nicht zu finden,
und rang mit seiner Sehnsucht schwer
und konnte sie nicht verwinden.

Ging heimwärts dann — und kam zurück
als die Weihnachtsglocken klangen.
Da sind ihm vor seligem Heimkehrglück
die Augen übergegangen . . . . .

Willi Lindner

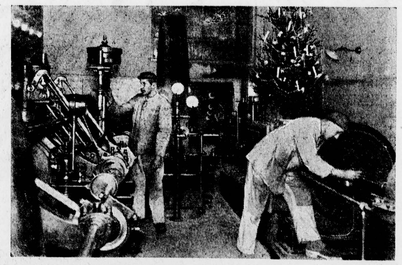
Christkindchen — Santa Claus nennen es die kleinen Amerikaner —, der solls eine Goldstraße von 500 Dollars zu zahlen haben. Zu seinem Bedauern fanden sich nicht genug Volksvertreter, die seinem Antrag den nötigen Nachdruck verliehen hätten, aber Tausende von Eltern schrieben dem braven Senator dankbare Briefe. Die gleichen Bestrebungen, es bei der guten alten Sitte zu belassen, zeigte eine der letzten Verfügungen des Generalpostmeisters in Washington.

Die einsamen Weihnachten des Leuchtturmwärters. — Ein Weihnachtsgruß ist die einzige Verbindung mit der Außenwelt

Bei ihm war der Antrag gestellt worden, das Postamt in Santa Claus (Indiana) aufzuheben, weil es sich nicht lohnte. Der Generalpostmeister aber, der ein kinderliebender Herr ist, bestimmt: Santa Claus bleibt bestehen. Denn wohin sollen die Tausende von Briefen gehen, die jährlich von kleinen Pfoten an das Christkindchen geschrieben werden, ohne eine nähere Anschrift anzugeben? Die wandern nach wie vor aus den ganzen Vereinigten Staaten nach Santa Claus, und wenn auch nicht alle Wünsche in Erfüllung gehen, so bleibt für die Kleinen doch die beruhigende Tatsache: Das Christkindchen ist Wirklichkeit, denn es hat ja sein eigenes Postamt!

Amerika schützt das Christkind

Jedes Jahr um die gleiche Zeit taucht die oft erörterte Frage auf: „Soll man den Kindern den Glauben an das Christkind lassen?" Die heutigen Machthaber in Rußland haben vor einiger Zeit entschieden: „Nein!" Ihrer Ansicht nach werden durch das „Märchen vom Christkind in den kindlichen Hirnen verderbliche falsche Vorstellungen geweckt." Bedauerlicherweise sind auch in anderen Ländern Bestrebungen zu verzeichnen, den Kindern den schönen Glauben an das Christkind zu nehmen. Solche Bemühungen müssen natürlich auch Abwehrmaßregeln auslösen, und so beantragte kürzlich ein amerikanischer Senator, jeder, der den Kindern erzähle, es gäbe kein



Weihnachten im Maschinenraum

Intrigen um Christina

8. Fortsetzung

GESELLSCHAFTSROMAN VON ACEITUNA GRIFFIN

Berechtigte deutsche Bearbeitung von Wilhelm Enix / Copyright 1932 by Literarisches Büro W. Geppert-Plauu, Salzburg 1

„Onkel Herbert hat eben einen wichtigen Brief bekommen. Er spricht gerade mit Tante Honoria darüber. Inzwischen will ich mir noch ansehen, was ich kann. Wo ist Pearl?"

„Eben hinemgegangen. Ich wollte sie mitnehmen, aber sie mag nicht. Also komm, gehn wir allein. Ich will nur eben noch melden, daß wir zum Tee nicht da sind."

Er tat dies, und Honoria nahm die Meldung nach einem Augenblick des Zögerns zustimmend zur Kenntnis. Etwas mußte man dem jungen Mann heute durchgehen lassen, wo er eben erst seinen Hochzeitstag festgesetzt hatte. Schließlich mußte man ihm soviel Zutrauen schenken, Sehenswürdigkeiten zu besichtigen, mit wem er wollte.

So entfernten sich denn die beiden mit offizieller Genehmigung. Lionel behauptete, das Katzenkopfpflaster dieser verwünschten südländischen Städte habe ihn schon ganz lahm gemacht. Er weigerte sich, zu Fuß zu gehen und nahm einen Wagen, der sie zu allen Sehenswürdigkeiten bringen sollte. In der Altstadt ließen sie das Vehikel warten und wanderten zu Fuß die Gäßchen und Stiegen zwischen den alten Häusern auf und nieder. Christina war begeistert. Doch als sie mit dem Vorschlag kam, den Motorenpalast zu besuchen, wurde er widerspenstig, und sagte nein. Nicht genug, daß er sich von seiner Braut überall herumschleppen lassen mußte, sollte er sich auch noch einer anderen zulebe, die gar kein Anrecht darauf hatte, vor den Denkmälern der Vergangenheit langweilen! Ehe noch Christina Einspruch erheben konnte, hatte er sie in das wartende Wägelchen hugfiert und dem Kutscher durch Gebärden bedeutet, aus der Stadt hinauszufahren. Christina hatte nichts dagegen. Sie war es zufrieden, der Küste entlang zu rollen, wo die Klippen unter ihnen in der Sonne purpurn und rotgelb glühten. Durch die Olivenhaine hindurch schimmerte wie ein fernes Traumland im Meer Lacroma, wo einst Richard Löwenherz gelandet, und beide hatten das Gefühl restlosen Glückes.

Bei einer kleinen Osteria machten sie halt und ließen sich ihren Imbiß in den Garten bringen. Hier hatten sie ein kleines Paradies für sich allein. Der Garten endete mit einer zerbröckelnden, von blühenden Schlinggewächsen überwucherten Mauer, die steil ins Meer abfiel. Von einem fernen Kloster kam milder Glockenklang durch die Luft.

Christina stellte ihre Tasse hin und lehnte sich mit einem Aufatmen wunschloser Zufriedenheit zurück.

„Was für ein himmlischer Ort! Bist du nicht froh, Biddles, daß wir hier sind?"

Der Herzschlag des jungen Mannes schien einen Augenblick zu stocken. Es war lange her, daß sie zum letztenmal so zu ihm gesprochen hatte, und er wußte jetzt, was ihm gefehlt hatte. Er antwortete nicht, seine Blicke hingen an ihr. Christina aber sah da, und ihre Augen tranken selig das Wunder der herrlichen Landschaft, und sie wußte nicht, daß ein neues Etwas sich in ihr Leben eingestohlen hatte.

Warum war sie, gerade sie, für ihn so viel, dachte Biddles, der zum erstenmal der nackten Wahrheit ins Auge sah. Sie war nicht sonderlich hübsch, sogar etwas linkisch und nicht gut angezogen; und dennoch hatte sie, sie allein, vom ersten Tag ihres Wiedersehens auf Schloß Morland alle seine Gedanken erfüllt. Jetzt sah er es, und er erkannte die Ursache seiner Unsicherheiten, seiner üblen Launen in den letzten sechs Monaten. In was für eine heillose Verwirrung waren sie da alle geraten.

Christina erhob sich und schritt dem Ende des Gartens zu. Auf der obersten Stufe einer verfallenen Steintreppe, die über die Felsen hinab zum Meer führte, blieb sie stehen. Die Wellen unter ihr, die über den schimmernden Kies des Strandes schäumten, zogen sie an. Sie war völlig ahnungslos, als Biddles seine Arme um sie schlang und sie innig küßte.

Ueberraschung lähmte Christina; aber nicht das allein. Die Natur ihrer Empfindungen für Pearls Verlobten war ihr seit geraumer Zeit ins Bewußtsein getreten. Seit Monaten hatte sie jede Regung dieser Art mit harter Strenge gegen sich selbst unterdrückt. Jetzt überkam sie ein solches Glücksgefühl, daß ihr Wille für einen Augenblick erlahmte. Sie hielt still — doch nur einen Augenblick — dann bäumte sich alles Gute in ihr gegen einen solchen Verrat auf und gewann die Oberhand.

„Pearl!" stieß sie hervor, und versuchte alle ihre Gedanken auf diese eine Vorstellung zu sammeln.

„Ich liebe dich, Kay! Nur dich hab' ich immer geliebt," stammelte er heiser.

„Unsinn, Biddles! Du bist wahnsinnig!" Aber er faßte sie mit festem Griff am Handgelenk.

„Versteh' dich nicht, Christina. Auch du liebst mich — ich weiß es!" Und er hielt sie und küßte sie wieder.

„Laß mich!" Sie hatte sich ihm halb entwunden. „Biddles, das ist ganz ungehörig, was du tust. Du hast eben erst deinen Hochzeitstag festgesetzt!"

Aber Lionel war über solche Bedenken hinaus. Er wußte, man hatte ihn mit List umgarnt, und der Rückschlag war heftig. Er wollte die Fesel sprengen, und auch ihr mußte er die Augen für die Wirklichkeit öffnen. Doch sie entzog sich ihm. „Laß mich, laß mich," wehrte sie ihn ab.

Er jedoch folgte ihr nach, und Christina, ohne zu sehen, wie nahe sie den zerbröckelnden Stufen war, trat einen Schritt zurück, wankte, verlor das Gleichgewicht, griff nach einer Ranke, die unter ihren Händen abriß, und stürzte zwanzig Fuß tief auf den Strand, wo sie wie tot liegen blieb.

Fünfzehntes Kapitel

„. . . doch die Liebe fand den Weg"

„Was habe ich eigentlich verschuldet, daß der Himmel mich so straft!" rief Honoria. „Wären wir doch nie in dieses abscheuliche Land gekommen!"

Das abscheuliche Land bot an jenem Morgen einen unvergleichlich schönen Anblick; aber man mußte es Honoria zugute halten, wenn sie keinen Sinn dafür hatte, denn die Widerwärtigkeiten häuften sich.

Den Hauptgrund der Verlegenheiten bildete Christinas Unfall. Man hatte sie in halb bewußtlosem Zustand in das Hotel zurückgebracht, mit gebrochenem rechten Oberarm, einem verstauchten Fuß und einem Nervenschock. Das Wie und Was konnte niemand herausbekommen, denn Lionels Mitteilungen darüber waren wirr und zusammenhanglos. Er faselte auf eine ganz lächerlich übertriebene Art davon, daß er an allem schuld sei, wo doch nur Christinas eigene Unachtsamkeit den Unfall herbeigeführt haben konnte. Honoria wußte nicht mehr, was sie denken sollte. Dazu war noch der Zeitpunkt so ungünstig wie möglich, denn es hatte sich die Nötigung ergeben, alle Pläne abzuändern.

Der Premierminister, der die Ostern in Venedig verbrachte, hatte Sir Herbert Morland dringend zu sich gebeten. Es handelte sich um ein Komitee zur Untersuchung einer sehr heiklen Angelegenheit, wobei der Kabinettschef auf Sir Herberts Mitwirkung zählte; und auch andere Dinge wolle er mit ihm besprechen. Sir Herbert, obwohl ein angesehener Parlamentarier, hatte nie Gelegenheit gehabt, sich hervorzutun. Daß seine Frau entschlossen war, ihn zum Minister zu machen, wußte er nicht. Und als nun der Brief des Premiers durch ein Schreiben eines einflußreichen Freundes, Honorias Ergänzung fand, insofern als dieser ihr nahelegte, Herbert zu bestimmen, auf die Anregungen des Kabinettschefs einzugehen, da war sie über den einzuschlagenden Weg nicht mehr im Zweifel.

An den albanischen Ausflug war natürlich nicht mehr zu denken, und vielleicht würde Herbert nach der Zusammenkunft in Venedig überhaupt gleich nach England zurückkehren müssen. Es war aber ausgeschlossen, ihn allein fahren zu lassen. Sein beflagenswerter Mangel an Eyrgeiz bedurfte des Ansporns durch seine Frau. Sie mußte also mit nach Venedig. Die Frage war, was mit den anderen zu geschehen habe, wie man sie nach England zurückbringen konnte, ohne die Gefahr gewisser Verwicklungen, die Lady Honoria jetzt mehr denn je zu fürchten begann. Zum Glück war Cornelia da, die sich erbötig machte, diese entsetzliche Christina auf sich zu nehmen. Lionel würde durch seinen albanischen Ausflug in heillosmer Ferne gehalten werden, und Pearl konnte ihre Eltern nach Venedig begleiten. Hier jedoch stieß Honoria auf Widerstand bei Pearl, die erklärte, sie wolle in Ragusa bleiben und malen. Und Lady Morland, die keinen Grund dagegen sah, gab nach.

Man kam überein, daß Lionel die Jacht instand setzen lassen solle, um nach seiner Rückkehr aus Albanien Cornelia und die beiden Mädchen nach England zurückzubringen. Sir Herbert und Lady Morland wollten auf dem Landweg nach Hause reisen. Das war soweit alles recht schön, aber Honoria hatte böse Ahnungen. Diese Heimreise zur See gefiel ihr nicht. Lionels Gebaden nach dem Unfall hatte einen ganz sonderbaren Eindruck gemacht. Der Arzt, zum Beispiel, hatte den aufgeregten jungen Mann für den Bräutigam der Verunglückten gehalten. Das alles beunruhigte Lady Morland in solchem Maße, daß sie das Ungewöhnliche tat, und ihre Schwägerin ins Vertrauen zog.

„Cornelia," sagte sie, „ein Wort streng unter uns: Es muß dir aufgefallen sein, wie sonderbar Lionel sich gestern gebärdete. Ich muß die beiden Mädchen hier zurücklassen. Willst du mir darauf achten, daß mit Christina kein Unfug geschieht?"

„Christina ist eine gute, treue Seele," antwortete Cornelia.

„Gewiß, aber ich bitte dich, halte für alle Fälle die Versuchung von ihr fern, anders als gut und treu zu sein. Ich weiß natürlich nicht, was sich gestern zwischen den beiden zugetragen hat, aber daß es irgendeine Art Flirt gegeben hat, darauf möchte ich schwören. Zum Teil ist ja natürlich Pearl daran schuld, denn sie stimmert sich viel zu wenig um Lionel. Es ist wirklich furchtbar," schloß sie verbittert und mit einem Nebengedanken an Philippi, „was Töchter für eine Plage sein können! Und gerade mir muß das beschert sein, die ich nie welche mochte!"

Cornelia hatte Verständnis für Honorias Bedenklichkeiten und versprach, die Augen offenzuhalten. Auch sie war der Ansicht, daß Pearls Kälte viel zur gegenwärtigen Lage beigetragen hatte; aber wenn sie auch Christinas Gemütszustand längst durchschaut hatte, so nahm sie doch Lionel nicht ernst. Auf jeden Fall war ein Flirt mit der Sekretärin des künftigen Schwiegervaters unter der Nase der Braut eine Unverschämtheit von diesem jungen Mann, und sie mahm sich vor, wachsam zu sein. Eben bot sich eine Gelegenheit, ihm einen Dämpfer aufzusetzen, denn er kam gerade aus der Stadt zurück mit einem mächtigen Bündel Rosen im Arm.

„Der Arzt erklärt ihren Zustand für befriedigend," antwortete sie trocken auf seine etwas unsichere Frage. „Sie fiebert ein wenig und muß in Ruhe gelassen werden."

Dann, um ihm zuvorzukommen, deutete sie auf die Blumen in seinem Arm: „Wie herrlich! Pearl wird entzückt sein, sie schwärmt so für Rosen. Aber ein paar davon wird sie mir abtreten müssen für Christinas Zimmer."

Lionel öffnete den Mund, um zu sagen, daß er die Rosen für Christina gebracht habe; aber er begegnete ihren Augen und schwieg. Er ließ es geschehen, daß sie sechs der schönsten herauszog, dann entfernte er sich mit dem Rest, hilflos und verlegen im Gefühl seiner Unaufrichtigkeit, und mit dem ohnmächtigen Wunsch, von den Morlands loszukommen. Noch an diesem Morgen hatte Lady Morland beiläufig erwähnt, daß in den nächsten Tagen in allen Londoner Blättern das Hochzeitsdatum zu lesen sein werde.

Während er noch dastand und brütete, kam Pearl hinzu und bemächtigte sich der Rosen.

„Ach, wie entzückend, Lionel! Gibst du mir davon ein paar für Christina?"

„Tante Cornelia hat ihr bereits welche gebracht."

„Wie nett von dir, Lionel. Ich werde sie gleich in Wasser stellen, damit sie nicht welken."

Sie sah entzückend aus in ihrem weißen Kleidchen, die Rosen im Arm; ihr Anblick hätte Raimund Crane bezaubert. Auf Lionel wirkte sie anders. Ihre Nähe steigerte sein Schuldgefühl, ihr Geben war für ihn Erlösung. Pearl begab sich, eine Melodie summend, in ihr Zimmer hinauf. Ohne zu wissen warum, war sie glücklich darüber, daß sie nicht mit nach Venedig mußte. Als sie in den Korridor um die Ecke bog, sah sie Frau Benoni, die Hotelwirtin, mit einer alten, lichen Frau in der malerischen Tracht der morlakischen Bäuerinnen vor der Tür ihres Zimmers stehen. Pearl fiel der klassische Kopf der Frau mit dem schönen, starken Profil auf. Sie mußte an die Büste einer römischen Sybille denken, und der ungewöhnliche Gesichtsausdruck der Fremden erhöhte noch diesen Eindruck. Frau Benoni erklärte sofort den Zweck ihres Kommens.

„Hier ist meine Gevatterin Mara Perkowa. Ich habe sie herauf führen müssen, denn sie ist blind. Sie bringt eine Botschaft für Sie."

„Eine Botschaft für mich?" stammelte Pearl, während ihr der Gedanke durch den Kopf schoß, daß es nur eine Person in diesem Lande gab, die ihr eine Botschaft senden konnte.

„Wenn ich mit der jungen Lady in ihr Zimmer kommen darf, will ich alles erklären," sagte Mara in gutem Englisch, und Pearl trat, einer fast gebieterischen Handbewegung der Fremden folgend, zur Seite und ließ Frau Benoni den unerworbenen Besuch zu einem Sitz in ihrem Zimmer geleiten. Doch auch nachdem Frau Benoni sich entfernt hatte, schien die Alte es mit dem Ausrichten ihrer Botschaft nicht eilig zu haben. Sie verharrte unbeweglich, wie in Gedanken versunken, bis Pearl sie sanft erinnerte:

„Was ist es also, was Sie mir zu sagen haben?"

„Verzeihen Sie mir," begann die Frau, wie aus einem Traum erwachend. „Ich habe versucht, mir Ihr Bild vor die Seele zu stellen. Man hat mir gesagt, Sie seien sehr schön, und Ihre Stimme klingt sanft; und Sie sind die Lady, die mein Herr liebt."

Die Unbedingtheit dieser Feststellungen trieb Pearl zum Widerspruch.

„Sie dürfen nicht so zu mir sprechen. Hat man Ihnen denn nicht gesagt, daß ich Braut bin und im Juni Hochzeit habe?"

„Vielleicht werden Sie schon früher Hochzeit haben, süße Lady," sagte die Blinde. „Mir ist die Gabe des Hellsehens verliehen, und wenn auch meine Augen tot sind, vor meinem Geiste fluten Bilder ganz eigener Art. Alles, was meinen Herrn betrifft, zeigt sich mir im voraus. Sein Leben ist mit dem meinen verknüpft. Ich weiß, daß Ihnen Kämpfe bevorstehen und Veränderungen, aber ich glaube, Sie sind einer großen Liebe wert."

Sie hielt inne, ihre erloschenen Augen starrten ins Leere. Pearl, in unbestimmtem Bangen, blieb stumm.

„Und nun meine Botschaft," fuhr Mara fort. „Mein Herr hat das sehnlichste Verlangen, Sie in seinem Hause zu begrüßen. Mein Mann und ich führen unweit des Schlosses eine kleine Herberge. Unsere Gevatterslente hier, die Benonis, schicken uns oft ihre Gäste, die das Innere des Landes sehen wollen. Ich habe in England gedient und verstehe mich darauf, es den Fremden behaglich zu machen. Warum wollen nicht auch Sie einmal unser Gast sein?"

„Ich bin überzeugt, daß Ihr Gasthof entzückend ist," erwiderte Pearl eilig. „Aber ich kann nicht kommen. Meine Eltern reisen

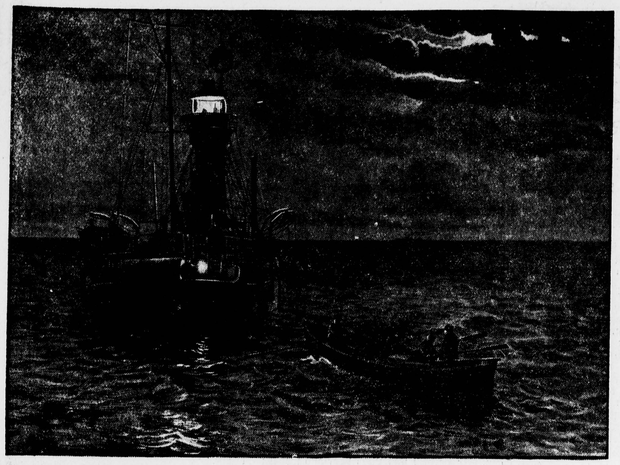
Gloria im Bergwerk

Ist dort nicht ein Stern gefallen
Mitten in die Stadt voll Ruß?
Feueröfen, grelle Hallen
Spiegeln sich im schwarzen Fluß.
Ketten poltern, Bremsen knacken,
Männer hinter Kohlen gehn:
Hier wird hartes Brot gebacken,
Niemand hat den Stern gesehn. —

Tief in finstrer Schächte Rinne
Schuftet einer unter Tag,
Hält mit seiner Hacke inne,
Nur sein Herz ist Hammerschlag:
„Knie ich auch in schwarzen Gräften,
In mir brennt ein scheues Licht;
Laß mich still die Kappe lüften,
Heiland, ich vergeß dich nicht!" —

Und dann hackt er wieder Kohlen,
Wischt sich nassen Staub vom Mund,
Im Gebälk vergaster Sohlen
Tat ein Gloria sich kund. —
Feueröfen, grelle Hallen,
Finsternis auch tags im Land:
Ach, der Stern war hingefallen,
Dort, wo unser Kampel stand. —

Heinz Steguweit



Weihnachts-Verproviantierung des Leuchtschiffes

morgen ab, und meine Base hat einen Unfall erlitten. Meine Tante und ich müssen bei ihr bleiben."

„Die Tante muß, aber die junge Lady muß nicht," sagte Mara unbewegt.

Pearl fühlte, daß das Gespräch anfing, lächerlich zu werden. Wozu dieser alten Wänerin, die sie nie zuvor gesehen hatte, Rede und Antwort stehen? Doch die toten Augen der Frau hielten sie wie in hypnotischem Banne fest. Gegen ihren Willen sagte sie wie hilfesuchend:

„Man würde es nicht verstehen, wenn ich ohne Grund in diesem fremden Lande allein reiste."

„Gewiß," gab Mara zu. „Aber das ist nicht nötig, denn es trifft sich, daß zwei Damen, die hier im Hotel wohnen, in wenigen Tagen zu mir kommen. Warum wollen Sie sich diesen Damen nicht anschließen?"

„Das geht nicht," antwortete Pearl. „Nichten Sie Lord Crane von mir aus, daß es mir leid tut, ich kann nicht kommen."

„Sie können und Sie werden," sagte Mara. Sie erhob sich, denn draußen wurde das Geräusch herannahender Schritte hörbar. „Stehen Sie das Glück nicht von sich. Dort harrt es Ihrer."

Ein bescheidenes Pochen meldete die Rückkehr der Wirtin. Pearl führte ihren Besuch nach der Tür.

„Ich halte ein Zimmer für Sie bereit. Sie brauchen sich nicht vorher anzuziehen." Damit ging sie, und Pearl kehrte in ihr Zimmer zurück, bemüht, den Eindruck zu verwischen, den die Unterredung auf sie gemacht hatte. — Mara schritt, die Hand leicht auf den Arm der Gevatterin gelegt, den Flur entlang. Am Kopfende der Treppe begegneten sie Lady Morland, die heraufkam.

„Oh, Frau Benoni, ich bin eben auf der Suche nach Ihnen. „Sir Herbert und ich reisen morgen ab."

„Ich stehe sofort zu Diensten, Mylady," sagte die Wirtin. „Nur einen Augenblick, bis ich meine Gevatterin die Treppe hinuntergeführt habe, sie ist blind."

So sprach Frau Benoni, nicht ohne Aufregung, wie sie später ihrem Gatten gestand, denn sie konnte sich nicht erklären, was plötzlich über Mara gekommen war. Die sonst so teilnahmslose Frau hatte plötzlich mit fast schmerzhaftem Griff ihren Arm gepackt und wie im Fieber zu zittern begonnen.

„Was fehlt dir, Mara?" fragte Frau Benoni die Gevatterin. „Bist du krank?" Und sie führte sie in ihr Zimmer hinter dem Büro und brachte ihr ein Glas Wermut. Aber Mara war in einer sonderbaren Gemütsverfassung, sie wies alles ab und starrte vor sich ins Leere, immer wieder zitternd und unverständliche Worte murmelnd. Sehr beunruhigt rief Frau Benoni ihren Marco und den alten Viro Perko, Maras Ehebetrn, die draußen zusammen bei einem Glase Wein saßen, und man beruhigte Mara mit Frauenworten.

„Was hast du? Sag' doch!" drang sie in sie; und schließlich gewann Mara die Sprache wieder und fragte:

„Wer war die Dame, die vorhin auf der Treppe mit dir sprach?"

„Das war Lady Morland."

Mara schüttelte den Kopf.

„So hieß sie nicht, als ich zuletzt ihre Stimme hörte. Aber ich erkannte sie sofort. Die ist es, die meine Herrin in den Tod getrieben hat. Als ich ihre Stimme vernahm, wich die Finsternis von mir und ich sah. Ein Frevel ist verübt worden. Jetzt endlich kommt die Vergeltung. Gottes Mühlen mahlen langsam!" Sie faltete die Hände vor der Brust und starrte schweigend ins Leere.

Frau Benoni bekreuzigte sich.

„Aber sie ist eine sehr vornehme Dame," begütigte sie ihre Gevatterin. „Sie zahlt gut und schaut nicht auf die Preise." Im Stillen beglückwünschte sie sich, daß Mara ihre unzeitgemäßen Visionen so lange für sich behalten hatte, bis die gutzahlende, vornehme Dame fort war. „Sie ist die Mutter der jungen Lady," fügte sie unvorsichtig hinzu.

Doch diese Zufallsbemerkung versetzte Mara in neue, noch viel heftigere Erregung. Sie schlug sich an die Brust und rief alle Heiligen zum Zeugen des Verhängnisses an und wurde so heftig, daß die Benonis froh waren, als sie ihr endlich in ihr Bauernwägelchen helfen konnten und sie an der Seite ihres Vito davonrattern sehen. So stolz man sonst auf die hellseherischen Kräfte der Gevatterin war, hier waren sie lästig.

Während der nächsten zwei bis drei Stunden waren die Morlands durch die Vorbereitungen für die Abreise in Atem gehalten. Endlich war alles fertig und die letzten Anordnungen und Ermahnungen waren gegeben. Lionel, den das Gewissen drückte, tat sein Bestes, um sich nützlich zu machen. Niedergeschlagen und unglücklich, wie er war, hielt er sich doch streng an die Erfüllung aller Pflichten und gesellschaftlichen Formen dieser lästigen, aber heilsamen Wegweiser im Leben. Das ermöglichte es ihm, während er innerlich von widerstreitenden Empfindungen hin- und hergerissen wurde, nach außen hin alle Aufmerksamkeit an den Tag zu legen, die man von einem künftigen Schwiegersohne billigerweise erwarten konnte, und Lady Morland reiste einigermaßen beruhigt ab.

Cornelia und Pearl waren inzwischen mit den von Mara erwähnten beiden Damen näher bekannt geworden. Es waren zwei Französinnen, Mutter und Tochter, die auf dem Wege nach Athen hier Station machten. Sie waren gleichzeitig mit den Morlands in Ragusa eingetroffen und spielten Bridge, nicht eben gut, aber, wie Cornelia sagte, besser, als den ganzen Abend Daumen drehen. Pearl hielt trotz ihrer Abneigung gegen Kartenspiele aus Gefälligkeit mit. Madame de Soubise war von der jungen Engländerin begabert, die nicht nur durch ihre Schönheit, sondern auch durch ihr liebenswürdiges Wesen von ihren meist etwas steifen Landsmännnen vorteilhaft abstach. Auch die gegenseitige Zurückhaltung zwischen den Verlobten fand Madame de Soubise am Platz. Eine Vernunftehe im französischen Sinne, meinte sie, und daher glückverheißend.

Lionel sollte, wie allgemein angenommen wurde, sogleich nach Albanien abgehen; doch er beeilte sich nicht mit den Anstalten zur Abreise. Cornelia hielt ein wachsames Auge auf ihn. Mit ihrer Patientin ging es nur recht langsam vorwärts. Es war klar, daß sie nebst dem körperlich auch noch gegen ein seelisches Uebel anzukämpfen hatte. Cornelia war entschlossen, sie nicht früher aus dem Zimmer zu lassen, als bis Comberton unterwegs nach Albanien war. Ihre Gefühle schwankten zwischen ihrer Zuneigung zu Christina und ihrer Familienanhänglichkeit. Schließlich entschied sie sich dahin, daß die Liebe etwas Flüchtiges und Unwirkliches sei und daher dem Familieninteresse hintanstehen müsse.

Ganz von Christina und Lionel in Anspruch genommen, verschwendete sie keinen Gedanken an Pearl. Eine Froschnatur — urteilte sie — uninteressant und daher wenig beschwerlich. Zum Glück für ihre Ruhe konnte sie nicht sehen, wie Pearl auf dem Balkon ihres Schlafzimmers stand und einen Brief las, der auf geheimnisvolle Weise auf ihren Puttisch gekommen war. Der Brief trug keine Unterschrift.

„. . . morgen um drei Uhr erwarte ich Sie im Kreuzgang des Klosters. Sie werden nicht so hart sein, mir eine kurze Unterredung zu verweigern."

Pearl stand auf dem Balkon und blickte hinunter auf die im Mondenlicht schlummernde Stadt. Diese Hochburg der Romantik, einst die Götterstadt genannt, hatte in ihren Mauern wohl schon zahllose Liebende gesehen, die nun längst unter dem Hügeln Rasen ruhten. Hatten die wohl alle den sicheren Pfad gewählt? Und wenn nicht, waren sie dabei gut gefahren?

Wenn sie nun das tat, was allein sie tun durfte, wenn sie ihm die Zusammenkunft abschlug, würde sie nicht später sich ihrer Weisheit freuen, sobald das Blendwerk verraucht und sie wieder zurück in England war, wo alles wohlgeordnet, nüchtern und fest gegründet stand? War es der Mühe wert, um einiger romantischer Zusammenkünfte willen Gott weiß was für Gefahren auf sich zu nehmen? Denn ungefährlich war es nicht, wie sie wohl wußte. Sie erkannte die außerordentliche Macht, die Raimund Crane über ihr Gemüt hatte, durch die Glut seiner Leidenschaft, durch seine Schönheit, durch sein tragisches Schicksal. Sie fühlte ein fast unüberwindliches Verlangen, die Hand nach jenem Etwas auszustrecken, das hier vor ihr lag, und das die glänzende Zukunft in England ihr nicht geben konnte. Sie dachte an Lionel, wie er heute mit ihr ausgegangen war, in Erfüllung seiner Pflicht, nicht im mindesten bewegt durch ihre Gegenwart, achtlos ihrer Schönheit. Er würde ein braver, ein gleichgültiger Gatte sein, der sich seine Jagd angelegen sein ließ und die Bewirtschaftung seiner Güter. Tödlich langweilig würde es sein. Aber es befriedigte die Familie, jedermann billigte es. Das andere war unmöglich . . . Pearl brach in Tränen aus.

Die Romantik hatte den Sieg über die bürgerliche Vernunft davongetragen, als sie am anderen Tage, bis zur letzten Minute mit sich selbst kämpfend, heimlich das Hotel verließ. Sie kam im Schatten des verödeten Kreuzganges an. Eine Gestalt erhob sich und trat auf sie zu.

***

Es fügte sich alles so wunderbar leicht. Als man nach dem Diner mit Madame de Soubise beisammen saß, bemerkte Pearl, daß sie die Damen um ihren Ausflug beneide. Madame de Soubise, die mit Lionella als Partnerin an jenem Nachmittag gegen zwei Amerikanerinnen Bridge gespielt hatte und sich um fünfhundert Franken reicher fühlte, war in überschwenglicher Laune und antwortete lebhaft: „Dann kommen Sie doch mit uns und malen Sie Ihre entzückenden Bilder."

Tante Cornelia hatte nichts dagegen, und Lionel meinte zerstreut, es sei eine ganz gute Idee. Während die Damen das Weitere besprachen und eine neue Bridgepartie vorbereiteten, machte er sich davon.

Oben auf ihrem Zimmer lag Christina mit fieberglänzenden Augen, von der Qual ihrer Gedanken hin- und hergeworfen. Zu den Wundschmerzen gesellte sich der Stachel des Gewissens. Sie wußte wohl, daß sie an dem Unfall keine Schuld trug, aber sie gedachte jenes Augenblickes seliger Vergessenheit. Doch Pearl war ihre Freundin! Als alle sie vernachlässigten, hatte Pearl, die geseierte Schönheit, für sie Zeit gefunden und sie mit eingeschlossen, wo sie sonst ausgeschlossen geblieben wäre. Ihr Dank war nun diese Treulosigkeit. Eines war sicher: sie durfte nie mehr mit Biddles allein sein, und die Rückreise würde sie nicht auf seiner Jacht machen. Heiße Tränen rollten ihr über die Wangen.

Und dann pochte es an der Tür, und als sie, in der Meinung, es sei das Stubenmädchen, „avanti" rief, ging die Tür auf, und wer da stand, war Biddles.

Er hatte, von der Gesellschaft abgesondert und allein auf der Terrasse, das Gefühl gehabt, es nicht länger aushalten zu können, kein Wort mit Christina zu sprechen. Und ganz unüberlegt war er ins Haus geeilt und die Treppe hinaufgelaufen. Jetzt stand er da und starrte nach dem von wirren Locken umgebenen, fieberroten Gesicht, das sich sprachlos aus den Kissen hob.

„Was willst du, Biddles!" rief Christina. „Dich sehen, nur fragen, wie es dir geht und ob du mir verziehen hast."

„Geh! Geh sofort!" rief Christina sehr hitzig. „Du hast hier nichts zu suchen."

„Ich weiß, aber mir war so bang nach dir und so elend."

„Es geht mir schon viel besser, ich danke dir. Aber, bitte, geh!"

„Christina, ich liebe dich," sagte Biddles und trat einen Schritt näher. „Sag, daß auch du mich liebst und laß mich's Pearl sagen."

„Ich liebe dich nicht," fuhr Christina auf. „Ich hätte nie geglaubt, daß du so schlecht sein kannst! Was würden Tante Cornelia und Pearl denken, wenn sie dich hier sähen? Sie waren immer so gut zu mir, und es ist nicht meine Schuld . . . und . . . und . . ." schluchzte Christina, schwach und fieberend und verstört, „ich hasse dich!"

„Ich so! Dann hab' ich mich also wieder mal getäuscht. Fürchte nichts mehr von mir."

Damit entfernte er sich, und gleich darauf kündigte er der Gesellschaft unten an, daß er am nächsten Tage nach Albanien abreise. Cornelia vernahm dies mit Befriedigung und Beifall. Erleichterten Herzens ging sie hinauf, um ihre Patientin für die Nacht zu versorgen, war aber nicht wenig entsetzt über ihre brennenden Wangen. Den Grund ihrer Aufregung konnte sie freilich nicht ahnen.

Das Mädel grübelt zu viel, dachte sie. Sobald dieser junge Mann fort ist, muß sie aus dem Bett.

„Tante Cornelia," sagte Christina unvermittelt. „Ich möchte auf dem Landweg nach Hause fahren . . . ich fürchte mich vor dem Meer . . . Onkel Jasper wird mir das Geld zur Reise leihen."

„Darüber sprechen wir noch," fiel Cornelia ihr lebhaft ins Wort. Bei sich selbst dachte sie aber, daß das paradiesische Ragusa mit seiner herrlichen Lage und seinen wundervollen Klima nicht vermocht hatte, auf diese Leute einen günstigen Einfluß auszuüben.

Am folgenden Tage schienen die Dinge übrigens eine freundlichere Wendung zu nehmen. Zunächst war es Cornelia eine Freude, den nach Albanien abreisenden Lionel ein Lebewohl zuzuwinken; und später am Tag, als sie Pearl mit den Damen de Soubise im Auto um die Ecke biegen sah, war sie auch nicht böse. Sie hatte nun Muße, die letzten Tage auf ihre eigene Art zu genießen, und konnte sich auch mehr der Pflege und Unterhaltung Christinas widmen.

Sechzehntes Kapitel

Gefahr

„Ich für meine Person," sagte Madame de Soubise von ihrem Buche aufblickend, „lehe keinen Anlaß, noch länger hier zu bleiben. Ich langweile mich hier."

Sie sah mit ihrer Tochter auf der Terrasse des Bergwirtshauses und blickte mit stumpfen Augen in die herrliche Landschaft. Das Haus lag hoch an einer Berglehne, scheinbar in so gefährlicher Nähe eines Felsabsturzes, daß man meinen konnte, der nächste starke Wind werde es hinunterwehen. Landeinwärts, in feindseliger Ferne, blaute eine Bergkette, und weithin nach Westen schimmerte das Meer mit seinen purpurnen Inseln. Auf Madame de Soubise, die ohne Gesellschaft an der Welt kein Vergnügen fand, wirkte diese Schönheit nicht. Sie war durch Umstände in Ragusa festgehalten und wartete mit Sehnsucht auf die Nachricht, die ihr die Fortsetzung ihrer Reise ermöglichen sollte.

Mademoiselle de Soubise hob ihre Augen von ihrem Stickrahmen. Sie war schwarz und häßlich, etwa dreißig Jahre alt. Die Schulden eines verschwenderischen Bruders hatten ihre Mitgift aufgezehrt, weshalb sie nicht zum Heiraten gekommen war und ihr Leben als geborene Dienerin einer anspruchsvollen Mutter verbringen mußte. Ihre Leidenschaft war die Kunststickerei, und ihre Leistungen auf diesem Gebiete waren hervorragend. Das Reisen machte ihr kein Vergnügen. Für landschaftliche Schönheiten hatte sie kein Sinn — aber wo maman hinging, dort mußte auch die Tochter hingehen.

„Du hast recht, maman, es ist hier nichts zu holen," stimmte sie ihrer Mutter bei.

„Aber Miß Morland ist nicht dieser Ansicht," bemerkte Madame de Soubise. „Ein merkwürdiges Mädchen mit ihrem Himmel für Malerei. Ich kann das nicht verstehen."

„Hat sie uns nicht künstlerischen Punkten schon etwas gezeigt?" fragte, von einem unbestimmten Zweifel beschlichen, Madame de Soubise ihre Tochter.

„Ja, in Ragusa. Es waren ganz nette Sachen darunter."

„Und hier nicht?"

„Nein. Ich bot sie, mir ihre Skizzen zu zeigen, aber sie sagte, es sei ihr hier noch nichts geglückt."

Madame überlegte. Wäre es denkbar? Doch nein. Hier in dieser Wildnis, wer sollte hier . . .

„Dann wird sie sich beeilen müssen. Der Brief von Maurice kann jeden Augenblick eintreffen. Und sei versichert, ich reise mit dem nächsten Dampfer." Damit wandte sie ihre Aufmerksamkeit wieder ihrer Lektüre zu.

(Fortsetzung folgt)

Heiliger Abend in der Skihütte

Wem lacht da nicht das Herz im Leib, wer denkt da nicht an sausende Abfahrten, schneidende Kälte, stiebenden Schnee und pfeifende Brettl'l? Hell jubele ich das Lied in den wonnigschönen Wintertag hinaus. Alles Unschöne ist vergessen, unter mir sprüht der Schnee. Eine schmale blaubeschattete Spur lasse ich hinter mir und nehme die Freude mit, mit vollen Armen. Ich bin heuer der erste auf der Hütte. Weihnachten wollen wir feiern. Inmitten der Berge, des weißen Paradieses. Im Tal am Fels die Hütte sieht aus wie ein Gnom, der eine weiße Kappe auf hat. Hart an der Hütte mache ich einen scharfen Christiania, daß der Schnee wie eine Wolke aufstäubt. Mühsam wurstele ich den großen Schlüssel auf der Tasche. Behäbig knarrend begrüßt mich die Hüttentür und ächzt auch mal leise dabei und meint, ja, das Alter. Ich glaube, so in Gedanken hat sie mir auch die Hand gegeben. Oh, wir verstehen unsere Hütte und hängen an ihr. Wenn wir zu arg toben, knacken die Bretter und die Fensterläden zappeln erregt. Nun freut sie sich, daß die Skifahrer wiederkommen, die lustigen Gesellen. Zuerst Feuer machen, damit die andern eine warme Stube vorfinden, wenn die kommen. Spät am Abend kommen die endlich, verfroren, heiß in Haaren und Kleidern und mit roten Backen. Acht Tage ohne Arbeit, ohne Hast und ohne Großstadthetrieb.

Weihnacht. Ob das Christkind auch zu uns kommen wird?

Bald riecht es nach Bratkartoffeln und Skiwachs. Was macht es, daß mit dem Messer, mit dem eben noch Stiwachs geschnitten wurde, nun die Butterbrote geschmiert werden? Gimerweise wird der Schnee für das Teewasser geschmolzen. Wir haben ja genug, und schon fällt neuer vom Himmel. Lange dauert es, bis die Rucksäcke verstaut sind. Was da wohl alles drinnen ist? Jeder möchte gern fragen, aber es wird ja Weihnachten! Noch einen Tag, dann — —.

Es hat geschneit, die ganze Nacht. Das Gelände vor der Hütte hat weiße Kuppen auf, wenn man bläst, fliegt aller Schnee weg. Pulverschnee. Die Brettl'l werden gewachselt, dann gehts hinaus in den kalten Wintermorgen. Nachmittags suchen wir zu viert ein Weihnachtsbäumchen. Das ist ziemlich schwierig, da alles tief verschneit ist. Lange kriechen wir in dem Unterholz herum, bis wir das richtige gefunden haben. Vereinigt schütteln uns die Bäumchen ihre schwere, kalte Last in den Nacken. Jedesmal wird dies mit lautem Hallo beantwortet. Endlich haben wir eins. Schön ist es. Die Spitze zeigt wie ein Zeigefinger nach oben. In rascher Fahrt geht es nun der warmen Hütte zu. Während bringen wir die Bretter an ihren Platz. Dann wird der Baum geschmückt. Lange Silberfäden und weiße Kerzen zieren ihn. Lustig schaukeln und schwanken die Aeschen, als ob sie sich über den Schmuck freuten. Sogar ein Apfel kommt dran. Jemand zaubert sogar ein weißes Tischtuch aus der Tiefe des Rucksacks.

Schnell schnallen wir nochmal die Bretter an die Füße und fahren gemeinsam in den schönen, kalten Abend. Die ersten Sterne kommen. Eine Ruhe umgibt uns, die dem Menschen wohltut, der die Natur liebt und damit Gott den Schöpfer. Leise knirscht der Schnee unter unsern Brettern.

Tief unten im Tal verhallen die letzten Glockentöne.

Es ist kalt. Wer zuerst an der Hütte ist, darf den Baum anzünden. Wie die Wilden sausen wir in tiefer Hocke dicht hintereinander den steilen Hang hinunter. Wer zuerst durchs Tor kommt, der hat schon gewonnen. Jetzt kommt der Zaun, das Hindernis. Drei reißen einen scharfen Christiania um die Ecke. Und einer setzt in Schneidigem Geländesprung über den Zaun. Er hat das Veranlagen.

Weiche Klampfentöne durchziehen den Raum. Vier Paar Augen strahlen mit dem Weihnachtsbaum um die Wette. Die Fensterscheiben sangen vor Rührung zu weinen an. Und dann wird ausgepackt. Was die Rucksäcke alles bergen, Kleinigkeiten sind es, aber Freude machen sie. Wir freuen uns wie die kleinen Kinder. Die Weihnachtslieder sind verklungen. Jetzt schwingen die Schlafsackfetzen durch den Raum. Jemand liest etwas vor. Dann träumen wir von unsern Lieben, die nicht dabei sein können.

Spät treten wir nochmal vor die Hütte. Unter unsern Füßen knirscht der Schnee. Ueber uns ist der weite funkelnde Sternhimmel. —

Weihnacht — —.

Die lange Skihose

Skizze von G. W. Beyer

Früher war das immer so gewesen, daß ein paar Wochen vor dem Fest der Vater sich im Kreise seiner Familie umsah: „Na, Mutter, was schenkst Du mir denn zu Weihnachten? Und was bekomme ich von Dir, Tochter?"

Eine genaue Antwort erhielt er zwar nie. Und doch genügte ihm vollständig, was „seine Frauen" ihm sagten: „Ach, Vater, sei doch nicht immer so neugierig!"

Dieses Jahr aber zogen sie bedauernd die Schultern hoch: „Wovon sollen wir Dir etwas schenken? Das Haushaltsgeld ist knapp, und Taschengeld gibt es fast gar keines mehr. Dieses Jahr wirst Du verzichten oder Dir selbst etwas schenken müssen."

Der Vater hielt es für richtiger, auf die etwas überflüssige Begründung nicht zu erwidern. Denn einmal stimmte das mit dem Haushalts- und mit dem Taschengeld, und zum andern Teil wußte er, daß eine Unterhaltung über diesen heiklen Punkt doch niemals zu einem erspießlichen Ende führen würde.

Er schwieg also, und da er zu Weihnachten nicht ganz leer ausgehen wollte, so beherzte er den freundlichen Rat seiner Familie und kaufte sich sein Geschenk selbst. Der schöne Winter, den die Wettermacher der Menschheit versprochen hatten, veranlaßte ihn, seine alten Bretter vom Boden herunter zu holen. Dabei fiel ihm ein, daß sein Skianzug unter dem Tannenbaum auf dem Platz des Vaters, und der Hausherr war sehr stolz darauf; „Na, da seht Ihr es, ich bekomme auch ohne gütige Mithilfe etwas zu Weihnachten. Was meint Ihr dazu? Gefällt er Euch?"

O ja, die Frauen hatten am Anzug nichts auszusetzen. Sie besahen ihn von allen Seiten. Der Stoff war gut, und da kein Preis mehr daran stand, so konnten sie in dieser Hinsicht leider keine Kritik üben.

Aber dann schlugen sie beide die Hände zusammen: „Vater, wir haben uns doch gleich gedacht, daß du dir etwas hast aufschwätzen lassen. Sieh dir einmal die Hose an! Die ist ja viel zu lang, mindestens um zehn Zentimeter." Triumphierend hielt ihm die Mutter das Beinkleid entgegen.

Der Mann besah sich die Sache, hielt die Hose vor den Bauch, sah melancholisch an seinen zu kurzen Beinen hinunter. Es stimmte, die Hose war entschieden zu lang. Traurig legte er das Beinkleid wieder auf den Gabentisch: „Masa . . ." Er sagte nicht mehr, weil er sich nicht am Heiligabend ärgern wollte. Aber das eine Wort war schon genügend Eingeständnis seiner Niederlage. —

Am nächsten Tag fiel ihm, nachdem er bis in den Morgen hinein geschlafen hatte, seine Hose wieder ein. Er wollte ja am zweiten Festtag über das Jahrende in die Berge zum Skifahren. Und nun war das dumme Möbel zu lang. Da blieb nichts anderes übrig, als daß die Frau die Hose kürzer machte. Also meinte er freundlicher als sonst: „Mutter, du schneidest doch die Beine ab und kümmst die Sache wieder?"

Die Frau sah ihn erstaunt an: „Mein Lieber, ich muß mich doch sehr wundern! Du verlangst von mir, daß ich mich am ersten Festtag hinsetze und deinen Fehler wieder gut mache! Nein, das ist zu viel verlangt. Außerdem weißt du genau, daß Brands heute nachmittag zum Kaffee kommen, und da habe ich gar keine Zeit. Ueberleg in Zukunft das Hosenkaufen uns! Dann passiert dir so etwas auch nicht."

Der Vater verzichtete in Anbetracht der Feiertage auf eine weitere Unterhaltung. Dafür ging er ins Nebenzimmer, wo seine Tochter vor ihrem Schreibtisch saß: „Kind, willst du mir nicht einen Gefallen tun? Mach' mir doch die dumme Hose um zehn Zentimeter kürzer!"

Die Tochter legte den Kopf bedauernd auf eine Schulter: „Vater, ich habe gar keine Zeit. Du weißt doch, daß ich mich mit Kurt Seifer verabredet hatte, und ich muß jetzt gleich gehen. Uebrigens solltest du das Hosenkaufen in Zukunft wieder uns überlassen. Du verstehst nichts davon."

Der Abgewiesene wollte irgend etwas von ungeratenen Kindern brummen. Er unterließ es aber, einesteils weil doch Weihnachten war, anderenteils weil ihm die Emma, die Perle in der Küche draußen, einfiel.

„Emma", sagte er also liebenswürdiger als sonst, „Emma, sie tun mir heute doch sicher einen Gefallen und machen mir die Hose um zehn Zentimeter kürzer."

Die Perle sah den Hausherrn etwas stark von der Seite an: „Ick mir leid, ich hab' heut' endlich mal Ausgang. Da will ich keine Hosen nähen. Außerdem sollten Sie in Zukunft die Damen die Hosen kaufen lassen. Die verstehen das besser."

Der Hausherr war dem Platzen nahe. So eine Frechheit von der ganzen Gesellschaft! Er platzte aber nicht, weil die Emma doch seine letzte Hoffnung blieb. Er wußte sogar zu schmeicheln: „Emma, einmal können Sie mir schon den Gefallen tun. Ich gebe Ihnen auch drei Mark. Ich kann ja sonst morgen nicht fortfahren."

„Na ja", sagte die Perle. „Legen Sie die Hose man auf Ihr Bett! Ich komme heute abend früher nach Hause und mach' sie dann fertig."

Der Hausherr atmete erleichtert auf. Sein Skiausflug war gerettet. Vergnügt pfeifend zog er sich an, um seinen gewohnten Spaziergang nach dem Essen zu machen. Befehlsmäßig ließ er die Skihose auf dem Bett zurück.

In zwischen sah die Frau allein in der Stube, hielt die Hände im Schoß, und eine verföhnlichere Stimmung überkam sie: „Es ist ja Weihnachten, und der Mann hat mit seinem Berger Strafe genug gehabt. Ich will ihm die Hose fertig machen."

Merkwürdigerweise kam die Tochter früher als erwartet nach Hause. Denn unterwegs hatte sie Gewissensbisse bekommen: „Du hast den Vater doch nicht so behandeln, wie der gute Mann es verdient. Du hättest seine Hose in Ordnung bringen müssen." Wie ein Heinzelmännchen schlüpfte sie in das Schlafzimmer des Vaters, fand die Hose auf dem Bett und verschwand für eine Stunde in ihrem Zimmer.

Am Abend hatten die Frauen Grund, sich über ihre Perle zu wundern: „Mutter, was mag nur mit der Emma los sein, daß sie auf einmal so fleißig ist und am ersten Feiertag auf der Maschine näht? Hörst Du sie draußen in der Küche?" — „Es wurde höchste Zeit", meinte die Mutter, „daß sie ihre Sachen in Ordnung brachte." Damit schien die Sache erledigt.

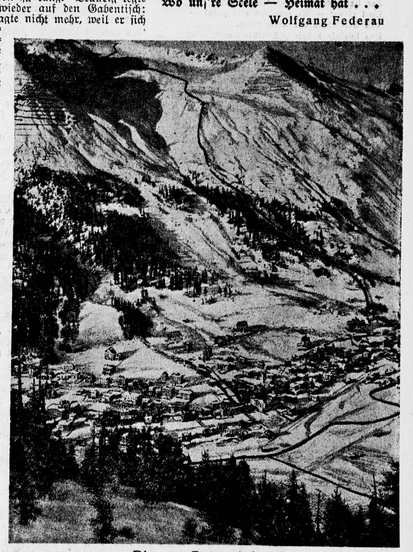
Das dicke Ende kam erst hinterher, als der Vater seinen Rucksack gepackt hatte und sich nach seiner Skihose umsah.

Sie ging ihm gerade noch bis an die Knie.

Aus dem Skiausflug wurde nichts.

Im Zauber des Winterwaldes

Eine schöne Aufnahme aus dem deutschen Hochgebirgswald, der nach den ersten ergiebigen Schneefällen jetzt einen unvergleichlichen Anblick bietet.



Die neue Parsennbahn

Parsenn, das schönste Skigebiet der Alpen, ist jetzt durch eine neue Bergbahn allen Freunden des Wintersports mehr als bisher erschlossen worden. Die Drahtseilbahn ist auf der ganzen Strecke von Davos-Dorf bis Weißfluhjoch in Betrieb genommen worden. Die Bahn hat eine Länge von 4,1 km und befördert die Teilnehmer in 20 Minuten ins Skigebiet. — Auf unserem Bilde ist der Verlauf der Bahnstrecke vom Tal bis zum Gipfel eingezeichnet.

Du Stille Nacht

Du sinkst so leise auf die Erde,
Wie Schnee aus grauen Wolken fällt.
Vor deiner segnenden Gebärde
Besänftigt sich der Lärm der Welt.
Vergessen ist, was sonst hienieden
Den Tag mit Gram und Angst beschwert.
Du bringst die Stille und den Frieden,
Den jedes Menschenherz begehrt.

Du nahst dich nicht mit Sturm und Winden,
Nur Glocken künden sanft dich an.
Du weißt uns überall zu finden,
Niemand, der dir entgehen kann.
Du fährst, die in der Irre schreiten,
Mit leiser Hand ins Vaterhaus
Und frömst, nach so viel Dunkelheiten,
Des Lichtes Fülle um uns aus.

Dein Mantel strahlt im Kerzenschimmer,
Und Sterne leuchten deinem Gang.
So du uns nahst, da sind wir nimmer
Verzagt und hoffnungsarm und bang
Du lehrst uns glauben und vertrauen
Lehrst uns're Augen, stumpf und matt,
Leuchtenden Blickes dorthin schauen,
Wo un're Seele — Heimat hat . . .

Wolfgang Federau

Für Kleinen Leute

Der Himmelsbaum

Im Himmel steht ein Tannenbaum,
So groß — die Spitze sieht man kaum.
Auf diesem Baume drängt sich dicht
An allen Zweigen Licht bei Licht.
Und jedes Lichtes hellen Schein
Bewacht ein kleines Engelein.
Ihr fragt, was das für Kerzen sind?
Solch Licht hat jedes Erdenkind,
Denn, wenn es ward geboren kaum,
Flammt auf der Schein am Himmelsbaum.
Der kleine Engel, der's bewacht,
Sitzt brav daneben, Tag und Nacht.
Und wenn das Kind hübsch artig war,
Dann brennt die Flamme hell und klar.
Das Englein, das hat gute Zeit
Und schaukelt sich zum Zeitvertreib.
Doch wenn das Kind nicht brav sein kann,
Dann fängt das Licht zu flackern an,
Und wenn es gar verlischt, o Graus —
Weint's Englein sich die Augen aus.
Es fliegt voll Angst und auf der Stell'
Zur Baumesspitze möglichst schnell.
Dort glänzt — ihr seht ihn alle gern! —
Von Bethlehem der helle Stern.
Das Englein bittet „Christkind mag',
Gibst du mir ein paar Strahlen ab!"
Damit fliegt es dann schnell zurück,
Steckt's Lichtlein wieder an zum Glück.
Du kleiner Schlingel glaubst das nicht?
Gib acht — jetzt flackert schon dein Licht!

Für kleine Bastler

Lustiger Hühnerhof

Wer in diesem Jahre von seinem Weihnachtsteller nichts anderes mehr übrig ließ als die leeren Nußschalen, braucht sie nicht achtlos

fortzuwerfen. Wir basteln uns nämlich einen lustigen Hühnerhof daraus.

Vorbedingung ist, daß die Nußschalen aus gleichmäßig und glatt geöffneten Hälften bestehen. Zwei große, ungeöffnete Walnüsse bilden den Rumpf von Hahn und Henne, vier kleinere Schalenhälften die mit Plastelin angeklebten Flügel. Mit dem Messer wird vorsichtig eine schmale Oeffnung in den Rumpf gemacht — genau zwischen die Schalenhälften —, damit wir den stattlichen Hahnenschweif aus buntem Papier einsetzen können. Die Köpfe sind aus Haselnußschalen, mit Plastelinschnäbeln und bunten Kämmen. Für die Streichholzbeinchen müssen vorsichtig Löcher gebohrt werden. Die Küken sind aus kleinen Walnüssen und kleineren Haselnüssen gebastelt. Nette kleine Pappstellerchen als Standflächen vervollkommnen den lustigen Hühnerhof.

Adele und die Rosine

Ein Weihnachtsmärchen

Die kleine Weihnachtsfliege Adele summte um den festlich gedeckten Kaffeetisch unter dem Christbaum. Sie langweilte sich entsetzlich. Dämmerung lagerte im Weihnachtszimmer, es roch betäubend nach Tannenharz, Wachs und süßem Honiggebäck.

„Ich werde mal die dicke Rosine dort ein wenig kitzeln", beschloß Adele, und flog mitten in die Zuckerkruste des verführerischen Stollens, der opferbereit in der Mitte des Tisches thronte.

„Was für ein Benehmen", knurrte die Rosine, „man merkt, daß ihr die Nase noch nicht weit vor die Tür gesteckt habt."

„Dann erzählt doch etwas, wenn ihr so viel weiser seid."

„Ach ja", bettelten die vergoldeten Tannenzapfen, „wir haben gerade solch Heimweh nach unserem schönen Wald draußen!"

„Ihr seid wohl weit gereist?" fragten die pausbäckigen Weihnachtsäpfel.

„Ich komme geradeswegs aus Smyrna. Dort ist immer Sonne und blauer Himmel, und unsere Weinstöcke sind die berühmtesten des ganzen Landes. Kurz bevor ich hierher kam, wurde die Hochzeit der kleinen Prinzessin Fatme gefeiert, der Wein für die Festtafeln wurde nur aus unserer Familie geliefert!"

„Wart ihr da auch dabei?" fragte teilnehmend die kleine Adele.

„Selbstverständlich", knurrte die dicke Rosine.

„Erzählt, erzählt", bettelten die Honigkringel, die in den dichten Tannenzweigen hingen. „Wir haben soviel fremdländisches Gemisch in uns, Zucker und Zimt plagen bald vor Hochmut, weil sie eine so große Schiffsreise hinter sich haben."

„Jawohl, direkt aus Ceylon importiert", schnarrten diese. „Ach, welch' ein Zauber ist doch um diese Zeit in unserer Heimat unter der glühenden Sonne. Das Treiben und Hasten am Hafen, wo die Kulis unzählige Kisten und Warenballen in die Riesendampfer nach aller Welt hinaus verladen."

„Ich lebte außerhalb der Stadt, in den weiten Weinbergen. Auch bei uns strahlt die Sonne ununterbrochen."

„Und die kleine Prinzessin?"

„Warte ab, du Naseweis! — Ja, also am Abend vor der Hochzeit pflückte der kleine Mohr, der die Prinzessin so hoffnungslos liebte, die größte und schönste unserer Trauben und legte sie ihr in einer goldenen Schüssel auf die mit Edelsteinen besäte Geschenktafel. Dunkel und glutvoll so wie mein Blut für dich glüht, du Schönste", murmelte er unvorsichtig, bald danach lag sein Kopf im rosengeschmückten Sand. Die Eifersucht des Prinzen kannte keine Grenzen . . .!"

„Huß, wie grauslich, da bleibe ich lieber in dem kalten Lande hier", piepste erschrocken die kleine Fliege.

„Da war es freilich schöner und friedlicher bei uns im Himmel, woher wir kommen", seufzten die Wachskerzen. „Ein Jubeln und Singen den ganzen Tag und dazu das Lächeln des Christkindes" — —

„Erzählt, erzählt", drängte die kleine Fliege.

„Ja, wir kommen aus der Himmelswerkstatt für Christkinds Weihnachten. Die Wichtelmännchen hatten uns aus edelstem Honigwachs gegossen und wir standen schon aufgereiht in goldenen Haltern, von Petrus für die Himmelstafel bestimmt. Ihr könnt euch den Glanz und die Pracht und Fülle da oben nicht vorstellen! Ringsum am Wolkenrand Tische, beladen mit Millionen von Paketen für die Erdenkinder, unzählige Englein verpacken das schönste Spielzeug, was ihr je gesehen! Diese Puppen, Tierchen, Bücher, Baukästen, Spiele — alles in den Werkstätten oben gefertigt. Dazu aus der Himmelsküche die unzähligen Kuchen, Torten, Leckereien, Schokoladen und Marzipane. Und dann der Christbaumschmuck aus Gold und Silber, Tausende von Ketten aus Flitter und Engelhaar, und dann die Hauptsache, wir Kerzen! — In allen Farben lagen wir bereit und wurden jedem Weihnachtspaket beigefügt, kleine und große, dicke und dünne, weiße und gelbe. Die allerschönsten bestellt Petrus zurück — für Christkinds Festplatz. Wir waren schon auf die Weihnachtstafel gestellt und wurden für einen Moment probeweise angebrannt. Nur die hellsten und klarsten sind dazu auserwählt, kein Tropfen darf auf das golddurchwirkte Tischtuch tropfen. Plötzlich da — — —"

„Was denn, was denn?" wollte Adele atemlos wissen.

„Ja, da bekam eine unserer Kerzen plötzlich solche Sehnsucht nach den Bienen, den bunten Blumenwiesen und dem kleinen Bauernkind, das täglich von fern nach dem Bienenhaus guckte, daß sie anfing zu weinen, ganz verstohlen, ganz leise — ein Tropfen fiel auf das goldene Tischzeug!! — —

„Marsch, herunter mit euch zur Erde", rief Petrus zornig — und schon packten uns die Wichtelmännchen zu den goldenen Tannenzapfen hier und den Zimtringeln und Goldketten — und dann steckte man uns auf diesen Christbaum" — —

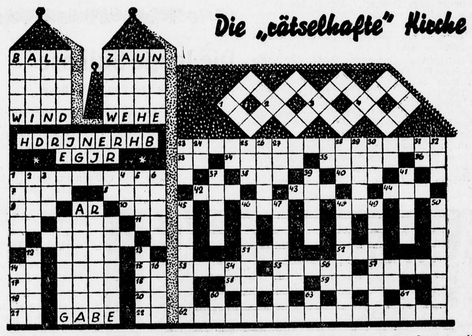
„Husch", mahnte die kleine Fliege, — „sie kommen!"

Die Tür öffnete sich.

„Ach, Mutti, gibt's nun endlich Stollen und Kaffee, und wann brennt ihr die Lichter an?!" — — —

Kaethe.

Die „rätselhafte" Kirche



Diese Kirche enthält nicht eine, sondern viele geheimnisvolle Rätselaufgaben. Eine hübsche Beschäftigung für die Feiertags-Abende! Wer sie alle richtig gelöst hat, darf mit Recht stolz sein.

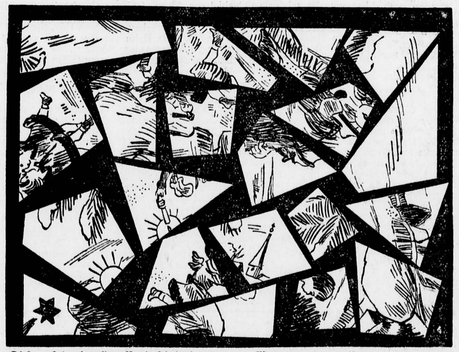
In den beiden Türmen — Aufgabe 1 — sollen die Worte „Ball" und „Zaun" durch Veränderung je eines Buchstabens in jeder Zeile in die Worte „Wind" und „Wehe" verwandelt werden. Die rätselhafte Inschrift in der Mitte — Aufgabe 2 — ergibt durch richtige Umstellung der Buchstaben ein Bibelwort.

Im Eingangstor — Aufgabe 3 — ist das Wort „Ur" in den beiden ersten Reihen durch je zwei Buchstaben in neue Worte zu erweitern. In der vierten Zeile fallen zwei Buchstaben fort. Das entstehende Wort ist in den nächsten Reihen durch Aenderung von je zwei Buchstaben in das Wort „Gabe" zu verwandeln. Aufgabe 4 verlangt, daß die vier Vierecke des Daches durch je einen Buchstaben in jedem Quadrat ausgefüllt werden, um, von der linken Seitenecke beginnend, im Gang der Uhr vier Worte von folgender Bedeutung zu ergeben: 1. Geistlicher, 2. Kaiserreich, 3. Sportplatz, 4. rheinischer Bezirk

Aufgabe 5 ergibt als Kreuzworträtsel die Worte von nachstehender Bedeutung (i gleich i):

Waagerecht: 1. mitteldeutsche Stadt, 7. berühmte Moschee, 9. Abkürzung für ein Reichsgesetz, 8. Getränk, 10. Artikel, 11. Verpackung, 14. weiblicher Kurzvorname, 15. franz.: und, 17. persönliches Fürwort, 18. Ablehnung, Anruf, 19. ein Buchstabe, 20. kleinasiatische Stadt (Altertum), 21. und 22. osteuropäische Hauptstadt, 23. feierliche Handlung, 33. Verhältniswort, 34. erotischer Baum, 35. deutscher Fluß, 36. Tierprodukt, 38. Abkürzung für die Vereinigten Staaten von Nordamerika, 40. Insekt (erste der beiden gleichlautenden Silben), 42. Klang, 43. Münze, 44. Monat, 46. Pöbel, 48. Bild, 51. und 52. ebbare Wurzel. 53. Bezeichnung für Unsinn, 55. Europäer, 57. weibl. Vorname, 58. männliches Tier, 59. griechischer Buchstabe, 62. kirchliches Fest. — **Senkrecht:** 1. mitteldeutsche Stadt, 2. Biene, 3. Zeiteinteilung, 4. heilige Handlung, 5. Körnerfrucht, 6. alter Mann, 12. bekannter Sportsmann, 13. reichlich, 14. ungefüllt, 16. Gewicht, 23. Hafenanlage, 24. Verhältniswort. 25. Futtermittel, 26. Wurfsteine 27. weibl. Vorname, 28. Handlung, 29. Art, 30. Getränk, 31. franz.: geboren, 32. alkoholisches Getränk, 37. biblische Figur, 39. Religionsgründer, 41. weibliche biblische Figur, 45. Verzeichnis, 46. mittelalterlicher geistlicher Grad, 47. Stadt in Westafrika, 48. Farbenzusammenstellung, 49. Fischteil, 50. deutscher Dichter, 54. politische Formation (Abkürzung), 56. Firmenbezeichnung (Abkürzung), 60. Buchstabe, 61. Kaffee- und König, lat. abgekürzt, 63. wie 11 waagerecht.

Mißglücktes Weihnachtsbild



Diese geheimnisvollen Papierschnitzel waren einmal ein wunderhübsches Weihnachtsbild, bevor unnütze Hände sich daran machten, es zu zerschnipseln. Wir müssen uns nun schon der Mühe unterziehen, die einzelnen Teile hübsch sauber und sorgfältig auszuschneiden und auf einen glatten Bogen aufzukleben

Wenn uns das gelingt — und es ist nicht ganz einfach! — dann haben wir eine nette Kleberarbeit und können mit Buntstiften daran gehen, das lustige Bildchen anzumalen. Wer Lust hat, wird es dann später auf ein Stückchen Pappe kleben und mit einer Schnur versehen aufhängen!

„... die Lichter brennen!"

Von zerbrochenem Spielzeug und richtigen Kindern — Und vom tiefen Sinn im kindlichen Spiel

„Wie das neue Pferdchen wohl von innen aussieht?"

„Wenn Kinder spielen, tut sich der Himmel auf!" Und uns, die wir Kinder beschenken dürfen, ist nichts weiter vergönnt, als einen — Schlüssel zu diesem Paradies zu spenden! Niemand würde einem Schlüssel Ewigkeitswert beimessen — wenn wir aber Spielzeug schenken . . .

„Spielen" heißt nicht „pflegen". Schönes Spielzeug, nur zum Anschauen und zum Wegschließen, ist kein Spielzeug. Denn Spiel, auch allerprimitivstes Spiel, ist immer ein Stück Leben. Märchenhaftes Leben aus der ernsthaften Perspektive kleiner Menschen. Menschen, nur zum Anschauen und Im-Watte-Packen, sind für das Leben unfähig. Spielzeug muß also auch ein bißchen das „Leben" vertragen können. Kinder, die grundsätzlich Spielzeug „schonen" und eifersüchtig vor dem Zugriff anderer Händchen schützen — das ist schon eine recht bedenkliche Sache —

*

Da steht nun das neue Schaukelpferd, naturgetreu bis zu den echten Schwanzhaaren und den rotlackierten Nüstern. Echt das Fell, echt Zaum- und Sattelzeug.

Und nach zwei Stunden rieseln die Sägespäne aus einer mächtigen, kunstvoll gebohrten Bauchwunde heraus.

Indes ein glückliches Kind, der Wirklichkeit entrückt, mit einem alten Holzklotz spielt, der einstmals eine entfernte Aehnlichkeit mit einem Steckenpferd aufwies. Im Augenblick ist es eine „Nektralke", was soviel bedeutet wie der Signalstab eines Bahnhofsbeamten. Die sagen manchmal „Zurückbleiben". Klingt wirklich wie „Nektralke".

Und fünf Minuten später ist die Nektralke wieder „mein gutes Mondpferdchen" —

Das „echte" Schaukelpferd ist längst vergessen. Selbst das Rieseln der Sägespäne ist schon nicht mehr interessant . . .

*

Was nützt die schönste neue Taschenuhr, wenn man sie nicht bis zum letzten Schräubchen auseinander nehmen kann? Was wäre wohl im Augenblick interessanter, als feltzustellen, wie es hinter den beweglichen Augen der Schlafpuppe aussieht? Mit diesem, kleinem Zeigefinger wird so lange gebohrt, bis der Lotte die „Augen in den Magen fallen". Und dann stellt man das unglückselige Kind mit dem Kopf zur Wand in die Ecke. Dort mag sie lächeln mit ihren abscheulich schwarzen Augenhöhlen . . . Lotte ist ungezogen!

Das Spielzeug ist der Blitzableiter der Instinkte. Der Teddybär, der noch eben mit wutverzerrtem Gesicht in die Ecke gefeuert wurde, liegt jetzt schon wieder in den Armen einer tief besorgten Tiermutter. Es werden Verbände gemacht und Federbetten auf den „Kranken" getürmt. Und dann muß der Arzt kommen, und mit ihm beginnt ein herrliches, neues Spiel.

*

Zärtlichkeit, Mut, Aerger, Herrschsucht und Liebe — für all diese Regungen und tausend Zwischenstufen der Gefühle braucht das Kind sein Spielzeug. Läßt es sich nicht alles das gefallen, so hat es eben seinen Zweck verfehlt.

Und am schönsten ist das Spielzeug, wenn es nicht seinen eigentlichen Sinn gemäß benutzt wird. Das Pferdchen zieht man am Schwanz hinter sich her. Bilderbücher werden zum „Hausbauen" benutzt und auf die Puppe muß man sich draufsetzen können. „Wieso? Das ist doch mein Sofa . . .!"

*

Es ist schon soviel vom „Vernichtungstrieb" des Kindes geschrieben worden. Wenn kleine Buben voll Inbrunst und Hingabe ganze Regimenter von Zinnsoldaten köpfen, wenn Stofftieren andachtsvoll sämtliche Gliedmaßen „ausgeschraubt" werden, und wenn solange mit Bauklötzern nach dem Kaufmannsladen geworfen wird, bis kein Stück mehr auf dem andern bleibt, so ist das zwar Vernichtungswille, nicht aber eine „verbrecherische Anlage", die ängstlich bekämpft werden muß!

Was ist das Schönste beim Eisenbahnspielen? Der Zusammenstoß! Die Entgleisung! Wenn mit Donnergepolter der ganze Zug aus der Kurve stürzt, wenn zwei Lokomotiven in vollster Fahrt aufeinanderprallen, daß beide knapp mit dem Leben davonkommen — das ist schön!

Wir Erwachsenen vergessen nur zu leicht, daß gleichlaufend mit diesem Vernichtungstrieb ein unbändiger, kraftvoller Aufbauwille im Kinde wächst. Kein Erwachsener könnte aus dem Nichts soviel schaffen, wie ein Kind. Niemand würde aus wertlosestem Material Wunderdinge fabrizieren können und niemand würde die Energie aufbringen, den wackligen Turm aus Bauklötzern zwanzigmal hintereinander mit verbissenem Eifer und bewundernswerter Geduld immer wieder aufzurichten . . .

Es ist in jedem Falle besser, der Vernichtungswille tobt sich, wenn auch noch so ungebärdig, bei einem Dreijährigen aus, als dreißig Jahre später. Und auch das Aufbauen will und muß gelernt werden. Spielwerke sind freundliche und geduldige Helfer — trotzdem sie die Leidtragenden sind!

*

Spielzeug ist auch ein Vermittler. Die Kluft zwischen Eltern und Kindern ist riesengroß. Wenn ein Milchglas umgestoßen wurde, wenn eine Wahrheit zu schwer auszusprechen ist, dann schiebt das freundliche Spielzeug sich zwischen die feindlichen Parteien: „Das war ich nicht, das war doch Teddy!"

Und wenn die Puppen- und Tierkinder mit Wort und Tat gezüchtigt werden, so kann der heimliche, erwachsene Zuhörer daran eine interessante und oft recht beschämende Kritik der eigenen Pädagogik erkennen . . .

*

Spielen heißt leben. Das Lieblingsspiel von Kindern untereinander heißt „Papa und Mama". Da ist eine Hochzeit mit viel Aufwand und weißem Schleier. Und die Puppenkinder sind schon gleich dabei und bekommen eine besonders schöne Kaffeetafel. Es gibt artige und unartige „Kinder". Manche sind richtige Lieblinge. Sie tun keiner Fliege etwas zuleide und müssen doch ständig verwichst werden oder in der Ecke stehen. Und andere dürfen ständig auf Mutters Schoß sitzen. —

Es wird gekocht, gescholten, genäht und verreist. Und natürlich hat man schreckliche Sorgen.

Mikroskopische Wirklichkeitsbilder, in denen sich die Welt durch Kinderaugen projeziert. Und alles in allem eine wirklich ernst zu nehmende Sache — für richtige Pädagogen!

*

Wir haben alle einmal gespielt und verstehen heute doch so wenig vom kindlichen Spiel. Es ist wohl doch schon zu lange her. Seltsam, daß es aber doch Lebewesen gibt, die dieses Verständnis in hohem Maße besitzen: die Tiere. Eine Katze läßt sich seelenruhig am Schwanz durch die Stube zerren — allerdings nur von Kinderhänden. Und Hunde kennen allem Anschein nach nichts Schöneres, als wenn Kinderhände jedes Haar im Pelz einzeln auszurupfen suchen . . .

Vielleicht ein kleiner Beweis dafür, daß der „Vernichtungswille des Kindes" nicht allzu ernst genommen werden muß!

*

Man sagt, „zerbrochenes Spielzeug — ganze Menschen!" Es ist ganz gewiß besser,

„Großartig, so ein Weihnachtsbaum!" Da muß man direkt laut krähen . . .

daß Kinder ein Puppenkind zerstören, als später ihr eigenes und anderer Leute Leben. Die kleinen Menschen brauchen Dinge ihres eigenen Maßstabes, an denen sich Gefühle und Instinkte austoben können.

Spielzeug soll im gleichen Maße einen ideellen Ewigkeitswert haben, wie die Märchen. Die Gestalten aus erträumter Wunderwelt, die dem Kind zwischen Wachen und Schlafen aufgetan wurde, werden immer unvergeßlich bleiben, weil diese Gestalten aus den einfachsten und zugleich tiefsten Gedanken entstanden sind. Mit dem Spielzeug ist es ähnlich. Wer sich aus seiner Kindheit nicht eines über alles geliebten Spielwerks erinnert, ist zu bedauern. Und was war es?

Ein Pferdchen ohne Schwanz, eine Puppe aus Flicken und ein abscheckend häßliches Stofftier! Aber es waren echte, märchenechte Schlüssel zu jenem Paradies, das das Spiel des Kindes heißt! Jeder der schenken kann und darf, sollte sich dessen erinnern.

Denn wenn auch immer Geben seliger denn Nehmen ist — gerade das beschenkte Kind kann mit seinem Entzücken oder seiner stillen Begeisterung den verständnisvollen Geber besonders erfreuen!

E. Werner.

„Sich mal, die vielen Lichter!" Schon jetzt zeigt sich die Romantikerin

„Das hübsche, weiche Schäfchen, gehört mir das ganz allein?" Das Besitzgefühl gehört zu den ersten Instinkten, die sich im Kinde regen

Wie Juppi eine Heimat fand

Von Friedrich Schnack

Stumm liegen die Wälder. Nicht eine Krähe schwingt. Der Schnee dampft, tanzt, quirlt. Kein Kilometerstein zeigt sich. Alles verschneit. Die großen Festen an der Böschung tragen dicke Schneehauben, Eiszapfen hängen von ihren Wurzeldächern. Das Tageslicht hat an Kraft verloren, es wird so seltsam dämmerig im Wald.

Eine mißtrauische Frage kriecht dem Juppi ans Herz: ist das auch die richtige Straße? Er bleibt stehn, lauscht. Der Winter zischt, gischtet und stöhnt. Er geht weiter. Er wird sich erkundigen, sobald ihm ein Fuhrwerk begegnet oder ein Fußgänger.

Niemand begegnet ihm. Da bleibt er wieder stehn. Wie ein vorsichtiges Tier sichert er, macht Fuchsaugen, strengt sein Gehör an, einen Laut aus dem weiten Gicht des Schneetreibens aufzufischen. Die hohen Fichten ragen über ihn hinaus in ihre himmelferne Einsamkeit, die Tannen wurzeln in der Oede.

Da geht er weiter, mit neuer Anstrengung, neuer Hoffnung. Sicherlich, hinter dem nächsten Hügel, sobald er erst den Wald hinter sich hat, wird sich der Bahnort zeigen, mit seinem Bahnhof und der rauchenden Lokomotive. Er zuckt zusammen. War das nicht ein Pfiff, der Eisenbahnpfiff? Schnell! Ihm ist leichter ums Herz. Rüstig stapft er voran.

Doch der Wald nimmt kein Ende. Das ist ein fremder, tiefer Riesenwald, wo die Bäume so groß gewachsen sind, wie die Stämme des alten Fritz. Mauerkegeln umbauen, umreißen sie ihn. Sein Mut schwindet, er treibt ihn durch seine Beine. Aeste knacken. Der Winter, denkt er, bricht den Bäumen die Knochen, die Arme . . . .

Der Wald verschwimmt, hinter Wolken geistet alles, was Juppi anstreibt: Bahnhof, Eisenbahn, Paßau, die liebe Gret, eine Bank, darauf er ausruhn kann vom mühseligen Weg durch den Wald . . .

Der Schnee flimmert, grau und bläulich, wie die Flügel von Schneegänsen und Eisvögeln am Wasser. Wie fahl das Eis schillert. An allen Bäumen hängen Eisheilande. Ihre Füße sind angefroren, ihre Arme ausgerenkt, die Hände verkrampft. Der Wald hat sie eingefangt . . . Der Wald ist ein Sarg . . . Schneelinnen hat ihn ausgepolstert . . . Eiskreuze sind darauf gezeichnet.

Er fürchtet sich. Eingefangt in den weißen Wald ist Juppi. Noch einmal macht er eine wilde Anstrengung, durch den Schnee zu kommen und den Wald zu verlassen. Vergeblich, er erliegt seiner Müdigkeit, in der Dämmerung findet er einen Stapel von Kiefernholz, er lehnt sich einen Augenblick daran, um etwas auszuruhn. Wie gut. Nun hört es auch auf zu schneien.

Heut ist sein Geburtstag . . . Heiliger Abend . . .

Grabesstille. Juppi lehnt an dem Holzstapel, nur einen Augenblick will er vermeiden, dann weiter mit ausgeruhten Beinen. Aber er weiß schon lange. Schade, daß er vergessen hat, ein Stück Brot einzustecken. Das hätte seinen Hunger gestillt und ihn ermuntert.

Sein Blick irrt durch das Schwarz-Weiß-Gegitter der Stämme. Ein Silberwald . . . Ein Spukwald . . . Er sieht die Eisheilande glänzen, die langen mageren Glasleiber, die dünnen Schattenbärte. In der Tiefe, wo Säulen das Dach des Abends tragen, fließt zinngrauer Nebel, stumpfes Engelsbaar. Dort hängen silberne Mondkugeln an den Aesten. Es klingelt . . . Die Einbescherung beginnt . . .

Er sieht zufriedenen Gesichts.

Alle Bäume lassen Zwirbelschnurrbärte wehn. Die Gesichter der Eisheilande haben blaugefrorene Lippen. Auch Juppi hat blaugefrorene Lippen, er fühlt aber die Kälte nicht. Den Nußbaum sieht er im Einsamerhof, wie er ihm durch das Stallfenster mit magern Holzhänden winkt. Die Mittagsfichte wächst vor ihm auf, wächst in den Himmel. Auf ihre hargaldene Spitze hat der oberste Engel seinen Lichtkuß gesetzt. Die ganze Fichte strahlt. Durch ihre Aeste hüpft sein Weihnachtskind von Watte und Federn. Lichter flammen auf den Zweigen, Sternenkreise umrunden den Baum von unten bis oben, Sternenwirbel und große Sternenwagen-Räder . . .

Juppi ist in sich zusammen. Sein Leibwitz sein hat sich zu einem Halbbewußtsein geminkert, der Schlaf steigt von der Wintererde auf und wurzelt sich in seinen Gliedern ein. Die Hände werden schwer, der Kopf neigt sich ein wenig. Aber die Seele lauscht noch in ihre Traumgewölbe: Wie jenseits melodeit der Engel auf der Spitze sein heiliges Gloria . . .

Da löst sich aus einer Baumgasse eine Gestalt. Unhörbar naht sie, gleichwie der weiße Waldestod. Sie gleitet heran, stockt und neigt sich zu Juppi. Sie rüttelt den Ermatteten, schreit ihm in die Ohren.

„Heda, aufwachen, aufstehn!"

Aber Juppi sinkt in den Schnee. Der Mann auf seinen Schlittenkufen reißt ihm das Gesicht, die Schläfen und die Pulsadern mit Schnee, er reibt ihn warm, reibt ihn lebendig. Ein paar Tropfen Kognak hat er noch in seiner Flasche: er träufelte sie ihm zwischen die Zähne. Der Atem geht, das Blut regt sich . . . nach einer Weile öffnet Juppi die Augen. Verwirrt schaut er um sich. Es ist Abenddicht. Jemand umfaßt und geleitet ihn: der Engel. Gott?

Juppi wagt kein Wort. Er fühlt Müdigkeit und Wachsein zugleich. In einem fast schwebenden Schritt geht er mit der hohen Gestalt auf der silbernen Straße. Sind es die kristallenen Landschaften des Himmels, die Spiegelungen der Sterne, durch die sie schreiten?

Sein Begleiter spricht zu ihm, ferne Worte. Es ist die Sprache des Jenseits: er muß sie erst erlernen, bevor er ein Wörtchen versteht. Es ist das Sternenstraßen- und Himmelslatein, kein Landstraßen- und Handwerksburschenlatein . . .

Und doch, er versteht, er hat verstanden.

„Wir gehn heim . . ." hat es geklungen.

Wir gehn heim. Der selige Gedanke ist nicht auszuschöpfen in seiner Süße und aller Freude.

Noch eine lange Zeit gehen sie auf der Straße: der Mann gleitet ihm zur Seite, ein Mann, groß und stark wie ein Tannenbaum. Ab und zu, wenn Juppi taumelt und strauchelt, greift die Hand des Mannes nach ihm und hält ihn fest, so daß er nicht fällt.

Kein Wald mehr zu sehn, kein Wald, weit und breit kein Wald, so sehr sich Juppi auch anstrengt, nach Bäumen auszuspähn. Der Wald hat ihn freigegeben, er ist aus dem Waldsarg heraus. Gott sei Dank!

Er dankt, und die Erinnerung kehrt ihm zurück. Müde war er, und verirrt hatte er sich, heute an seinem Geburtstag, am Weihnachtsabend. Aber nun kommt er zurecht. Der Mann zeigt ihm den Weg zum Bahnort. Mit einem späteren Zug wird er nach Paßau fahren. Ganz dumpf ist sein Kopf, er bringt seine Gedanken schlecht zusammen.

„Ich will zur Gret . . ." sagte er vor sich.

„Zur Gret . . .?" antwortete fragend sein Begleiter.

Er wundert sich, daß ich zur Gret will, dachte Juppi und gab keine weiteren Auskünfte.

Nun kamen sie über eine Senkung und standen vor einem Haus. Seine Umrisse hoben sich aus der Abenddunkelheit, Streifen rötlichen Fensterlichtes überschimmerten den Schnee. Lichtlepiche, Glöcklichen Herzens sekaute Juppi nach diesem gaulichen Leuchten. Er leuchtete auch. Was für ein Haus? Das Dämmerbild erweckte ihm in der Brust ein Gegenbild: ein anderes Haus zeichnete sich in seiner Vorstellung ab, ein Haus klarer, lustiger Linien, wie mit dem Pfefferkuchenstift hingesetzt . . .

Der Mann schnallte seine Schibretter ab, öffnete die Haustür.

„Wir sind da!" sagte er, und sie traten ein. Ein heller Flur. Juppi erstarrte vor Staunen. Wie war ihm eigen zumute. Die Bank? Die Zimmertür? Die Stiege nach oben? Das war sein Haus, das er meinte. Die Tür tat sich auf, volles Licht, eine Frau auf der Schwelle, hinter ihr in der Stube ein brennender Weihnachtsbaum. Wie ein großer Engel stand die Frau, zwischen Licht und Licht, vor dem Sternlichterbaum.

Die Fichte! hätte er beinahe gestammelt.

„Juppi . . .! Das ist ja Juppi Hofschafer . . ." rief sie aus.

„Den hab ich unterwegs im Schnee gefunden . . ." sagte der Mann, nicht weniger überrascht als seine Frau, die Försterin von Sieberellen.

Sie ging auf den unverhofften Gast zu, faßte ihn an der Hand und drückte ihn an sich.

„Komm herein", sagte sie, und zu ihrem Mann:

„Wenns geht, wollen wir ihn behalten."

Der Förster nickte und folgte ihnen.

„Ja", sagte Juppi, und da standen sie zu dritt um den Baum: Mann, Frau, Kinder. Geblendet schaute er auf die golden behangelten Stübe, den feierlichen Baum, auf die gläsernen Kugelmonde, die silbernen Nüsse, die roten Aepfel im Dickicht der Zweige, die Bäche von Engelshaar, die Lichter, wie sie, flammende Geister in Wachsgestalt, von unten aufstiegen und die höchste Höhe des Baumes gewannen. Sterne bei Stern bis zur Spitze, dem einsamen Kronentrieb.

Auf seiner äußersten, der harzbetränten Schlafknospe aber schwebte ein weißer Engel. Er hatte den Mund zum Singen aufgetan.

***

So fand Juppi eine Heimat bei den Förstersleuten von Siebenellen, wo er als kleiner elternloser Junge schon oft ein Stündlein mütterliche Liebe genoß. Wer wissen will, wie der treuberaige Bub durch Freud und Leid des Lebens ging bis zu dieser glücklichen Stunde, der muß das Buch des Dichters lesen, das sich „Der Sternenbaum" nennt und von Jakob Hegener in Leipzig in einem zartblauen Einband dargeboten wird.

(Nachdruck verboten.)

„Christ ward geboren . . ."
Die Weihnachtsbotschaft tönt durch die feierliche Nacht

Kleine Anzeigen für West- und Mittel-Deutschland

Anzeigenpreis: Jeder 1 mm hohe, 26 mm breite Raum kostet: bei Geschäftsanzeigen 27 Pf., bei Gelegenheitsanzeigen und Stellengesuchen 15 Pf., Stellengesuchen 10 Pf. Für die Erfüllung von Vorschriften wird keine Gewähr übernommen. Erfüllungsort u. Gerichtsstand Paderborn. Telegr.-Adr.: Volksblatt, Paderborn.

Die hohe Auflage und weite Verbreitung in West- u. Mittel-Deutschland gewährleistet volle Insertionserfolge. Bis **Dienstag** früh eingehende vorausbe zahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe. Postscheckkonto: Westf. Volksblatt, Paderborn, Hannover 1534

Heiratswünsche

Weihnachtswunsch
ev. Witwer, 55 J., Rh.-Beamt, in leitender Stellung, mit 2 versorgten Kindern, wünscht Wiederh. mit kath. Dame aus. Alters-einwandfr. Vermögen erwünscht, mittl. Größe, dunkles Haar und gute wirtsch. Kenntnis. Zuschrift, mit Bild und freier Angabe der Verhältn. unt. 1114 an „Der 7. Tag", Paderborn. Verschwiegenheit wird zugesichert und verlangt.

Weihnachtswunsch!
Geschäftstücht. Frl. Anf. 30er, kath., brünett, wünscht passende Herrenbekanntschaft zw.

Heirat
am liebsten Geschäftsmann oder Herr in sicherer Position. Ang. u. Nr. 1108 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Weihnachtswunsch!
Stadt. Landwirtstoht., kath., Mitte 30, Vermög. über 30 000 RM vorhanden, wünscht

Einheirat
in Landwirtschaft, od. in Landwirtstochter, welche in Haus- und Feldarbeit erfahren ist, bekannt zu werden, mit entspr. Vermögen. Briefe mit Bild u. genauen Ang. der Verhältn. u. Nr. 1111 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Frl., kath., 23 J., bld., mittelgr., tücht. im Haushalt sucht die Bekannt. gutsituierten Herrn i. gesich. Verh. zw.

Neigungsehe
Aussteuer u. ev. Vermög. vorh. Off. u. Nr. 1104 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Beamtent., 30 J., kath., w. Vek. ew.

Heirat
mit musikl. Herrn, 6000 RM Bargeld u. Klavier vorh. Off. u. Nr. 1106 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Heirat!
Häuslich, Mädel, lange im besseren Haush., Anfg. 21 J. alt, kath., mit Waschexaustreuse, Ersparnissen, sucht netten Herrn in fester Stellung. Angebote, möglichst mit Bild, unt. Nr. 1113 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Junger
Kaufmann
30 Jahre alt, stattliche Erscheinung, Reiseerfahrung, Autobesitzer, selbständig, möchte sich verheiraten. Zuschr. mit Bild u. Nr. 1110 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Gesunde, blonde, 24jährige
Beamtentochter
statt. Erscheinung (Größe 1,70 Mtr.), wünscht m. Herrn in gesich. Position in Briefwechsel zu treten (Beamt. bevorz.) Gute Aussteuer vorhanden. Spät. einige Tausend Vermögen. Briefe erb. u. Nr 1103 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Weihnachtswunsch
Suche für meine Schwester b. Landw. hellbld., einige 1000 ℳ Geld vorh., kath. Herrn i. gesich. Stelle i. Alter v. 30—35 J., zwecks

Heirat
Briefe u. Nr. 1109 an „Der 7. Tag", Paderborn.

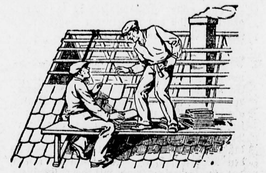
Repetier-Pistole Cal. 6 4 inch 7.30 5 inch 8.50 100 Patr. 1.— Versand E. Heid Nürnberg 2, Postf. 199/24

Herbin-Stodin
unschädlich und unübertroffen bei starken
Kopfschmerzen
Rheuma-, Muskel- und Nervenschmerzen. Verlangen Sie daher in der Apotheke nur Herbin-Stodin und Sie werden angenehm überrascht sein.
20 Tabl. 1.05 10 Tabl. 0.60
H.O. ALBERT WEBER, MAGDEBURG

Grundstück
zur Bäckerei vorzüglich geeignet, zu verkaufen. Anfragen Rückporto erbeten. Josef Bothur, Eisenach, Frauenplan 23.

SUBIN
Subin ist ein gutes Mittel für Schweine gegen Lahmheit, Steifheit, Knochenweiche und zur Anregung der Freßlust. Zu haben in Apotheken und Drogerien

Jetzt am billigsten
Überzeugen auch Sie sich von den vielen Vorzügen unseres guten Edelweißrades gegen ein gewöhnliches Fahrrad u. wieviel billiger Sie es jetzt kaufen können (ebenso Nähmaschinen, Gummireifen, Rahmen, Pedalen und alles Andere). Katalog 130 mit neuesten Preislisten an jeden gratis und franko. Sie werden staunen. Bisher über ½ Million Edelweißräder geliefert.
Edelweiß-Decker, Deutsch-Wartenberg 22
Fahrradbau-Leistungsfähigkeit pro Woche 1000 Edelweißräder



„Daß Du mit Deinen Hämorrhoiden
immer noch diese schwere Arbeit machen kannst, ist nicht zu glauben!"

„Es war einmal, Karl. Der Meister hat mir ein glänzendes Mittel empfohlen. Das habe ich 14 Tage angewandt. Jetzt bin ich die Hämorrhoiden los. Ich bin wie neugeboren. Es heißt Posterisan und ist in jeder Apotheke erhältlich."

Die Salbe für RM. 1.50 und die Zäpfchen für RM. 2.37.

Rundfunkprogramme

vom 25. bis 31. Dezember 1932

Sendung Berlin (419)

Mit Gleichwellensender Berlin O—Magdeburg Stettin (283)

Gleichbleibende Wettervorhersagekolge. 6.15: Gymnastik. Konzert. ● 8.15: Dl., Fr.: Werbenachrichten. ● 10.10: MarktHallenpreise. 10.15: Wetter. Nachrichten ● 10.35: Werbenachrichten außer Di. u. Fr.) ● 11.25: Tendenzbericht der Berliner Vorbörse (außer Di., So. 11). ● 11.30: Konzert. ● 13.05: Werbenachrichten (Fr. 13.15). ● 13.30: Wetter, Nachrichten. Wasserstände. ● 14: Konzert. ● 14.55: Tendenzbericht der Berliner Börse. Landwirtschaftliche Börse.

Sonntag, 25. Dezember

6.00: Quellbindung: Christmette im Dom.
7.00: Hamburger Hafenkonzert.
8.55: Morgenfeier.
Anschl. Glockengeläut des Berliner Doms.
10.05: Wettervorherlage.
10.30: Alte Weyer erzählt Märchen.
11.00: Weihnachtsoratorium. von R. v. Wockurt.
12.45: Blasorchester-Konzert.
14.00: Heitere Stunde mit Josef Plaut.
15.00: Die Weihnachtsgeschichte in Volksliedern. Bearbeitet von Walter Berten.
16.40: Zeitgemäßes Gespräch.
16.50: Orchesterkonzert.
18.00: Frankfurt a. M.: Kunterbunt erzählt ein Abenteuer. Märchenliederspiel.
19.00: Brahms: Klavierquartett g-Moll op. 25.
19.40: H. Reimann: Nach großer Fahrt.
20.10: Orchesterkonzert des Funkorchesters.
ca. 21.10: Wulf Bien: Soldaten-Weihnacht.
22.00: Nachrichtendienst.
Anschl. Köln: Nachtmusik und Tanz.

Montag, 26. Dezember

6.15: Funkgymnastik.
6.35: Bremer Hafenkonzert.
8.15: Weihnachtsmorgen beim Imker.
8.35: Die Woche im Rückblick der Woche.
8.55: Morgenfeier.
Anschl. Glockengeläut des Berliner Doms.
10.05: Wettervorherlage.
10.05: Wettervorherlage.
11.00: Schallplatten-Stunde.
11.30: Leipzig: Bach-Kantate.
12.00: Wilmersdorf: Mittagskonzert.
14.00: Weihnachtsstunde für Kinder.
15.05: Trabrennbahn Mariendorf: Weihnachtspreis
15.25: Märchenlieder von Hermann Zilcher.
16.00: Kamerad Hund. Paul Eipper spricht mit dem Kriegsblinden Anton Goegael.
16.25: Unterhaltungskonzert.
17.10: Kleine Urwald-Sinfonie. L. Koch: Das erste „tönende Buch".
17.20: Fortsetzung des Unterhaltungskonzertes.
18.20: Christnacht. Deutsches Weihnachtsliederspiel. Nach Overbeck, Tiroler Weisen, von J. Haas. Verbindende Worte: M. Dauffenbach.
19.20: Unterhaltungsmusik. Kapelle F. Kauffmann.
20.20: Sportnachrichten.
20.30: Personenvergleichs zur nachfolgenden Uebertragung.
Die Meistersinger von Nürnberg. (Wagner)
21.35: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik. Kapelle Ernst Jahn.
24.00: Glocken u. Orgeln aus dem Ordensland.

Dienstag, 27. Dezember

10.30: Tulls Meisterspiru. Jugend-Hörspiel.
12.40: Mitteilungen für den Landwirt.
15.20: Hannah v. Lukmann: Spielen i. d. Familie.
15.35: Alte Musik.
16.15: U. Schreyer: Vor einem zugefrorenen Fenster
16.30: Leipzig: Nachmittagskonzert.
17.30: Hasen und Füchse, Tiere als Retter? Antworten auf Zuschriften.
17.45: Musikalische Jugendstunde.
18.05: Liedt. Alte Musik. Schallplatten.
18.30: Leseftunde: Bilderbücher ansehen.
18.55: Die Funkstunde teilt mit . . .
19.00: Stimme zum Tag.
19.10: Franz Schubert: Sinfonie h-Moll.
19.35: Paula Busse: Carl Busse zum Gedächtnis.
20.00: Dritter Feiertag. Ein bunter Abend.
22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik. Kapelle Gerhard Hoffmann.

Mittwoch, 28. Dezember

9.30: Für die Kinder.
15.20: Wallis Wien: Mein Junge baut sich ein Kasperltheater.
15.35: Potsdam: Orgelmusik a. d. Friedenskirche.
15.55: Klaviermusik von Chopin. Ausf.: B. Kehl.
16.15: H. Schorich: Steuerfragen am Jahresende.
16.30: Flensburg: Nachmittagskonzert.
17.30: Schicksale hinter Kostümen. Gespräch mit einem alten Garderobier.
17.50: Jugendstunde: Verschollene Städte: Knossos.
18.05: Alte Lieder.
18.20: Margret Raval: Madame tauscht um.
18.55: Die Funkstunde teilt mit . . .
19.00: Stimme zum Tag.
19.10: Aufbläsungskonzert des Deutschen Arbeiter-Sängerbundes.
19.50: Bruder Amfel. Schweller Reh. Gedichte von Hans Traulich.
20.00: Königsberg: Grenze im Osten. Kurzebrad.
20.35: Königsberg: Tanz-Abend.
22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Abendunterhaltung.

Donnerstag, 29. Dezember

9.30: Für die Kinder.
12.35: Wetter für den Landwirt.
12.40: Hebbericht a. d. Institut f. Vererbungsforschung.
15.20: Margarete Taemmerer: Die Frau vor neuen Aufgaben.
15.35: Heitere Lieder
16.15: G. Droescher: Ludwig Devrient. Zum 100. Todestag.
16.30: Kammermusikstunde für Freunde der Hausmusik. Einführung: Prof. Dr. Altmann.
17.30: Fr. Heilfron: Rechtsfragen des Tages.
17.45: G. Neumann: Die Verantwortung der Jugend gegenüber dem Geist.
18.05: Chopin—Liszt. Am Flügel: Prof. Caquet.
18.30: Gelebtes Leben: Was ich suchte und was ich fand. Bericht von R. Seeberg.
18.55: Die Funkstunde teilt mit . . .
19.00: Chronik des Weihnachtsbaumes.
19.35: Orchesterkonzert des Funkorchesters.
20.30: Nun schlägt's dreizehn. Hörspielspiel.
Anschl. Johann Müller unterhält Sie.
22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik. Kapelle Eugen Jahn.
24.00: Rich. Strauß: Also sprach Zarathustra. Sinfonische Dichtung. op. 30. Funkorchester.

Freitag, 30. Dezember

9.30: Für die Jugend.
15.20: P. Matthias: Die Prophezeiungen des Nostradamus.
15.35: Aus Rheinsodien op. 11. von Dohnanyi.
15.50: Sonate für Violine und Klavier. op. 27. von Hans Pfitzner.
16.15: R. Schön: Mehr Sport für Aeltere.
16.30: Leipzig: Nachmittagskonzert.
17.30: H. Sohnren: Das verpaffene Buch.
17.40: Jugendstunde: Abenteuer in den Bestden.
18.10: M. Mellecker: Das neue Buch.
18.20: Hörfolge aus dem Polizei-Präsidium.
18.55: Die Funkstunde teilt mit . . .
19.00: Stimme zum Tag.
19.10: Mitteilungen des Arbeitsamtes.
19.15: Choralgesänge.
19.40: Wien: Die Bajadere. Operette v. Kalman.
ca. 21.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.15: London: Blasorchesterkonzert.
23.20: Hundert Jahre Ludwig Devrient. Hörbericht.
Anschl. Tanzmusik. Kapelle Adalbert Lutter.

Sonnabend, 31. Dezember

9.30: Für die Kinder.
15.20: Jugendstunde: Tirol.
15.40: Franz Baumann singt.
16.05: Menschen vor dem Beruf. Nella Bulpius spricht mit jungen Hausangestellten.
16.30: Unterhaltungsmusik.
17.00: Leipzig: Das Spiel vom deutschen Bettelmann. Dichtung von Ernst Wiechert.
18.00: Liebertstunde.
18.30: Aus dem Schallarchiv: Rückblick auf das Jahr 1932.
19.30: Hier sind alle deutschen Sender!
23.45: Uebergang ins neue Jahr!
0.15: Tanzmusik. Kapelle Otto Kermbach.

Sendung Leipzig (389.6)

Zwischensender: Dresden (319)

Gleichbleibende Wettervorhersage. 6.15: Turnstunde. ● 6.35: Frühkonzert ● 9.40: Wirtschaftsnachrichten. ● 9.45: Wetter. Wasserstand, Verkehr, Tagesprogramm. ● 9.55: Was die Zeitung bringt. ● 11: Wasserstandsnachrichten. ● 12. So. nur 13: Nachrichten. Wetter, Zeit. ● 13.15: Konzert. — anschließend: Börsenberichte. ● 15.35 und 17.50: Wirtschaftsnachrichten. ● 17. So. nur 15.45). ● 17.30: Wetter, Zeit (außer Fr. u. So., Mi. ca. 17.55).

Sonntag, 25. Dezember

5.30: Sehma i. Erzgebirge: Christmette.
7.00: Frühkonzert.
8.30: Orgelkonzert in der Thomaskirche, Leipzig.
9.00: Glockengeläut.
9.10: Morgenfeier.
9.45: Weihnachtsmusik in der Bach-Kantate.
11.05: Ansprache zum Weihnachtstag.
11.30: Bach-Kantate.
13.15: Mittagskonzert. Dresdner Philharmonie.
ca. 13.00: Ausschnitte vom Skisprungen in Oberwiesenthal.
14.00: Wetter und Zeit.
14.05: Das Programm der Woche.
14.30: Märlte. Eine Feierstunde mit Musik.
15.20: Beethoven: Septett (Es-Dur). Werk 20.
16.00: Ein Mensch wird geboren. Hörspiel.
17.00: Unterhaltungskonzert des Sinfonieorchesters.
18.30: Tanzabend. Der von Wagner. — In der 1. Pause (ca. 20.15): H. Rede: Die Entdeckung der Sängerlaube auf der Wartburg. — In der 2. Pause (ca. 21.40): Prof. Dr. Schmid: Uraufführung und berühmte Erstaufführungen des Tannhäuser.
22.15: Nachrichtendienst.
Anschl. Unterhaltungsmusikt.

Montag, 26. Dezember

6.15: Funkgymnastik.
7.00: Frühkonzert.
8.00: Der Waldbauer: Die Lage d. Landwirtschaft.
8.30: Orgelkonzert a. d. Hofkirche. Dresden.
9.00: Morgenfeier.
10.45: Stunde mit Büchern.
11.30: Bach-Kantate.
12.00: Mittagskonzert des Sinfonieorchesters.
14.00: Kinder. Das Wolfsmärchen Musicus.
14.40: Rich. Strauß: Sonate für Violoncello u. Klavier (B-Dur). Werk 6.
15.15: Aschenbrödel. Ein Märchen für Erwachsene.
16.30: Das Emdd-Orchester spielt zum Tanztee. — Dazwischen liest Curt Baumgarten heitere Kurzgeschichten.
18.30: Verlorene deutsche Lande. Textfolge von H. A. Zittel.
19.00: Ausschnitte aus dem Fußball-Ländertampf Deutschland—Polen der Arbeitersportler.
19.30: Fahrt ins Blaue.
20.00: Abendkonzert des Sinfonieorchesters.
22.05: Nachrichtendienst.
Anschl. London: Tanzmusik.

Dienstag, 27. Dezember

10.10: U. Wedlich erzählt Märchen von Grimm.
14.00: Aus der Welt des Erwerbslosen.
16.00: Reg.-Baumeister Voltland: Skilauf als Volkssport im Gelände.
16.30: Nachmittagskonzert des Sinfonieorchesters.
18.25: Französisch.
18.50: Wir geben Auskunft . . .
19.00: Robert Schumann: Sonate für Klavier (f-Moll). Werk. 14. Ausf.: Anne-Marie Bener.
19.30: Thüringer Dichtung. Vorspruch und Auswahl von Ernst Ludwig Schellenberg.
20.00: Berlin: Bunter Abend.
22.05: Nachrichtendienst.
Anschl. Unterhaltungskonzert (Schallplatten).

Mittwoch, 28. Dezember

10.10: Ferienstunde für die Kinder: Wer kann zaubern und Rätsel erfinden?
10.50: Charlotte Köhler: Frauen helfen einander.
14.00: Erwerbslosenfunk: Arbeitsstunde.
15.00: Achtung — Filmaufnahme! Besuch in der Filmstadt Neubabelsberg.
16.00: Jugendkonzert des Sinfonieorchesters.
18.00: Bunte Stunde für die Jugend.
18.10: Das gute Buch.
18.35: Italienisch.
18.55: Wir geben Auskunft . . .
19.05: Prof. Dr. Moll: Die gegenwärtige Währungstrage.
19.30: Militärkonzert.
20.00: Königsberg: Grenze im Osten. Kurzebrad.
21.00: Walther von der Vogelweide. Hörfolge.
21.35: Lieder und Gesänge mit Streichquartett.
22.35: Nachrichtendienst.
Anschl. Tanzmusik des Emdd-Orchesters.

Donnerstag, 29. Dezember

10.10: Ferienstunde für die Kinder: Wo bleiben unsere Vögel im Winter?
14.00: Filmberichte.
14.30: E. Ulser: Erwerbslosigkeit und Bewußtseinsbildung.
16.00: Künstlernachmittags Konzert.
18.00: Dr. Blanck: Zum 100. Todestag von Cotta.
18.15: Steuerrundfunk.
18.30: Spanisch.
18.50: Wir geben Auskunft . . .
19.00: H. Wiegand: Stimmen der Arbeiterschaft zur Kunst.
19.30: Volkstanz (Bandoneon)
20.00: Hamburg: Heiterer Abend.
21.00: Blick in die Zeit.
22.05: Nachrichtendienst.

Freitag, 30. Dezember

10.10: Ferienstunden für die Kinder: Geschichten u. Märchen.
14.00: Kunstberichte
14.30: Zwei politische Sendbriefen Dantes. Eingeleitet u. übertragen von Dr. Nachod.
15.15: Christa Haberland: Vogelschutz
16.00: P. Krannhals: Warum entwurzelt die Großstadt?
16.30: Nachmittagskonzert des Sinfonieorchesters.
17.30: A. Müller-Münz: Die drei Taae Ludwig Devrients (zum 100. Todestag)
18.00: Stunde mit Büchern.
18.25: Englisch
18.50: Gegenwartslexikon.
19.00: Dr. v. Sydow: Vom Seelenleben der Naturvölker.
19.30: Tagesfragen der Wirtschaft.
19.40: Wien: Die Bajadere. Operette v. Kalman.
22.00: Nachrichtendienst.
Anschl. London: Blasskonzert.

Sonnabend, 31. Dezember

10.10: Ferienstunde für die Kinder. Wenig bekannte Märchen von Anderlen.
14.00: Das Programm der Woche.
14.20: Kunstberatung.
14.40: Kunstnachrichten.
Anschl. Kinderstunde.
15.15: Kunstschach
16.00: Praktische Rechtskunde. Schwerkgedanken eines Juristen.
16.30: Musikberatung.
17.00: Das Spiel vom deutschen Bettelmann. Dichtung von Ernst Wiechert.
18.00: Unterhaltungskonzert des Sinfonieorchesters.
19.30: Hier sind alle deutschen Sender!
24.00: Ansprache und Glockengeläut.
0.10: Orgelkonzert a. d. Thomaskirche. Leipzig.
0.30: Münchner: Tanzmusik.

Sendung Deutsche Welle (1635)

Deutsche Welle: Sonntag, 25. Dezember

5.30: Sehma i. Erzgebirge: Christmette.
7.00: Hamburger Hafenkonzert.
8.55: Morgenfeier.
Anschl. Glockengeläut des Berliner Doms.
10.05: Wettervorherlage.
11.00: Deutscher See-Wetterbericht.
11.10: R. Graef: Mellanische Prophezeiungen.
11.30: Leipzig: Bach-Kantate.
12.05: Blasorchesterkonzert.
14.00: Heitere Stunde mit Josef Plaut.
15.00: Max Mtenonx Weihnachtsgeschichten.
15.20: Leipzig: Septett Es-Dur. op. 20, von L. van Beethoven
16.00: Leipzig: Ein Mensch wird geboren. Hörspiel.
17.00: Leipzig: Unterhaltungskonzert.
18.00: Kinder singen Weihnachtslieder.
18.15: Weihnachtsmusik auf alten Instrumenten.
19.00: Kein: Weihnacht im Dom. Schallplatten!
19.45: Ernst Wermeister spricht: Der Mensch des guten Willens.
20.10: Orchesterkonzert des Funkorchesters.
ca. 21.00: Wetter- und Sportnachrichten.
21.25: Fortsetzung des Orchesterkonzertes.
22.00: Nachrichtendienst
22.45: Deutscher See-Wetterbericht.
Anschl. Köln: Nachtmusik und Tanz.

Deutsche Welle: Montag, 26. Dezember

6.15: Funkgymnastik
6.35: Bremer Hafenkonzert.
8.15: Weihnachtsmorgen beim Imker.
8.35: Die Woche im Rückblick der Woche.
8.55: Morgenfeier.
Anschl. Glockengeläut des Berliner Doms.
10.05: Wettervorherlage.
11.00: Deutscher See-Wetterbericht.
11.30: Leipzig: Bach-Kantate.
12.00: Wilmersdorf: Mittagskonzert.
14.00: Stunde mit Büchern.

Deutsche Welle: Montag, 26. Dezember

6.15: Funkgymnastik
7.00: Frühkonzert.
8.00: Der Waldbauer: Die Lage d. Landwirtschaft.
8.30: Orgelkonzert a. d. Hofkirche. Dresden.
9.00: Morgenfeier.
10.45: Stunde mit Büchern.
11.30: Bach-Kantate.
12.00: Mittagskonzert des Sinfonieorchesters.
14.00: Kinder. Das Wolfsmärchen Musicus.
14.40: Rich. Strauß: Sonate für Violoncello u. Klavier (B-Dur). Werk 6.
15.15: Aschenbrödel. Ein Märchen für Erwachsene.
16.30: Das Emdd-Orchester spielt zum Tanztee. — Dazwischen liest Curt Baumgarten heitere Kurzgeschichten.
18.30: Verlorene deutsche Lande. Textfolge von H. A. Zittel.
19.00: Ausschnitte aus dem Fußball-Ländertampf Deutschland—Polen der Arbeitersportler.
19.30: Fahrt ins Blaue.
20.00: Abendkonzert des Sinfonieorchesters.
22.05: Nachrichtendienst.
Anschl. London: Tanzmusik.

Dienstag, 27. Dezember

10.10: U. Wedlich erzählt Märchen von Grimm.
14.00: Aus der Welt des Erwerbslosen.
16.00: Reg.-Baumeister Voltland: Skilauf als Volkssport im Gelände.
16.30: Nachmittagskonzert des Sinfonieorchesters.
18.25: Französisch.
18.50: Wir geben Auskunft . . .
19.00: Robert Schumann: Sonate für Klavier (f-Moll). Werk. 14. Ausf.: Anne-Marie Bener.
19.30: Thüringer Dichtung. Vorspruch und Auswahl von Ernst Ludwig Schellenberg.
20.00: Berlin: Bunter Abend.
22.05: Nachrichtendienst.
Anschl. Unterhaltungskonzert (Schallplatten).

Mittwoch, 28. Dezember

10.10: Ferienstunde für die Kinder: Wer kann zaubern und Rätsel erfinden?
10.50: Charlotte Köhler: Frauen helfen einander.
14.00: Erwerbslosenfunk: Arbeitsstunde.
15.00: Achtung — Filmaufnahme! Besuch in der Filmstadt Neubabelsberg.
16.00: Jugendkonzert des Sinfonieorchesters.
18.00: Bunte Stunde für die Jugend.
18.10: Das gute Buch.
18.35: Italienisch.
18.55: Wir geben Auskunft . . .
19.05: Prof. Dr. Moll: Die geg

Eine Seite Kurzweil

Humoreske von Ludwig Waldau

„Na doch, ja! Du wirst deine Gans noch früh genug haben!“ knurrte Liebscher Hermann und drückte mit einem nicht gerade zärtlichen „n Nacht!“ die Tür hinter sich zu. Er war verärgert. Heute war doch erst Mittwoch und der nette Feiertag doch erst nächsten Sonntag; da kam doch die Gans noch 'n paarmal zurecht! Das Getreibe! Die Frauen können weiß Gott nichts erwarten! Wütend hatte Hermann Liebscher los, seinen Kegelabend zu.

Heute war Auszahlung der Spargelder und — das war ihm das Wichtigste! — heute wurde auch eine Weihnachtsgans ausgeschoben; eine schöne, fette, lebende Gans! Das hatte er natürlich seiner Emilie nicht erzählt; erstens brauchte seine Dame nicht alles haarklein zu wissen, und zweitens wollte er sie mit der Gans überraschen! Wenn — ja, wenn er sie gewänne. Nun, Mühe wollte er sich schon geben; das stand fest. Denn wenn ihm das Glück hold, dann brauchte er keine Gans zu kaufen und sparte so allerhand Geld.

Und Liebschers Hermann hatte wieder mal „Schwein“, wie seine Kegelbrüder von der „Schiefen Ecke“ konstatierten: Als das Wettkegeln zu Ende, wurde ihm als Sieger feierlich der erste Preis, eine reizende, lebende Weihnachtsgans überreicht und unter dem üblichen, dreimal donnernden „Gut Holz!“ drückte er freudig bewegt das aufgeregt schnatternde Federvieh an sein gerührtes Ehemisett.

Selbstredend wurde der Sieg, der Gewinn, heftig „begossen“, und als sich die „Schiefe Ecke“ endlich auf den Heimweg machte, hatte auch Liebscher Hermann eine „Kurve“, die sich sehen lassen konnte. Außerdem hatte er schwer mit seinem Gewinn zu kämpfen: die unruhige, unter den Arm geklemmte Weihnachtsgans versuchte aller Nasen lang, ihm die seine mit dem Schnabel abzuhacken. Aber endlich stand er doch mit Hilfe seiner Kegelbrüder vor seiner Behausung. Noch ein letztes übermütiges „Gut Holz!“ und „Vergnügte Christbaumlichter!“, und er tappste im Finstern durch den heimatlichen Hausflur. Na, seine Emilie würde ja früh beim Aufstehen die Augen aufknipsen über die wunderbare, billige Weihnachtsgans!

Da auf einmal lief es dem guten Hermann eiskalt den breiten Buckel runter: Donnerkiel, wohin denn nun mit dem Vogel die Nacht über!?! Ratlos stand er im Finstern; daran hatte er nicht gedacht! Doch irgendwo mußte das Vieh ja schließlich übernachten, und so klinkte Hermann endlich entschlossen die Küchentür auf und schob die Gans hinein in das Bereich ehefraulicher Kochkünste. Dann schlich er leise und schmunzelnd ins Bett.

Seines Entschlusses aber, als erster am andern Morgen aufzustehen, um so die weihnachtsgansliche Ueberraschung genügend vorbereiten zu können, tastierte ein schnödes Schicksal dergestalt, als es ihm einen Schlaf bescherte, der der „Feuchtigkeit“ des abvolvierten Kegelabends nur allzusehr entsprach: Als seine ihm ehelich verbundene Emilie frühmorgens ihren Schlummerpfühl entstieg, schnarchte ihr Hermann noch und zwar so, daß die Lampe auf dem Nachttisch klirrte. Und so kam es, daß Mama Liebscher und nicht der glückliche Kegelgansgewinner zuerst der Küche zustrebte. Und kaum hatte sie die Küchentür in der Hand, als auch schon das wachsame Kabitolweib mit lautem Wutgegakle auf sie eindrang! Mama Liebscher — nackisch in Unterrock, Nachtjacke und lockengewickeltem Haupt — kreischte entsetzt auf und flohl Flohl wie von Furien gepeitscht von Zimmer zu Zimmer; verfolgt von der bösen spektakelnden Gans!

Am ersten Feiertag gab's bei Liebschers — Hasenbraten! Der Hausfrau war in jener denkwürdigen Nacht der Appetit auf Gans reichlich vergangen und ihr Hermann hatte des Unglücksviehs schleunigst aus dem Hause entfernen müssen. Und nur die längst ersehnte neue Kücheneinrichtung hatte den getrübten Ehehimmel wieder aufhellen, die „Weihnachtsgans“ vergessen machen können.

„Charlie, wie kannst du bloß so entsetzlich schwindeln und sagen, du seist schon mal geflogen?“

„Na hör mal, Papa, da hast du aber zuerst geschwindelt. Wer hat mir denn erzählt, daß mich der Klapperstorch gebracht hat?“

(Bire.)

*

Friseur: „Mein Herr, habe ich Sie nicht schon früher einmal rasiert?“

Kunde: „Nein, nein die Schmisse stammen noch aus meiner Studentenzeit!“

(Humorist.)

*

Zwei Autos kommen einander entgegen. In dem einen sitzt eine Dame, in dem andern ein Herr. Man kommt knapp an einem Zusammenstoß vorbei.

„Wissen Sie denn nicht, daß Sie einer Dame, die Ihnen entgegengefahren kommt, die Hälfte der Straße überlassen müssen?“

„Natürlich, wenn ich erst einmal weiß, für welche Hälfte sie sich entschieden hat . . .“

(Lite.)

„Wo warst du denn so lange, Bobby?“

„Im Kittchen!“

„Warum denn im Kittchen?“

„Weil ich zu langsam gefahren bin!“

„Na, hör' mal, das versteh' ich nicht!“

„Aber Mensch, wenn ich schneller gefahren wäre, hätte mich die Polizei doch nicht eingeholt!“

(Punch.)

*

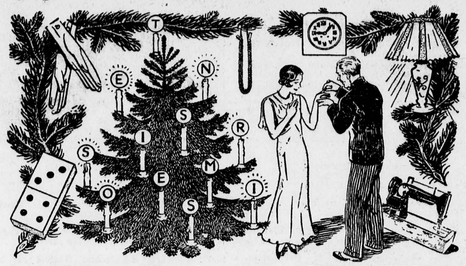
„Johann! Heute abend, wenn wir Gäste haben, werde ich Sie „Jean“ rufen!“ — „Na wohl, und wie soll ich den gnädigen Herrn nennen?“ — „Idiot!“ — „Geht in Ordnung!“

*

Professor Wüstlich hat den Alkohol behandelt und stellt nun das Thema zur Diskussion. Fritz Unband meldet sich für eine Frage: Anerkannte Tatsache ist, daß der Alkohol jungen Menschen zu Kopfe steigt, während er bei ältern in die Beine geht. Wie erklärt die Wissenschaft das?“ — „Das beweis ich schwächste Organ reagiert immer am stärksten darauf“, erklärt Wüstlich streng sachlich.

Lustige Weihnachts-Bescherung

Ein Rätselspiß für die Feiertage



Eine lustige Weihnachtsbescherung! Da machen Sie doch sicher gerne mit? Besonders, wenn wir Ihnen versprechen, daß auch für Sie eine kleine Gabe abfällt. Also, beginnen wir:

Wir zünden die Weihnachtskerzen an.

Aber, bitte, in richtiger Reihenfolge. Dann ergeben nämlich die Buchstaben, die sie zieren, die vier ersten Worte eines Liedes, das wir am Heiligen Abend wohl alle singen werden. Doch was ist das? Ein Buchstabe ist uns als unverwendbar übrig geblieben. Den wollen wir uns merken, wir brauchen ihn noch.

Der Gabentisch.

Sechs Weihnachtsgeschenke sehen wir. Ein siebentes Geschenk, das Werk eines deutschen Dichters, ist hinter dem Weihnachtsbaum versteckt. Wie dieser Dichter heißt, verraten uns die An'angsbuchstaben der anderen Geschenke, wiederum in richtiger Reihenfolge. Den Anfangsbuchstaben des Dichternamens prägen wir gleichfalls unserem Gedächtnis ein.

Die Ueberraschung

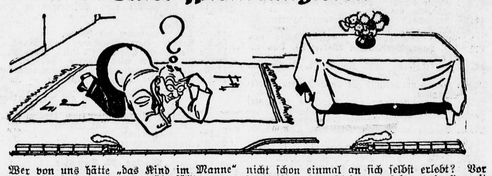
Krönung des Abends ist eine Familienfeier, deren Hauptbeteiligte Sie hier sehen. Unsere Glückwünsche der . . . und den . . . . ! Der fünfte Buchstabe der zwei hier angedeuteten Worte, in beiden Fällen der gleiche, ist der dritte und letzte, den wir suchen

Und unsere Gabe für Sie . . .

ist der Wunsch, daß es Ihnen auch im neuen Jahre nicht an dem fehlen möge, was uns allen nottut, an . . .

Da worans? Die drei gesuchten Buchstaben haben es Ihnen wohl längst verraten!

Vater spielt rangieren



Wer von uns hätte „das Kind im Manne“ nicht schon einmal an sich selbst erlebt? Vor allem die Versuchung, die uns überfällt, wenn wir lächelnd den Kleinen zusehen, wie sie mit ihren Miniaturausgaben der modernen Technik basteln und bauen, die Versuchung nämlich, ihnen die kleinen Maschinen oder Bausteine oder was es gerade sei, aus der Hand zu nehmen, um ihnen mit der Ueberlegenheit des Erwachsenen zu zeigen, wie man es „richtig“ anpackt.

Oh unser Besserwissen auf sie wirklich immer den gewünschten Eindruck macht?

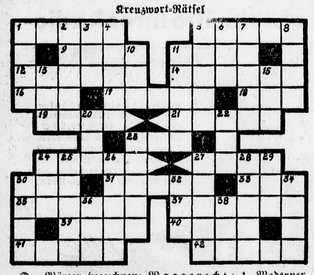
Hier sehen Sie einen Vater — bei all seiner sonstigen Ueberlegenheit — arg in Nöten. Denn er bringt es nicht einmal zustande, einen Eisenbahnzug mit sechs Wagen von A nach B zu führen, weil auf der eingleisigen Strecke ein Zug mit ebensoviel Wagen in entgegengesetzter Richtung fährt, der wiederum von B nach A zu führen ist.

Eine Weiche steht freilich zur Verfügung, aber sie bietet höchstens für eine Lokomotive und drei Wagen Platz.

Ist diese Rangieraufgabe durchführbar oder nicht? Sein kleiner Sohn behauptet, ihm sei beim gedankenlosen Spiel ihre Lösung schon oft geglückt.

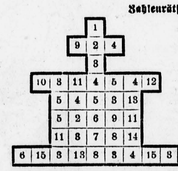
Aber der Vater schafft es nicht. Können Sie ihm rasch helfen?

Kreuzwort-Rätsel



Die Wörter bezeichnen: Waagerecht: 1. Moderner Operettenkomponist, 5. menschliche Ansiedlung, 9. Stand, 11. kleinster Teil, 12. Mondnöttin, 14. Musikstück, 16. englischer Männername, 17. asiatisches Hustier, 18. feuchter Niederschlag, 19. Märchen, Erzählung 21. Farbüberzug, Schmelz, 23. Fluß in Polen, 24. Hautauftreibung, 27. Frauenname, 30. französische Münze, 31. Nebenfluß der Weser, 33. Stadt in Neu-Italien, 35. chinesischer Götzentempel, 37. grobes Baumwollgewebe, 39. Paradiesgarten, 40. Kuchenwürze, 41. germanische Schriftzeichen, 42 Wohlgeschmack. — Senkrecht: 1. Würde, 2. Brettspiel, 3. Abschiedsgruß, 4. feste Einnahme d. deutscher Dichter, 6. Erdart, 7. italienischer Geigenbauer, 8. edle Eigenschaft, 10. Schwester der Rahel, 11. Erdteil, 13. Göttin der Morgenröte, 15. Bergeinschnitt, 20. landschaftlich geschlossener Teil einer germanischen Völkerschaft, 22 Tierlabaver, 24 chemisches Element, 24. Schlange, 25. Männername, 26. Verkaufsraum, 27. Kampfplatz, 28. Schauspiel von Goethe, 29. Englisches Bier, 30. Fährte, 32. Erkönigin von Spanien, 34. Gestalt aus „Don Carlos“, 36. Gedichtart, 38. englische Anrede.

Zahlenrätsel.



Note
Kanton der Schweiz
Note
Kasus
Rangbezeichnung
Nebenfluß der Donau
König von Aegypten
Weiblicher Name

Die senkrechte Mittelreihe bezeichnet den Quellfluß der Iller.

Ergänzungsrätsel.

Von den nachstehend angegebenen Silben sollen durch Hinzufügung von je einer Silbe zweisilbige Wörter von der dabei angegebenen Bedeutung gebildet werden. Werden die Wörter richtig ergänzt, so bildet jedesmal die Endsilbe des ersten Wortes mit der Anfangssilbe des zweiten Wortes ein neues Wort. Werden die so gefundenen dritten Wörter richtig geordnet, so nennen ihre Anfangsbuchstaben den Namen eines Kurkurortes im Harz.

E	—,—	pham	= Stadt in Böhmen und Knabenname.
Au	—,—	ter	= bekannter Politiker und Jahreszeit.
Au	—,—	thin	= Komponist u. Stadt i. d. Provinz Sachsen.
Le	—,—	ver	= Mädchenname u. Stadt im Nordamerika.
Kar	—,—	bel	= Fahrzeug und Tischgerät.
Hal	—,—	mast	= Stadt in der Provinz Sachsen u. Gewebe.
Tan	—,—	baud	= Baum und Knabenname.
Gä	—,—	fort	= Göttin und französische Festung.
Band	—,—	gow	= Zeitmesser und Stadt in Schottland.

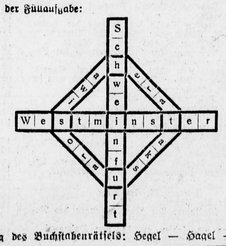
Auflösungen aus Nummer 38

Lösung: Wer von beiden ist Anton? Wir können zwar nicht beweisen, welcher Anton ist, aber wir können beweisen, welcher Karl sein muß, und damit ist indirekt auch Antons Identität erwiesen. Wenn Sie unser Bild aufmerksam betrachtet haben, so kann Ihnen nicht entgangen sein, daß Karl ein nicht ganz alltägliches Geschenk bekam, nämlich eine Linkshämmer, wie sie eigens für Linkshänder angefertigt wird. Linkshänder ist aber offensichtlich der junge Mann, der den Nagel einschlägt, denn er hält den Hammer in der linken Hand. Anton, der die Mütze bekam, steht daher rechts, mit dem Rücken in der rechten Hand.

Lösung des Kreuzworträtsels: Waagerecht: 1. Lehe, 4. Eton, 8. Omega, 10. Olive, 11. Sir, 12. Sud, 13. Aar, 14. Rune, 16. Carl, 18. Menorca, 20. Malabar, 24. Sela, 25. Atom, 27. Kar, 28. Dur, 29 Hof, 31 Agave, 32. Grade 33. Bonn, 34. Ines. — Senkrecht: 1. Los, 2. Emir, 3. Serum, 5. Tara, 6. Oval, 7. Ner, 9. Alen, 10. Oder, 15. Nepal 17. Achat, 19. Oda, 20. Meran, 21. Lade, 22. Bari, 25. Rohan, 24. Sago, 26. Mode, 27. Kap, 30. Fes.

Lösung des Silbenrätsels: 1. Wallis, 2. Eisenbahn, 3. Regeneration, 4. Gobi, 5. Arkanias, 6. Regiment, 7. Narzisse, 8. INRI, 9. Chinchuien, 10. Tarragona, 11. Seminar, 12. Christian, 13. Eurepe, 14. Redakteur, 15. Phantasium, 16. Elektra 17. Normen, 18. Kastellan. — Wer gar nicht scherzen kann, ist ein armer Mann.

Lösung der Zündaufgabe:



Lösung des Buchstabenrätsels: Hegel — Hagel — Hügel.

Verantwortlich für den Gesamtinhalt: Chefredakteur Fritz Walter, Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt A.G., Paderborn